

Stephen Bannon, Jacqueline Badran, Gilles Marchand

DIE WELTWOCHEN

Nummer 9 – 2. März 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Stadtpräsident
von Graffenried**
Warum die Reithalle
zu Bern gehört

Asyl

Schadet Andreas Glarner der SVP?

Video-Games

Ratschläge für Eltern

Literatur

Das Genie Stefan Zweig

Bersets vermurkste Reform

Warum man seine AHV-Vorlage
versenken sollte



Männer

Aufstand der Waschlappen

Bundeshaus

Unsere Lügenpolitiker

Deutschland

Otto Schily im Gespräch



GENEVA
INTERNATIONAL
**MOTOR
SHOW**

87.

Internationaler

Auto-Salon

und Zubehör

9.–19. März 2017

Genf

www.gims.swiss

[#GimsSwiss](https://twitter.com/GimsSwiss)



CO₂
TIEFER
LEGEN

 **SBB CFF FFS**
Bequem mit dem Kombibillet Bahn + Eintritt.

Intern

«Unsere Lügenpolitiker»: Diese Zeile elektrisierte uns an der Redaktionssitzung auf Anhieb, ist es doch zu einer billigen Selbstverständlichkeit geworden, im Hochgefühl moralischer Überlegenheit auf Donald Trump zu zeigen und ihn als lügenhaften Präsidenten zu brandmarken. Christoph Mörgeli und Philipp Gut haben recherchiert, wie es um die Wahrheitsliebe von Schweizer Spitzenpolitikern steht. Rasch war das moralische Gleichgewicht wiederhergestellt. **Seite 20**



Plädoyer für die Reithalle: Alec von Graffenried.

Alec von Graffenried sagte sofort zu, als wir ihn baten, in der *Weltwoche* darzulegen, warum er auch nach der jüngsten Gewalteskalation rund um die Berner Reithalle nicht daran denkt, den Skandalbetrieb einzustellen. Der Berner Stadtpräsident lieferte einen engagierten Text, in dem er erklärt, warum die Reithalle eine kulturelle Bereicherung darstelle und aus der Bundesstadt nicht wegzudenken sei. Er wisse zwar, sagte er, dass die *Weltwoche* die Krawalle viel kritischer sehe. Gerade diese Meinungsdivergenz scheint den sportlichen Grünen mit Patrizierblut jedoch angespornt zu haben. **Grossartig. Seite 33**

Roger de Weck, abtretender Generaldirektor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft, hatte gegenüber der SRG-kritischen *Weltwoche* die Zugbrücke hochgezogen. Etwa so, wie Donald Trump es mit den von ihm identifizierten «Fake News»-Kanälen handhabt: keine Interviews und schon gar kein Zugang zu internen Informationen gewährend. Ein etwas liberaleres Regiment als der gestrenge SRG-Fürst führt de Wecks designierter Nachfolger Gilles Marchand. Auf ein persönliches Treffen zwecks Porträt liess er sich zwar auch nicht ein (wegen Auslandswesenheit und wegen der Termindichte in der Agenda). Immerhin erklärte sich der neue Herrscher über das öffentlich finanzierte Milliardenimperium bereit, Fragen schriftlich zu beantworten. Ein SRG-Chef, der auf Kritiker zugeht? Was dies für die derzeit im Parlament virulente Mediendebatte um die «No Billag»-Initiative bedeutet, lesen Sie auf **Seite 34**.

Während sein Boss täglich die Welt auf Trab hält, schweigt Stephen Bannon eisern. Nun

meldete sich Donald Trumps Strategiechef erstmals seit dessen Amtsantritt öffentlich. Beim jährlichen Treffen konservativer Aktivisten (CPAC) umriss Bannon die Kernthemen der Trump-Regierung und griff die «Mainstream-Medien» frontal an. «Wenn ihr glaubt, sie werden uns Amerika kampflos überlassen, dann habt ihr euch leider getäuscht.» Die Beobachter waren sich einig: «Steve Bannon erobert die Republikanische Partei» (*The New Yorker*). «Er ist das Hirn der Operation» (Fox News). Die *Weltwoche* druckt die zentralen Passagen von Bannons Auftritt ab. **Seite 40**



Instinktsicherer Dichterblick: Dieter Zwicky.

In eigener Sache: Die *Weltwoche* hat eine lange literarische Tradition, hier schrieben Thomas und Golo Mann, Hermann Hesse, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Hugo Loetscher. Auch in der Gegenwart setzt unser Blatt belletristische Akzente. Unser Korrektor Dieter Zwicky durfte für sein Buch «Hihi – Mein argentinischer Vater» aus den Händen von Kulturminister Alain Berset den Schweizer Literaturpreis entgegennehmen. Wir gratulieren dem Kollegen herzlich und sind froh, dass er unsere Artikel mit seinem instinktsicheren Dichterblick scannt.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigenendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



© Canadian Photo Adventures, Cam Fischer (Travel Alberta)



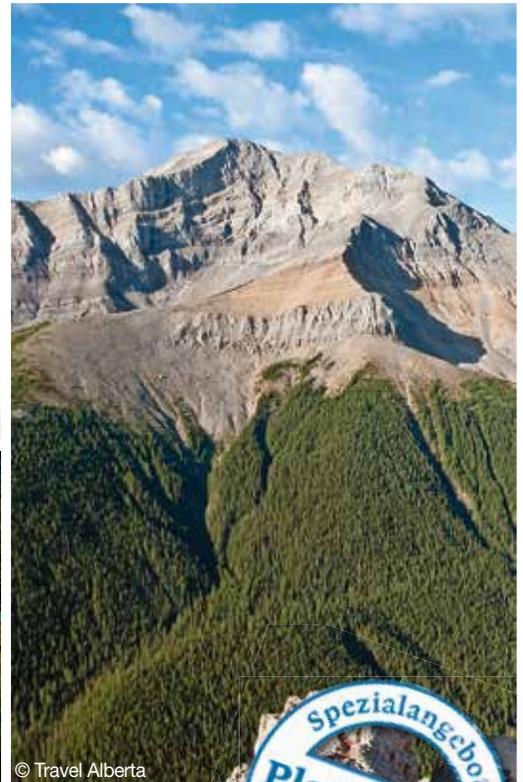
© Travel Alberta, Stevin Tuchwsky @stevint



© Banff & Lake Louise Tourist, Paul Zizka (Travel Alberta)



© Travel Alberta, Sean Thonson



© Travel Alberta



British Columbia und Alberta

Abenteuer Kanada

Glasklare Bergseen, majestätische Gletscher, Grizzlies und Wapitis – der Westen Kanadas ist ein Naturwunder. Auf unserer 14-tägigen Fernreise von Vancouver nach Victoria geniessen Sie die unvergleichliche Schönheit der Provinzen British Columbia und Alberta.

Vancouver, die junge Metropole des kanadischen Westens, stimmt Sie ein auf das bevorstehende Reiseabenteuer. Atemberaubend ist der Blick vom 1231 Meter hohen Grouse Mountain. Sie tauchen ein in das pulsierende Leben auf Granville Island, das heute ein lebendiges Einkaufs- und Kulturviertel ist. Im Okanagan Valley degustieren Sie Topweine des Anbaugebietes. Sehenswürdigkeiten mit klangvollen Namen wie Banff, Jasper und Lake Louise zählen zu den weiteren Höhepunkten dieser Exkursion. Unberührte Landschaften, üppige Regenwälder, gigantische Berge: Auf der legendären Nationalparkroute erleben Sie die einzigartige Vielfalt der kanadischen Wildnis. Unvergesslich sind die Eindrücke auf der Fahrt durch die Rocky Mountains bis in den Skiort Whistler, den Austragungsort der Olympischen Winterspiele 2010. In Lillooet packt Sie das Goldfieber, im Offroad-Bus geht es auf den Athabasca-Gletscher in eine Welt aus Schnee und Eis. Im beschaulichen Victoria erkunden Sie prachtvolle Gärten, Parks und historische Gebäude. Zum krönenden Abschluss haben Sie Gelegenheit, im pazifischen Ozean stolze Orcas und Buckelwale zu beobachten.

Reiseprogramm (Auszug):

- 1./2. Tag: **Flug nach Vancouver**
Stadtbesichtigung, Queen Elizabeth Park, Granville Island; Grouse Mountain (fakultativ)
3. Tag: **Kelowna und Kanadas Weine**
Okanagan Valley, Kanadas Top-Weinanbaugebiet; Degustation auf einem Gut
- 4./5. Tag: **Legendäre Nationalparkroute**
Mount Revelstoke-Nationalpark; Glacier- und Yoho-Nationalparks; Banff-Nationalpark; Valley of the Ten Peaks; Lake Louise
6. Tag: **Icefields Parkway, Athabasca-Gletscher**
Jasper-Nationalpark; Columbia Icefield
7. Tag: **Jasper und Maligne Canyon**
Yellowhead Highway; Kamloops
- 8./9. Tag: **Lillooet und Fahrt nach Whistler**
Goldrausch und weltbekanntes Skigebiet
10. Tag: **Parksville auf der Pazifikinsel**
Vancouver Island, Horseshoe Bay; Schifffahrt nach Nanaimo; Parksville
- 11./12. Tag: **Victoria und Giganten des Meeres**
Stadtbesichtigung; Whale Watching im Pazifik (Preis inkl. Schifffahrt Fr. 80.–)
- 13./14. Tag: **Rückreise und Ankunft in Zürich**

Platin-Club-Spezialangebot

14-tägige Kanada-Reise British Columbia und Alberta

Reisetermin: 8. bis 21. Juni 2017

Leistungen:

- Flug Zürich–Vancouver–Zürich
- Fahrten und Transfers im klimatisierten Reisebus
- Schifffahrten von Horseshoe Bay nach Departure Bay und von Swartz Bay nach Tsawwassen
- 12 Übernachtungen in Drei- bis Viersternehotels und -Lodges in Vancouver, Kelowna, Banff, Jasper, Kamloops, Whistler, Parksville und Victoria
- Täglich landestypisches Frühstück
- Weinprobe im Okanagan Valley
- Rundreise «Kanadas weiter Westen»
- Deutschsprechende Reiseleitung

Zusätzlich buchbare Ausflüge:

Blick vom Grouse Mountain, inkl. Gondelfahrt: Fr. 60.–
«Giganten des Meeres», inkl. Schifffahrt: Fr. 80.–
Verpflegungspaket Halbpension (12 Abendessen in den Hotels): Fr. 430.–

Spezialpreise:

Fr. 5880.– pro Person im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 1430.–

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement unter Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.com.
Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno, www.mondial-tours.de

www.weltwoche.ch/platinclub



Fake-News-«Arena»

Warum SRF-Moderator Jonas Projer dank Donald Trump zu einem besseren Journalisten werden könnte. *Von Roger Köppel*

Fake News am Leutschenbach: Seine letzte «Arena»-Sendung eröffnete Moderator Jonas Projer mit der verwegenen Behauptung, US-Präsident Donald Trump habe «die Medien» als «Feinde des amerikanischen Volks» bezeichnet. Er bezog sich damit auf einen vieldiskutierten Twitter-Eintrag des mitteilungsbedürftigen neuen Chefs im Weissen Haus aus letzter Zeit.

SRF-Mitarbeiter und «Arena»-Gast Roger Schawinski nahm den Steilpass mit vibrierender Stimme auf, seine Empörung dem Publi-



Fake-News-Projer in Aktion.

kum geradezu entgegenschleudernd: «Wer das sagt, hat eine Grenze überschritten [...]. Wer das sagt, ist gegen die Demokratie.» Das wollte Schawinskis SRF-Kollege Projer hören. Das sass.

Dumm nur, dass Trump diesen Satz so nie gesagt hat. Sein Original-Tweet vom 17. Februar, 22 Uhr 48, lautete: «Die FAKE-NEWS-Medien (die scheiternde @nytimes, @NBC-News, @ABC, @CBS, @CNN) sind nicht mein Feind, sie sind der Feind des amerikanischen Volkes.» Was immer man von dieser Feststellung halten mag, es ist, anders als von Projer und Schawinski sinnentstellend kolportiert, keine pauschale Verurteilung «der Medien» als «Feinde» der Amerikaner, sondern lediglich eine Kritik an ganz bestimmten, namentlich genannten Medienunternehmen.

Nichts gegen Kritik und Misstrauen, aber das gesunde Mass ist längst überschritten. Amerikanische Medien unterstellten Präsident Trump, er habe die Büste des schwarzen Bürgerrechtlers Martin Luther King aus dem Weissen Haus entfernen lassen. Ziel der frei erfundenen Meldung war es, Trump als Rassisten zu «entlarven». Zur gleichen Zeit berichtete CNN von angeblichen «Dokumenten», die belegen würden, dass Trump perverse Sexpartys

in Moskau gefeiert habe. Auch diese Nachricht war falsch. Was allerdings den *Tages-Anzeiger* nicht hinderte, die erfundenen Vorwürfe detailliert und brühwarm nachzubeten.

Nicht er führt einen Krieg gegen «die Medien», aber viele bekannte und renommierte Medienhäuser führen Krieg gegen Trump. Hier geht es längst nicht mehr darum, einen mächtigen Politiker mit sachlichen Einwänden kritisch zu hinterfragen. Viele der einst tonangebenden linken Mainstream-Häuser stehen im Kampf gegen einen rechten Präsidenten, den sie nie gewollt haben. Eigentlich ist es ein gewaltiger Betrug am Publikum: Die Fake-News-Unternehmen missbrauchen ihre staatlich garantierte Freiheit und ihren Anspruch, einigermassen wahrheitsgemäss zu berichten, für einen Rufmord aus politischen Motiven. Weil man Trump an den Urnen nicht stoppen konnte, soll jetzt rückwirkend seine Wahl delegitimiert, kaputtgeschrieben werden.

Das ist keine gegenhysterische Übertreibung. Seit Monaten und Wochen unterstellen namhafte Medienhäuser, die Russen hätten den angeblichen Putin-Freund Trump aus dem Hintergrund ins höchste Amt gehandelt. Hiermit soll ernsthaft angedeutet werden, die US-Wahl könne «getürkt», von Moskau arrangiert oder wenigstens matchentscheidend beeinflusst worden sein. Nicht einmal das durchgeknallteste aller Trump-Tweets über Modeketten oder Restaurantkritiker kommt an diese Verschwörungstheorie heran. Glauben deren Verbreiter wirklich, der Kreml habe Millionen US-Stimmbürger hypnotisch ferngesteuert?

Es ist keine Entschuldigung, dass sich der Präsident einen Teil der Häme und des Drecks durch eigene Entgleisungen selber zuschulden kommen liess. Ich kann nicht meine eigenen Dummheiten mit den Dummheiten eines an-



Hassobjekt Trump.

deren rechtfertigen, auch wenn es sich um den mächtigsten Mann der Erde handelt. Bereits wird der US-Präsident in seriösen Sendeanstalten einfach so mit Hitler und Lenin gleichgesetzt, zwei der grössten Massenmörder des letzten Jahrhunderts. Wo bleibt hier eigentlich der empörte Aufschrei der moralisch sonst so empfindsamen Mainstream-Presse? Wo sind all die Mahner und Schawinskis, die bei jeder anderen passenden Gelegenheit wortreich ihren Zeigefinger heben? Richtig: Trump ist nicht links, also ist alles gegen ihn erlaubt.

Auch Projers Zitatverfälschung in der letzten «Arena» gehört zum Genre dieser rabiaten linken «Lügenpresse». Es ist ein hässliches Wort, aber leider kann man ihm eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Wobei die Medien nicht lügen, indem sie einfach Sachverhalte oder Aussagen frei erfinden. Das mag vorkommen, aber viel häufiger ist die gezielte Verdrehung, die sinnentstellende Auslassung, die verfälschende Wiedergabe tatsächlicher Handlungen oder Aussagen. Man lauert auf etwas, um daraus etwas anderes zu machen. Das ist die gemeine Taktik dieser journalistischen Inquisitoren, die sich nicht für das interessieren, was einer wirklich denkt, sondern die akribisch darauf hinarbeiten, Leute, deren Gesinnung ihnen nicht passt, moralisch anzuschwärzen. Inquisitoren wännen sich im Besitz von Wahrheit und Moral. So ermächtigen sie sich zum Gebrauch der unmoralischsten Methoden.

Natürlich geht es hier um links und rechts. Es geht um Politik und die eigene Agenda. Das ist das Gute an der aktuellen Jagd auf Trump: Grosse Mainstream-Medien und staatliche Sendeanstalten, die ihre angebliche Unvoreingenommenheit wie einen Heiligenschein herumtragen, entzaubern sich vor aller Augen zu dem, was sie schon immer waren: weltanschauliche Anstalten mit politischer Färbung, erstaunlich einseitig, erschreckend unprofessionell, im Zweifelsfall links, aber in ihrer Unfähigkeit oder Unwilligkeit, sich den eigenen Standpunkt einzugestehen, zwangsläufig unehrlich und verlogen. Diese Verlogenheit kommt jetzt, dank Trump, ans Licht.

Wir bleiben guter Hoffnung: Indem Trump ihre Lebenslügen aufdeckt, macht er aus seinen Feinden wahrscheinlich bessere Journalisten.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Digitalradio
DAB+

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen
und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central.

News & Infos: radiocentral.ch



RadioCentral

UKW-Frequenzen in der Region: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 89.4; 91.1; 88.7 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9, Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch



Weg aus dem Dilemma: Baeriswyl. Seite 24



Linke Gewalt in Bern: Seite 9



«Die EU ging aus allen Krisen bisher gestärkt hervor.»

Otto Schily: Seite 48

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Linke Doppelmoral
- 9 Im Auge Massimo D'Alema
- 10 Migration Falsche Signale
- 10 Deutschland
Bruder Martins Zaubertrick
- 11 Flüchtlingskrise Ruinöse Geschenke
- 11 Geschlechter Der dritte Weg
- 12 Personenkontrolle Blum, Berset, Bourgeois, Bertschy etc.
- 13 Nachruf Neil Fingleton
- 18 Mörgeli
Hartbleibender Gerhard Pfister
- 18 Bodenmann
Thierry kann nicht rechnen
- 19 Medien Die Metatheorie
- 19 Die Deutschen Land ohne Volk
- 42 Trumps Woche

Inland

- 14 Bersets vermurkste Reform
Die AHV-Reform ist mangelhaft
- 17 Stunde der Strippenzieher
Akteure der «Altersvorsorge 2020»
- 20 Trump-Syndrom im Bundeshaus
Auch Schweizer Politiker lügen
- 24 Pascale Baeriswyl Die Pläne
der neuen EU-Unterhändlerin
- 25 Politik «Auftrag zur Kündigung»
- 26 Freisinniger Wechselstrom
Der Schlingerkurs der FDP
- 27 SBB Falsche Weichenstellungen
- 28 Jacqueline Badran
Lichtgestalt der Linken
- 29 Rotes Mobbing Der Fall Mario Fehr

30 Andreas Glarner

- Kritik am Stil des SVP-Politikers
- 32 Kungeln auf Lebenszeit
Das Solothurner Machtkartell
- 33 Alec von Graffenried Der Berner
Stadtpräsident zu den Krawallen
- 34 Napoleons Nachfolger
Gilles Marchand, der neue SRG-Chef
- 35 Fernsehen Narzissten willkommen

Ausland

- 40 Stephen Bannon Trumps Strategie
warnt vor «globalisierten Medien»
- 41 Bannons Welt Kurzanalyse
- 43 Exklusives Geschnatter
Präsident Donald Trump räumt auf
- 43 Dan Scavino Trumps Sekundant
- 44 Warten auf den Sieg über den IS
Entwicklung im Nahen Osten
- 46 Freie Wahlen und böse Buben
Eingriffe in demokratische Wahlen
- 51 Mehdi und seine Medien
Der Hass des Vorzeige-Muslims
- 51 Wahlkampf in Frankreich
Macron distanziert Fillon

Interview

- 48 «Durchlauferhitzer für Terroristen»
Der grosse Politiker Otto Schily über
Merkel, Trump und Populismus

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 «All you need is love»
Biografie von Jean-Claude Biver
- 68 «Die Menschen wollen trinken»
Jason Burke kämpft gegen den Kater

Kultur & Gesellschaft

- 36 Einstürzende Sandburgen
Allan Guggenbühl über Killer-Games
- 37 Popkultur Rebellion light

Literatur-Spezial

- 54 Inhalt Krimis, Klassiker und
Neuerscheinungen

Rubriken

- 52 Ikone der Woche
Elegante Gratulantin
- 54 Die Bibel Frau und Mann
- 65 Sprache Tenor August
- 67 Knorr «Silence»
- 67 Jazz Julia Hülsmann Trio
- 70 Thiel Zukunftsautomat
- 70 Namen Russisch für Liebhaber
- 70 Fast verliebt Anstrengend
- 71 Unten durch Wellenlänge
- 72 Wein Palmento Costanzo:
Bianco di Sei. Etna Bianco 2015
- 73 Auto Volvo V90 D5 Inscription
- 74 Darf man das? / Leserbriefe

Jubiläumsfeier

100 Jahre

SVP Kanton Zürich

Sonntag, 19. März 2017

Kongresshaus Zürich, Kongressaal, Claridenstrasse 5, 8002 Zürich

14.00 Uhr: Türöffnung (bitte frühzeitig erscheinen),
Einstimmung durch die «Superländlerkapelle Carlo Brunner»

15.00 Uhr: Eröffnung durch «La Compagnia Rossini»

Grussbotschaften:

alt Bundesrat **Christoph Blocher**; Bundesrat **Ueli Maurer**;
Nationalratspräsident **Jürg Stahl**; Regierungspräsident **Mario Fehr**;
Prof. Dr. **Christoph Mörgeli**; Kantonsrat **Konrad Langhart**;
alt Kantonsrat **Hans Frei**; **Corinne Merk**, Junge SVP;
Gemeinderatspräsident **Roger Bartholdi**

Im Anschluss offerierter Apéro im Panoramasaal
mit der «Superländlerkapelle Carlo Brunner»



www.100-jahre-svp-zuerich.ch

*Alle sind herzlich
eingeladen!*

Linke Doppelmoral

Von Alex Baur — Die Gewaltexzesse im Umfeld der Berner Reitschule offenbaren die Ambivalenz gegenüber der direkten Demokratie, die den sozialistischen Bewegungen seit je innewohnt.



Kernprogramm: Krawalle in Bern.

Die Krawalle um die Berner Reitschule vom Wochenende waren angekündigt und geplant. Die Laserpointer und Sprengkörper, mit denen die Linksautonomen die Polizei angriffen, liegen auch in Bern nicht einfach so auf den Strassen herum. Wie der *Bund* berichtete, hatten die Gewalttäter ihr Material (Feuerwerke, Gitter, Container) zuvor auf dem Areal der Reitschule gebunkert. Elf Personen wurden verletzt, zehn davon sind Polizisten. Anlass für die Gewaltorgie war eine illegal besetzte Liegenschaft, die am vergangenen Mittwoch auf Verlangen der Besitzer geräumt wurde.

Reitschule fünf Mal angenommen

Die Saubannerzüge im Umfeld Reithalle sind nichts Neues für Bern, ebenso das Lamento, mit dem sich Stadtregierung und Reitschüler aus der Verantwortung winden. Stadtpräsident Alec von Graffenried (GFL) «neigt» zur Ansicht, die Krawalle hätten nichts mit der Reitschule zu tun (seine Stellungnahme siehe Seite 32). Polizeivorsteher Reto Nause (CVP) räumt zwar ein, dass die Linksautonomen ihre Kampfutensilien «auf dem Perimeter der Reitschule zwischengelagert» hätten, womit er aber nicht sagen wollte, dass die Verantwortlichen des subventionierten Alternativtreffs «zwingend davon Bescheid wussten». Letztere verurteilen wie üblich die «Gewalt gegen Menschen aller Konfliktpartei-

en» mit einem dünnen Satz, unterstützen aber zugleich mit Leidenschaft die Forderungen der Krawallanten und fordern den «Dialog».

«Wieso soll man mit solch gewaltbereiten Leuten reden?», fragte FDP-Politikerin Claudine Esseiva. Doch die linke Mehrheit setzt auf Appeasement: Man soll einander entgegenkommen, wie in Zürich, wo für Hausbesetzer andere Gesetze gelten als für Normalbürger und gepeinigte Anwohner zum Wohnungswechsel eingeladen werden. Man dürfe die «Liberalität nicht aufgeben, nur weil es hie und da zu Scharmützeln kommt», mahnte der Historiker Joachim Eibach. Immerhin habe er am Sonntag «keine Sachbeschädigungen» gesehen, wiegelte von Graffenried ab (die brennenden Autos und Barrikaden hatten sich offenbar bereits in Rauch aufgelöst).

Nause machte derweil angeblich aus der halben Schweiz angereiste Krawalltouristen für die Exzesse verantwortlich. Tatsache ist: Alle achtzehn Gewalttäter, die seine Polizisten verhafteten (und nach ein paar Stunden natürlich wieder laufen liessen), wohnen ausnahmslos in der Stadt oder im Kanton Bern. Fairerweise muss man erwähnen, dass das städtische Stimmvolk das Projekt Reitschule fünf Mal an der Urne akzeptiert hat. Wenn es den Bernern so gefällt, na bitte. Doch als Nationalrätin Natalie Rickli (SVP, ZH) den provokativen Vorschlag machte, man solle die angeblich friedliebenden Linksaktivisten in Bern doch einfach mal gewähren lassen, reagierte Besänftiger Nause messerscharf: «Ich frage mich, welches Problem Frau Rickli hat!» Die Zürcherin wolle die «gewalttätige Eskalation anheizen», giftelte Ex-Gemeinderätin Regula Rytz (Grüne).

Das Lavieren der Linken um Gewalt und Terror aus den eigenen Reihen kommt nicht von ungefähr. Strassenproteste, Barrikaden, Agitprop, Enteignung und Revolution zählen zum Kernprogramm der sozialistischen Bewegung. Der Umsturz gehört zur DNA der Linken, die sich nie wirklich von ihren Wurzeln losgesagt haben. Ein aktuelles Beispiel liefert die wehmütige Serie («Wo ist die Revolution geblieben?») in der *Woz* zum Andenken an den Tyrannen Lenin, der vor hundert Jahren eine der brutalsten Diktaturen der jüngeren Geschichte installierte. Von Vergangenheitsbewältigung keine Spur.

Wie schlecht sich die linken Ur-Anliegen mit einer direkten Demokratie vertragen, in der jede Stimme gleich viel zählt und sich die Minderheit dem Entscheid der Mehrheit fügt, hat sich vor der Reitschule einmal mehr gezeigt.

Anstossen mit Rosé



Massimo D'Alema, Spreng-Politiker.

Er hasst Journalisten, vielleicht, weil er selber einer war, als Chef von *L'Unità*, und sie geben es ihm zurück. Überhaupt ist Massimo D'Alema, 67, geboren am 20. April, zufällig wie Adolf Hitler, schon alles gewesen in Italien: Ministerpräsident, Aussenminister, eine Art «leader Massimo» der Linken im wortspielerischen Sinne, aber ohne Castros Charisma, eher ein undurchschaubarer, scharfzüngiger Finsterting und ewiger Stinkstiefel. Der «Stalin von Gallipoli». Berlusconi's Lieblingsfeind, wenn er vor den *comunisti* warnte. Das Land staunt gerade, wie D'Alema als ruchloser Sprengmeister mit einigen Altgenossen den regierenden Partito Democratico (PD) spaltet und damit das Terrain ebnet für die Machtübernahme des Clowns Beppe Grillo. Der PD, die Verbindung der alten Christlichsozialen mit dem linken Sammelbecken zu einer sozialdemokratischen Volkspartei, ist damit gescheitert wie Berlusconi's Rechte. D'Alema's Rache an seinem jugendlichen Rivalen Matteo Renzi, der die alte Kaste zu «verschrotten» versprach, scheint aufzugehen und Italien zu zersplittern. Er sieht das philosophisch: «Die Geschichte lehrt, dass nichts neu entsteht und nichts zerstört wird, sondern alles sich verändert.» Auch er.

Ihm persönlich geht es blendend. Der Vorteil war immer auf seiner Seite. Mit der Luxuswohnung in Rom, für die der Politiker kaum 700 Euro Miete bezahlte. Mit seiner 18-Meter-Yacht «Ikarus II», die an seinem Ferienort Gallipoli ankert. Der Reeder wollte ihm das Boot schenken, was D'Alema gewissenhaft verweigerte, immerhin bezahlte er den halben Preis. 2008 kaufte der Latifundienbesitzer D'Alema das Weingut «La Madeleine» in Umbrien und verwandelte den verlotterten 15-Hektaren-Betrieb in ein paradiesisches Refugium. Das Eigentumsrecht übertrug er vorsichtigerweise auf seine beiden Kinder. Als Önologen engagierte er die Nummer eins, Riccardo Cotarella, und als Verkaufsschlager entpuppte sich ausgerechnet der Rosé, nun gut, eine Farbe, die D'Alema kaum gefällt.

Peter Hartmann

Falsche Signale

Von Alex Reichmuth — Bleiberechte an Sans-Papiers zu verteilen, fördert den Rechtsbruch.

Man muss zweimal hinhören, um sich zu vergewissern, richtig verstanden zu haben. Der Genfer Sicherheitsdirektor Pierre Maudet bezeichnete es letzte Woche als «erfreulich», dass im Rahmen eines Pilotprojektes bisher 590 Sans-Papiers seines Kantons eine Aufenthaltsbewilligung bekommen haben. Der Freisinnige erachtet «urbane Zentren wie Zürich, Bern und Basel» als «genauso betroffen» und fordert, dass auch sie «handeln». Prompt liess Maudets Amts- und Parteikollege in Bern, Hans-Jürg Käser, Interesse an der Legalisierung illegaler Immigranten nach Genfer Art durchblicken. Papierlose sind Leute, die unter Missachtung der Regeln im Land sind. Ebenso wie sie brechen Unternehmer die Gesetze, die Sans-Papiers schwarzarbeiten lassen. Das Argument, vorhandene Arbeitsangebote für Illegale rechtfertigten deren Anwesenheit, ist absurd. Es ist nicht «die Schweiz», die deren Arbeitskraft nutzt, wie eben die Berner SP-Präsidentin Ursula Marti wieder behauptet hat, sondern es sind einzelne Profiteure. Sie zahlen keine Sozialabgaben, verzichten oft auf die Einhaltung von Vorschriften und bereichern sich auf Kosten der übrigen Wirtschaftsteilnehmer.

Sans-Papiers als Opfer

Sicher ist eiserne Härte gegenüber Papierlosen unangebracht. Eine Regulierung soll in echten Zwangslagen möglich sein. Und gewisse Minimalansprüche haben Vorrang vor der Durchsetzung des Ausländerrechts – insbesondere die medizinische Notversorgung und der Schulbesuch für Kinder. Doch im grossen Stil Aufenthaltstitel an Sans-Papiers zu vergeben, fördert den Regelverstoss und ist ein Affront gegenüber all den Ausländern, die sich rechtsstaatlich um ein Bleiberecht bemühen. Leider aber ist es in weiten politischen Kreisen chic geworden, Illegale als Opfer zu sehen. Die Auswirkungen davon bekommt derzeit der Zürcher SP-Regierungsrat Mario Fehr zu spüren. Er hat durchgesetzt, dass abgewiesene Asylbewerber in den Unterkünften morgens und abends anwesend sein müssen, wenn sie Nothilfe vom Staat beziehen. Dafür attackiert ihn nun seine eigene Partei. Abgewiesene Asylbewerber aber haben keine Fluchtgründe, und ihre Ausreise ist gemäss Behördenentscheid möglich und zumutbar. Ihnen ohne Präsenzpflicht Geld zu geben, käme einem bedingungslosen Grundeinkommen für Illegale gleich.

Bruder Martins Zaubertrick

Von Wolfgang Koydl — Rund 1600 potenzielle Terroristen laufen frei durch Deutschland. Doch Sorgen macht sich keiner. Das Land ist vom Kanzlerkandidaten geblendet.

Kürzlich nannte der Chef des deutschen Bundesamtes für Verfassungsschutz (BfV) eine Zahl, die eigentlich in der Öffentlichkeit zumindest Beunruhigung hätte auslösen müssen: Nach den Worten von Hans-Georg Maassen zählt sein Amt mittlerweile 1600 sogenannte islamistische Gefährder im ganzen Land – eine Zunahme um 400 Personen allein in den vergangenen sechs Wochen.

Hinter dem verharmlosenden amtsdeutschen Begriff versteckt sich eine tödliche Bedrohung: Gefährder sind lebende Zeitbomben, gewaltbereite islamistische Terroristen, die sich oft ziemlich frei in Deutschland bewegen und Pläne schmieden, wie sie so viele deutsche Bürger wie möglich ermorden können.

Was Maassen zu erwähnen vergass: Haben sein Amt und die Polizeibehörden diese potenziellen Terroristen überhaupt im Visier? Wissen sie, wo sie sich aufhalten, mit wem sie sich treffen, wen sie im Ausland kontaktieren, was sie konkret vorhaben?

Horrorzahlen

Das ist allein aus praktischen Gründen sehr unwahrscheinlich. Etwa 25 speziell ausgebildete Polizisten braucht es, um einen einzigen Gefährder rund um die Uhr zu überwachen. Bei 1600 Verdächtigen sind das 40 000 Sicherheitsleute. Mit anderen Worten: Fast jeder fünfte deutsche Polizist müsste zur Terroristenüberwachung abgezogen werden.

Das Beispiel von Anis Amri, der auf einem Weihnachtsmarkt in Berlin zwölf Menschen tötete, macht ohnedies keine Hoffnung. Der Tunesier war monatelang mit vierzehn Identitäten kreuz und quer in Deutschland unterwegs. Er versteckte sich noch nicht einmal in einer Waldhütte oder einer Ausländer-WG, sondern holte persönlich regelmässig die Sozialhilfe ab. All dies, obwohl er den Sicherheitsbehörden als Terrorrisiko bekannt war. Schwer hatte er es ihnen nicht gemacht: Mehrmals kündigte er offen Anschläge an und warb Komplizen an.

Maassen beschönigte die Situation nicht. «Wir leben in einer Lage, nicht in einem Normalzustand», sagte er. In der Tat: Selbst wenn es nur jedem hundertsten der bekannten Gefährder gelänge, seine Absichten zu verwirklichen, wären dies sechzehn blutige Terroranschläge in Deutschland. Die Lage ist also ernst. Aber ist sie auch hoffnungslos?

Offensichtlich nicht, jedenfalls, wenn man sich die Reaktion auf die Horrorzahlen vor Augen führt. Denn die blieb aus. Es gab keinen



Alternative Themen: Kanzlerkandidat Schulz.

Aufschrei, noch nicht einmal besorgte Stimmen. Hohe Feinstaubwerte erzeugen mehr Unruhe. Der Terror scheint kein Thema mehr in unserem Nachbarland zu sein. Ebenso wenig wie seine Quelle, die unkontrollierte Zuwanderung mit ihren Folgen. Mehr als eine Million Migranten? Wachsende Kriminalität und Integrationsprobleme? Milliardenkosten? War da was? Alles wie weggeblasen.

Der Mann, dem dieses Kunststück gelungen ist, heisst Martin Schulz. Der Kanzlerkandidat der SPD hat einfach das Thema «Soziale Gerechtigkeit» in die Debatte eingeführt, und alle plappern es ihm nach. Der als Präsident des EU-Parlaments wegen seiner Vorliebe für üppige Tagesgelder und reichlich Personal bekannte neue Hoffnungsträger zieht als mildtätiger Bruder Martin durch die Lande, der gelobt, seinen Brioni-Anzug an den Säumen aufzutrennen und die Frierenden zu wärmen.

Allem Anschein nach hat er bislang Erfolg. Doch zwischen Zuwanderung und sozialer Gerechtigkeit besteht eine direkte Verbindung. Denn die Migration bedroht den sozialen Frieden. Die unabsehbaren Folgen der törichteren Willkommenskultur sind Deutschlands grösstes Problem. Spätestens nach dem Wahltag im September wird das auch Schulz erkennen müssen. Vorausgesetzt, keiner der 1600 Gefährder verwirklicht vorher seine Pläne.

Ruinöse Geschenke

Von Pierre Heumann — EU-Politiker rufen nach einem Marshallplan für Afrika – als Mittel gegen die Migration nach Europa. Der Vergleich mit den Bedingungen in Deutschland nach 1945 ist untauglich.

Massiv mehr Gelder für Afrika: Das fordern Politiker in der EU und in Deutschland. Mit den neuen Milliardenbeträgen sollen im Rahmen eines neuen Marshallplans Entwicklungsprojekte finanziert werden. Damit würden die Fluchtmotive aus der Welt geschafft werden. «Wir müssen jetzt mehrere Milliarden dort [in Afrika, die Red.] investieren», sagte EU-Parlamentspräsident Antonio Tajani diese Woche und warnte: «Entweder wir handeln jetzt, oder es werden in den kommenden zwanzig Jahren Millionen Afrikaner nach Europa strömen.»

Ähnlich hatte im Herbst Deutschlands Entwicklungspolitiker Gerd Müller argumentiert. Afrika brauche einen Marshallplan als Mittel gegen die Migration nach Europa. Mitte Februar propagierte Müller seine Idee auch in Kenia, um zu dokumentieren, wie ernst ihm sein Anliegen wäre. Allein, das Label Marshallplan führt in die Irre. Es erinnert an das Projekt nach dem Zweiten Weltkrieg, mit dem der damalige US-Aussenminister George C. Marshall zwölf Milliarden Dollar für den Wiederaufbau von Westeuropa bereitstellte. Die relativ bescheidene Summe wurde während vier Jahren auf sechzehn europäische Länder verteilt.

Missverständene politische Korrektheit

Marshallplan für Europa war ein Erfolg. Aber er taugt in keiner Weise als Vorbild für Afrika. Dort ist die Lage heute wesentlich desolater und hoffnungsloser als in Europa vor siebzig Jahren. Die Geldgeber konnten im kriegszerstörten Europa auf unternehmerisches Know-how, auf eine industrielle Tradition und auf staatliche Strukturen zurückgreifen. Die Anschubfinanzierung reichte aus, um die Wirtschaft Europas wieder anzukurbeln.

Diese Voraussetzungen sind in Afrika nicht gegeben. Auch noch so viele Milliarden Euro werden nicht ausreichen, um Afrikanern die Lust am Auswandern zu nehmen. In den vergangenen sechs Jahrzehnten haben OECD-Länder im Schnitt jedes Jahr fünfzig Milliarden Dollar nach Afrika überwiesen. Und doch: Das Pro-Kopf-Einkommen ist heute tiefer als in den 1970er Jahren. Ein Nutzen der Billionen-Hilfe lässt sich nicht nachweisen. Und es gibt keine Anzeichen dafür, dass sich das ändern wird.

Vielen afrikanischen Staaten fehlt ein sauberes Finanzsystem. Das begünstigt Korruption. Überweisungen landen fast schon automatisch in den Taschen bestechlicher Politiker und werden deshalb nicht oder höchstens teilweise entwicklungsfördernd eingesetzt.

Das ist beileibe keine neue Erkenntnis. Aber Geberländer schrecken davor zurück, ihre an sich gutgemeinten Zuwendungen an Bedingungen zu knüpfen, die einen effizienten Einsatz der Mittel garantieren würden. Auch nehmen westliche Politiker kritiklos hin, dass kaum ein afrikanischer Staat ernsthaft das Problem des Bevölkerungswachstums angeht. Der Westen und seine Hilfsorganisationen lassen zum Beispiel den Koranschulen freie Hand, obwohl diese für die Entwicklung Afrikas verheerend sind. Islamische Lehrer reduzieren Frauen auf Gebärmaschinen – und werden vom Westen dafür weder gerügt noch zum Umdenken erzogen. Die Folgen dieser falsch verstandenen politischen Korrektheit sind dramatisch. Bis 2050 wird der Umfang der muslimischen Bevölkerung südlich der Sahara um 169 Prozent steigen, schätzen Experten des Pew Research Center. Bei den Christen erwarten sie im gleichen Zeitraum ein Plus von 115 Prozent.

Solange Afrikas Geberländer das exorbitante Bevölkerungswachstum stillschweigend tolerieren, bleibt die Zukunft des Kontinents düster. Daran wird auch ein milliardenschwerer Marshallplan nichts ändern. Wenn die Hilfe wie bisher ohne Auflagen nach Afrika fließt, ist dem Kontinent nicht zu helfen. Womit der Anreiz der Jungen zusätzlich steigt, nach Europa zu fliehen.



Frauen als Gebärmaschinen: Schule in Marokko.

Der dritte Weg

Von Rico Bandle — Die Welt hat ein Problem. Ein WC-Problem.



Zeit für einen Sondergipfel.

Früher war das Leben einfach: Frauen gingen auf das Frauen-WC, Männer auf das Männer-WC. Heute ist alles komplizierter.

Es gibt Menschen, die nicht recht wissen, ob sie Frau oder Mann sind. Andere wiederum wollen das Geschlecht wechseln. Diese Leute fühlen sich diskriminiert, wenn sie zur Erleichterung durch eine Tür mit einem Männchen oder mit einem Weibchen schreiten sollten. Und sie haben eine starke Lobby. Seit Jahren tobt ein WC-Streit, der selbst den mächtigsten Mann der Welt beschäftigt. US-Präsident Donald Trump hat kürzlich eine Regelung seines Vorgängers Barack Obama rückgängig gemacht, laut der in öffentlichen Schulen Buben, die sich als Mädchen fühlen, auf Mädchentoiletten gehen dürfen und umgekehrt. Der Konflikt ist damit erneut eskaliert. Was ist zu tun?

1 — Aus dem links-grünen Lager kommt der Vorschlag, die Geschlechteraufteilung bei WCs ganz aufzuheben.

2 — In den USA verlangte eine Studentenorganisation, dass an der Universität auch auf Männer-WCs Gratis-Tampons aufgelegt werden, damit sich niemand irgendwo diskriminiert fühlen muss.

3 — Eine alte Forderung lautet, in öffentlichen Gebäuden nebst Männer- und Frauen-WCs weitere einzurichten, um alle Geschlechtsidentitäten zu berücksichtigen. Davon gibt es allerdings über fünfzig (gemäss Facebook), gewisse Gebäude würden dann nur noch aus WCs bestehen.

Die pragmatischste Lösung allerdings wäre: Wer weder auf ein Männer- noch auf ein Frauen-WC möchte, soll doch aufs Behinderten-WC. Dieses ist geschlechtsneutral und in der Regel erst noch weniger verdreht.

Der Vorschlag dürfte bei den diskriminierungssensiblen Betroffenen auf wenig Begeisterung stossen. Das WC-Problem bleibt also ungelöst. Es wird Zeit, dass die Uno einen Sondergipfel einberuft.

Personenkontrolle

Blum, Berset, Bourgeois, Bertschy, Schneider-Ammann, Gertsch, de Buman, Brand, Giezendanner, Hess, Seiler Graf, Zuberbühler, Stocker, Köppel, Winkel, de Watteville, Baeriswyl, Kidman

Über die «Lügereien der Linksterroristen und linksradikalen Medien-Schnudderis» beim Schweizer Fernsehen ärgerte sich ein Zuschauer bei der Ombudsstelle. Dafür gibt es diese Institution seit 25 Jahren, wie der neue Ombudsmann **Roger Blum** in seinem Jahresbericht betont: als Klagemauer und Vermittlungsinstanz. Der pensionierte Publizistikprofessor aber rügte nur den harschen Umgangston des Kritikers und wies ihn darauf hin, dass er sich strafbar mache, wenn er die Parlamentarier, die die Masseneinwanderungsinitiative nicht umsetzen, als Landesverräter beschimpfe – selbst im geschützten Rahmen eines Ombudsverfahrens. Roger Blum schickte deshalb die Klage «zur weiteren Prüfung» der Staatsanwaltschaft, nach dem Motto: nicht vermitteln, sondern verfolgen. (sär)

Der Nationalrat verzichtete am Dienstag auf die verantwortungslose Erhöhung der AHV um siebzig Franken. Damit ist das Referendum der Linken so gut wie gesetzt, und das Volk wird das letzte Wort haben über die Altersreform 2020 von SP-Bundesrat **Alain Berset**. Die finanzpolitische Konsequenz setzte sich mit 103:92 Stimmen bei zwei Enthaltungen durch. Massgeblich für den klaren Entscheid war das geschlossene Nein zur AHV-Erhöpfung seitens der Fraktionen von FDP (mit Ausnahme des Friburgers **Jacques Bourgeois**, der sich enthielt) und SVP (mit Ausnahme der zur Fraktion gehörenden Lega-Leute **Lorenzo Quadri** und **Roberta Pantani**). SP, CVP, Grüne und BDP stimmten geschlossen für die Rentenerhöhung. Zünglein an der Waage waren die sechs Grünliberalen unter ihrer Wortführerin **Kathrin Bertschy**, die in der Frage mit den Bürgerlichen stimmten. (fsc)

Johann Schneider-Ammann (FDP), Bundesrat mit Kunstverstand, weiss, wie man Werke von Künstlern im Büro zur Geltung bringt. Für Dutzende von Millionen Franken wurde das Bundeshaus Ost, unter anderem Sitz des Wirtschaftsministers, einer Totalsanierung unterzogen. Kaum waren die Renovationsarbeiten fertiggestellt und der Wirtschaftsminister aus seinen Ersatzbüros zurückgezügelt, fuhren beim Bundeshaus Ost bereits wieder die Maler



Mehr Licht: Bundesrat Schneider-Ammann.



Stiefelsinnig: SVP-Nationalrat Zuberbühler.



Verfolgungsinstanz: Ombudsmann Blum.



Donnerwetter: Klimaforscher Stocker.



Schnipp, schnapp: Hollywoodstar Kidman.

ein. Der Grund dafür: Das Büro des Wirtschaftsministers war in einem schrecklichen Grau gestrichen worden. Daran hatte der Heimatschutz keine Freude, und zudem kam das Bild des Berner Künstlers **Franz Gertsch** nicht mehr richtig zur Geltung, welches das Büro des Wirtschaftsministers schmückt. Zum Wohle der Kunst und des Heimatschutzes wurden die Wände daher weiss übermalt. (hmo)

Vom Gewerkschaftsvertreter bis zum Gewerbeverbands-Präsidenten: Viele nationale Parlamentarier stehen zusätzlich im Sold verschiedener Interessengruppierungen. So auch der CVP-Nationalrat **Dominique de Buman**. Er präsidiert den Schweizer Tourismusverband und forderte erst kürzlich ein «stärkeres Engagement des Staates» und eine «aktivere Tourismusförderung» gegenüber der einheimischen Bevölkerung. Umso mehr erstaunte de Buman's Abstimmungsverhalten in der laufenden Session. Er stimmte gegen einen Vorstoss, der eine Reduktion des Mehrwertsteuersatzes für das Gastgewerbe und die Hotellerie forderte. Motionär **Heinz Brand** (SVP)

wollte damit «einzig und alleine» die Rahmenbedingungen für die 27 000 Betriebe des Schweizer Gastgewerbes mit seinen rund 200 000 Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern verbessern. Dass ausgerechnet der «oberste Touristiker der Schweiz» (*Freiburger Nachrichten*) diese Entlastung ablehnte, trug Dominique de Buman eine geharnischte Reaktion von Gastrosuisse ein. (fsc)

Der Transportunternehmer und Nationalrat **Ulrich Giezendanner** (SVP) fordert nach dem Nein zur Unternehmenssteuerreform III personelle Konsequenzen beim Wirtschaftsdachverband Economiesuisse. Offenbar ist er dabei, eine Gruppe von Unternehmern zusammenzutrommeln, um diesem Anliegen Nachdruck zu verleihen. Das bringt **Hans Hess** auf die Palme, den Vizepräsidenten des Wirtschaftsdachverbands und Präsidenten des Industrieverbands Swissem. In der *NZZ am Sonntag* wettet er gegen das «geheimbündlerische» Vorgehen: Er halte es für «feige und billig», wenn «Giezendanner und seine fünf Verbündeten, die sich hinter dem Schleier der Anonymität verstecken, solche mas-

siven personellen Forderungen erheben». Überhaupt sei im Wirtschaftsverband alles in bester Ordnung. Zwei Tage später ist das Selbstvertrauen wie weggeblasen. Hess tritt im *Blick* als Bittsteller auf: Seine Branche sei durch die Aufgabe des Mindestkurses zum Euro in Bedrängnis geraten und brauche Hilfe vom Bund. (fsc)

Die Beschaffung von Rüstungsgütern ist stets ein heikles Unterfangen. Das gilt nicht nur für Kampfjets und Panzer, sondern auch für feldgraue Bekleidungsstücke. Die Zürcher SP-Nationalrätin **Priska Seiler Graf** kritisiert lautstark, dass die neuen Kampfstiefel der Schweizer Armee in Rumänien zu Dumpingpreisen hergestellt würden. Entsetzt ist auch der Ausserrhoder SVP-Nationalrat **David Zuberbühler**, wenn auch aus anderen Gründen. Es sei inakzeptabel, dass angehende Soldaten bei der Rekrutierung ein Paar ausländische Kampfstiefel erhielten, obschon viele von ihnen kurz darauf in den Zivildienst wechselten und die Stiefel gar nie brauchten. «Das macht den Zivildienst noch attraktiver», klagt der SVP-Sicherheitspolitiker in der *Südostschweiz*. Zuberbühler weiss, wovon er spricht. Er ist Mitinhaber eines Schuhgeschäfts. (rz)

Wissenschaftler betreiben Wissenschaft und halten sich aus politischen Debatten heraus. Diese eherne Regel der Forschung gilt unter Klimatologen längst nicht mehr. **Thomas Stocker** verbittet sich jede kritische Debatte zum Thema Klimawandel – und setzt dabei neue Massstäbe der wissenschaftlichen Einmischung. Der Leiter der Abteilung für Klima- und Umweltphysik der Universität Bern sprach einerseits *Weltwoche*-Chefredaktor **Roger Köppel** jegliche Kompetenz für kritische Äusserungen ab. «Köppel ist Historiker, er versteht nicht, wie Naturwissenschaft funktioniert», so Stocker in einem Interview mit der *Südostschweiz*. Andererseits geht der Klimaprofessor selbst dann auf Medienschaffende los, wenn diese Stimmen aus der Leserschaft wiedergeben, die ihm nicht genehm sind. So tadelte er die *Neue Zürcher Zeitung* dafür, einen «völlig faktenfreien» Leserbrief abgedruckt zu haben. Es sei «bedenklich», wenn angeblich «polemische» Aussagen in der NZZ Eingang fänden, monierte Stocker – ebenfalls in einem Leserbrief. (are)

Schon mal gehört, dass weltweit eine Milliarde Menschen an einem Mangel des Spurenelements Selen leiden? Und alles wird noch viel schlimmer: «Klimawandel verstärkt Selenmangel», schlägt der Bund Alarm. Die Geochemikerin **Lenny Winkel** am Wasserforschungsinstitut Eawag der ETH hat seit 2011 mit einem Team diesem Problem nachgespürt, dank eineinhalb Millionen Franken vom Nationalfonds. Und sie fand dank dem Auswerten von 33 241 Bodenproben aus aller Welt, Data-Mining und Computermodellen

Nachruf



Exzentrische Reise: Schauspieler Fingleton.

Neil Fingleton (1980–2017) – Es ist düster und frostig in «Game of Thrones», da beginnt die Wildling-Armee ihren Angriff auf Castle Black. Mit dabei Jon Snow mit seinen gerade mal hundert Männern der *Night's Watch*. Ein aussichtsloser Angriff. Ihnen steht eine zahlenmässig weit überlegene Truppe gegenüber. Dank dem Riesen Mag Mar Tun Doh Weg, genannt «Mag der Mächtige», gelingt der Sturm. Mag zertrümmert das Tor, und sogar manche Pfeile, die ihn durchbohren, können ihm nicht schaden. Erst als die Treffer überhandnehmen, bricht er krachend zusammen.

(die noch nie eine Klimaentwicklung richtig voraussagten): Bis zum Jahrhundertende könnte die Selenkonzentration wegen des Klimawandels auf einem Fünftel der Böden zwar zunehmen, auf zwei Drittel aber abnehmen – um durchschnittlich 8,4 Prozent. Deshalb dient die Studie als «frühzeitige Warnung» für humanitäre Organisationen und die Agrarindustrie. Und deshalb braucht es selbstverständlich weitere Studien zu den anderen lebenswichtigen Spurenelementen. (sär)

Geschichten, die das Leben schreibt: **Jacques de Watteville** wird per 1. Januar 2018 Verwaltungsratspräsident der Waadtländer Kantonalbank Banque Cantonale Vaudoise (BCV). Dieses Amt tritt er eineinhalb Jahre, nachdem er als Staatssekretär für internationale Finanzfragen verabschiedet wurde, an und nur wenige Monate nachdem er das heisse EU-Dossier seiner Nachfolgerin **Pascale Bae-**

Der Rübezahl, der der Wildling-Armee zum Sieg verhilft, ist kein gepixelter Computertrick, sondern der 2,32 Meter grosse Brite Neil Fingleton, der leider nur in der Folge «Die Wächter auf der Mauer» einen Auftritt hatte. Er hätte im bizarr-schillernden «Game of Thrones», in der es von Exoten nur so wimmelt, mehr verdient gehabt. Aber das war das Schicksal des in Durham in Nordengland Geborenen.

Nach einer Basketballkarriere, die ihn nach Spanien und in die USA brachte, musste er aufgrund einer Verletzung den Profisport 2007 aufgeben. Danach wurde die Entertainment-Branche auf ihn aufmerksam, die schon mal ganz grundsätzlich eine Neigung zum Schrägen und Ausgefallenen hat. Extrem kleine und extrem grosse Menschen werden gebraucht, vor allem beim Motion-Capture-Verfahren (Erfassung von Darstellungen, Mimik, Gestik), oder wenn Fantasy-Ungetüme gefragt sind.

Seinen ersten Auftritt hatte Fingleton in «X-Men: First Class» (2011). Danach folgten «47 Ronin» (2013), «Avengers 2: Age of Ultron» (2015) und andere. In der britischen Kultserie «Doctor Who» erscheint er als böser Fischerkönig in einer Maske wie erstarrter, ranzig brodelnder Wahnsinn, mit Hauern wie Begehrungspflöcke im Totenschädel und mit ausgehöhltem Blick, als würde ein Eiswind durch ihn hindurchfegen. Genau das Richtige für die exzentrische BBC-Zeitreise-Serie. Mit gerade mal 36 Jahren ist Neil Fingleton an Herzversagen gestorben. *Wolfram Knorr*

riswyl übergeben hat. Als Präsident der BCV kann de Watteville persönlich über den automatischen Informationsaustausch von Bankkundendaten wachen. Im Falle der BCV dürften insbesondere französische Steuersünder ein Thema sein. Die entsprechenden Bestimmungen kennt de Watteville sicher bestens, schliesslich hat er den entsprechenden Vertrag mit der Europäischen Union im Jahr 2015 eigenhändig unterschrieben. (fsc)

Sage keiner, dass Hollywoodstars nicht imstande wären, kleinere textile Änderungsarbeiten selbst durchzuführen. **Nicole Kidman** rückte in einer Pause der Oscar-Verleihung ihrem massgeschneiderten Armani-Privé-Kleid offenbar mit einer Schere zu Leibe. Aus der kreuzweisen Halterung am Rücken wurde, schnipp, schnapp, ein einfacher *neckholder*. Warum sie sich zu dem Eingriff entschloss, ist unbekannt. Die *Daily Mail* tippt auf einen Ausschlag. (ky)

Nicht seriös

Von Beat Gygi — Die Reformvorlage «Altersvorsorge 2020» von Bundesrat Alain Berset ist zu einem oberflächlichen Umverteilungsspiel geworden. Für die Schweiz ist es besser, wenn dieser Versuch nicht gelingt.

Wann muss man sich alt fühlen? Das ist unter anderem eine Frage der persönlichen Einstellung. Alle halten sich natürlich gerne sehr lange für jung, mit fünfzig oder sechzig Jahren vermag man ja noch in mancher Hinsicht mit Vierzigjährigen mithalten, und im direkten Vergleich mit Jüngeren kann man auch die Lebenserfahrung als Vorteil ins Spiel bringen. Und doch gibt es eine relativ einfache Frage, um herauszufinden, ob man auf der alten oder auf der jungen Seite steht: Fühlt man sich bei Bundesrat Alain Berset und einem grossen Teil der National- und Ständeräte, die nun in der Frühlingssession die Altersvorsorge behandeln, gut aufgehoben? Lautet die Antwort ja, dann ist man sicher nicht bei den Jungen. Die von Berset vorgelegte und im Parlament veränderte Vorlage «Altersvorsorge 2020» ist ein Gesetz gegen die Jungen und gegen künftige Generationen.

Zückerchen

Parlament und Interessengruppen drängen darauf, die seit langem geführte Debatte über dieses Paket nun endlich zum Abschluss zu bringen. Die verbliebenen Differenzen zwischen Ständerat und Nationalrat sollen unter Hochdruck bereinigt werden, damit das neue Gesetz Ende Session verabschiedet werden kann. Fast entsteht der Eindruck, mit dieser Vorlage werde Geschichte geschrieben. Berset hatte seinerzeit versprochen, damit würden AHV und zweite Säule bis 2030 stabilisiert, und am Dienstag im Nationalrat hiess es, man sei «an einen Punkt gelangt, an dem es gelingen muss, die Revision über die Ziellinie zu führen». Das Vorhaben müsse in der obligatorischen Volksabstimmung unbedingt durchkommen. Nachdem 2004 die 11. AHV-Revision vom Volk abgelehnt worden war, eine Neuauflage derselben 2010 im Nationalrat gescheitert war und das Volk ebenfalls 2010 die Senkung des Umwandlungssatzes in der zweiten Säule abgelehnt hatte, will man nun einen Nagel einschlagen. Das Paket soll bereits 2018 in Kraft treten, und damit dieser Fahrplan eingehalten werden kann, muss die Volksabstimmung über die Reform spätestens am 24. September dieses Jahres durchgeführt werden. Will man es wohlwollend deuten, kann man sagen: Allen ist klar, dass AHV und Pensionskassen in immer grössere finanzielle Not geraten, wenn man jetzt nichts unternimmt.

Aber was unternimmt man denn genau? Grundsätzliche Fragen etwa nach der Verlängerung der Lebensarbeitszeit wurden in Nebengesetze ausgelagert, damit diese die Stimmung nicht stören. Dafür standen am Dienstag viele grössere und kleinere Umverteilungsfragen zur Debatte. Das Geben und Nehmen zwischen Interessengruppen betrifft etwa Witwenrenten, Kinderrenten, den «Export der Waisenrente an Pflegekinder im Ausland» oder Gegensätze zwischen Gleichstellung und «konservativem Familienmodell». Bei den Differenzen zwischen National- und Ständerat sticht der Streit um die 70 Franken monatliche Aufbesserung der AHV-Renten für Neurentner ins Auge. Der Ständerat will den künftigen Rentnern dieses Zückerchen als Ausgleich für eine Verringerung der Pensionskassenrenten geben, der Nationalrat ist dagegen. Ständerat und die Linke im Nationalrat möchten dem Volk seine Zustimmung mit 70 Franken mehr AHV pro Monat abkaufen, verteilt nach dem Giesskannenprinzip. Es geht überhaupt um das Vermeiden von Renteneinbussen. Die Reform darf dem Volk nicht weh tun. Aber sie soll die Altersvorsorge sichern. Wie geht das?

Nach der Einschätzung von Christoph Schaltegger, Professor für Politische Ökonomie an der Universität Luzern, deuten all diese Umverteilungsstreitereien darauf hin, dass sich die Politik noch nicht ernsthaft genug mit der Lage der Altersvorsorge auseinandersetzt. Solange Regierung, Parlamentarier und Interessengruppen nicht aus den Verteilungsspielen ausbrächen, sei es schwierig, die grundlegenden Probleme anzugehen. Offenbar sei der Leidensdruck noch nicht hoch genug, um eine ehrliche Auslegeordnung der Probleme zu erzwingen. Aus dieser Sicht finde er es nicht besonders gravierend, wenn die jetzige Reform nicht zustande komme, auch wenn man mit jedem Hinauszögern wirklicher Reformen Chancen vererbe.

Eine Art Umlaufferhitzer

Der Nationalrat blieb am Dienstag bei seinem Nein zu den 70 Franken Rentenerhöhung, wie er auch darauf beharrte, nur 0,6 Prozentpunk-

te und nicht 1 Prozentpunkt (3,5 Milliarden Franken) aus der Mehrwertsteuer künftig neu in die AHV zu leiten. Die Wahrscheinlichkeit ist also beträchtlich, dass das ganze Vorhaben nicht zustande kommt. Worin bestehen denn seine gewichtigeren Reformpunkte?

— Erstens wird das Referenzalter für die Pensionierung der Frauen auf 65 Jahre erhöht und damit dem der Männer angeglichen. Für die tatsächliche Pensionierung gibt es einen Spielraum von mehreren Jahren um das Referenzalter herum.

— Zweitens soll die AHV durch eine sukzessive Erhöhung der Mehrwertsteuer um 0,6 Prozentpunkte oder 1 Prozentpunkt gestützt werden, je nachdem, wie das Parlament entscheidet.

— Drittens soll der Umwandlungssatz in der zweiten Säule, also der beruflichen Vorsorge, von 6,8 auf 6 Prozent gesenkt werden. Der Umwandlungssatz bestimmt, welcher Teil des Geldes, das eine Person in der Pensionskasse angespart hat, nach der Pensionierung pro Jahr als Rente ausgeschüttet wird. Künftig sollen also nicht mehr 6,8, sondern 6 Prozent des persönlichen «Vorrats» pro Jahr ausgeschüttet werden. Um diese Rentenreduktion irgendwie wettzumachen, hat der

Ständerat eben die legendären 70 Franken vorgeschlagen, wobei diese dazu in keinem direkten Zusammenhang stehen, sondern einfach eine Rentenzugabe darstellen.

Was würde das ändern bei den drei Säulen, mit denen man üblicherweise das Schweizer Modell der Altersvorsorge veranschaulicht?

Die erste Säule, die AHV, beruht auf dem staatlichen Umlageverfahren, das ist eine Art Umlaufferhitzer. Die Erwerbstätigen und Firmen zahlen monatlich in diese Kasse ein, und daraus werden direkt die Gelder an die Bezüger der Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenrenten bezahlt. Ein Viertel der Zuflüsse stammt vom Staat. Zur Sicherheit wurde mit dem AHV-Fonds ein Reservetank ins System eingebaut, der ungefähr das Volumen eines Jahresdurchflusses von etwa 40 Milliarden Franken fasst. Dennoch gibt es bei der AHV



Es geht überhaupt um das Vermeiden von Renteneinbussen.



Applaus von den Älteren: Bundesrat Berset (r.) und BSV-Direktor Brechbühl.

keine Sicherheit. Seit drei Jahren sind die Abflüsse grösser als die Zuflüsse. Da die Zahl der Rentenbezüger im Verhältnis zu den Einzahlenden zunimmt, wird sich diese Differenz und damit das Defizit vergrössern; nach Berechnungen des Bundes wäre die Kasse ungefähr 2030 leer – mit dem 70-Franken-Zückerchen noch etwas schneller.

Dem sollen primär die Erhöhung der Mehrwertsteuer um 0,6 oder 1 Prozent und die Zuleitung dieser Mittel in die AHV vorbeugen. Die Politiker machen also nicht die erste Säule in sich stabiler, indem Beiträge und Auszahlungen der Beteiligten in Einklang gebracht werden. Man begnügt sich mit der Zusatzfinanzierung aus der allgemeinen Staatskasse, finanziert durch die Konsumenten. Anders ausgedrückt: Dort, wo Steine aus der Säule gebrochen sind, werden die Löcher mit Verputz gefüllt, dann kommt neue Farbe darüber, damit man von aussen die Schwachstellen nicht sieht. Und im Grunde ist der Zustand der Säule noch schlimmer: Die anhaltende Zu-

wanderung von Erwerbstätigen in die Schweiz führt zu einer dauernden Zunahme der Beitragszahler und damit der Einnahmen: Das sieht vorläufig schön aus, aber später, wenn diese Gruppen zu Rentnern werden, kommen die Abflüsse, und zwar so reissend, wie man sie bisher nicht kennt. Nach Schätzungen der UBS bedeutet das eine versteckte Verschuldung der AHV von 175 Prozent des Bruttoinlandprodukts oder je nach Zinssatz noch mehr; das entspricht etwa 1000 Milliarden Franken oder mehr. Die AHV gleicht einem Schneeballsystem, das im Moment noch in der Ausdehnungsphase ist.

24 statt 13 Jahre Rente

Ist wenigstens die zweite Säule mit den Pensionskassen und Versicherungen in besserem Zustand? Diese umfasst die berufliche Vorsorge, die auf der Kapitaldeckung aufbaut und seit 1985 staatlich befohlen ist. Angestellte und Firmen zahlen in der Zeit ihrer Erwerbstätigkeit ihre monatlichen Beiträge ein, was ein

Zwangssparen darstellt. Diese Beiträge werden in der Pensionskasse oder bei einer Versicherung sozusagen angehäuft und angelegt, und bei der Pensionierung erhalten die Versicherten dieses Geld in Form einer monatlichen Rente oder als einmalige Gesamtsumme oder als Teilschüttungen auszahlt. In der zweiten Säule sind mittlerweile rund 750 Milliarden Franken eingelagert. Eigentlich liegt da der Gedanke nah: Was man hat, das hat man.

Aber «eingelagert» täuscht eine falsche Sicherheit vor. Der heutige Umwandlungssatz von 6,8 Prozent bedeutet, dass das pro Person einbezahlte Geld nach Abzug von Versicherungskosten nach rund 13 Rentenjahren zur Gänze ausbezahlt ist. Die Lebenserwartung der 65-Jährigen beträgt heute aber etwa 21 Jahre bei den Männern und 24 Jahre bei den Frauen. Woher nimmt eine Pensionskasse das Geld ab dem 14. Rentenjahr? Der Kassenverwalter nimmt das Geld aus dem Vorrat, den die Jüngeren bereits einbezahlt haben, aber noch nicht brauchen. Wenn nun der Umwandlungssatz auf 6 Prozent gesenkt werden soll, heisst dies, dass das eigene Geld gut 14 Jahre ausreicht, aber von da an gehen die Rentenzahlungen wieder auf Kosten der Jüngeren. Es kann sein, dass ein heute 55-Jähriger, der bei seiner Pensionierung 300 000 Franken Pen-



Die Reform darf dem Volk nicht weh tun.



Schuldenbremse: Professor Schaltegger.



Privates Sparen: Janssen.

sionskassengeld angespart hat, am Schluss etwa 450 000 Franken erhält.

Geschöntes Bild

In der zweiten Säule sollte es gemäss Gesetz und damaliger Versprechen keine Umverteilung von Jung zu Alt geben. Wenn man dem nachleben wollte, müsste man den Umwandlungssatz auf deutlich unter 5 Prozent senken. Und im Grunde ist der Zustand dieser Säule noch schlimmer: Die Bilanzen der Pensionskassen stellen die Lage nämlich besser dar, als sie ist. Die Zinssätze sind so festgelegt, dass künftige Verpflichtungen meist als zu niedrig und das Vermögen als zu hoch ausgewiesen werden. Der offizielle Deckungsgrad der Pensionskassen bietet ein viel schöneres Bild als der wirtschaftliche.

Warum wehren sich die Jungen nicht gegen eine derart marode Struktur? Sind sie weniger empfindlich als die Rentnergenerationen oder nicht aufmerksam bei der Sache? Viele befinden sich im beruflichen Stress, stehen vielleicht gerade vor einem Karriereschritt, hinzu kommt das Aufziehen der Kinder – an die Altersvorsorge kann man irgendwann später denken.

Berset und Parlamentarier können einwenden, dass sie ja genau wegen der Jungen nun zur Eile treiben. Das ist ebenfalls eine geschönte Darstellung. Die sogenannte Reform «Altersvorsorge 2020» zielt ja darauf ab, der AHV eine Infusion aus der Mehrwertsteuer zukommen zu lassen. Eine erste Erhöhung

der Mehrwertsteuer um 0,3 Prozentpunkte soll gemäss Zeitplan auf den 1. Januar 2018 erfolgen. Das ist just der Zeitpunkt, an dem die Invalidenversicherung (IV) die seinerzeit bei der Sanierung vorübergehend zugesagten 0,4 Mehrwertsteuerpunkte wieder abgeben muss. Davon sind 0,1 Prozentpunkte bereits für den Ausbau der Bahninfrastruktur (Fabi) zugesagt, also bleiben 0,3 Prozentpunkte zur Verfügung. Das ist eine erstklassige Gelegenheit, diese für die AHV anzupapfen, ohne dass die Steuerzahler eine Veränderung merken. Das offizielle Argument lautet, man wolle die Wirtschaft von hohen Umstellungskosten entlasten, die mit einem Auf und Ab der Mehrwertsteuer verbunden wären.

Alles in allem wäre es für die Altersvorsorge und die freiheitlichen Spielregeln in der Schweiz gut, wenn das laufende Projekt scheitern würde. Was wäre dann zu tun?

— Längere Lebensarbeitszeit. Wie sieht das Menschenbild aus, das Berset's Projekt zugrunde liegt? Mit 65 Jahren ist die Energie plötzlich weg, die Unternehmungslust auch, man mag am Morgen kaum mehr aufstehen, das Gehen fällt schwer, das Gedächtnis ist wie eine dunkle Wolke – aber das ist nicht so gravierend, weil man ja ohnehin keinen grossen Bekanntenkreis und keine Gelegenheit mehr hat, mit seinem erworbenen Wissen noch irgendeiner sinnvollen Tätigkeit nachzugehen. Deshalb fühlt man sich so alt, wenn



Streit um die monatliche Aufbesserung der AHV-Renten für Neurentner.

man diese Politik ernst nimmt. Nach Schaltegger's Beurteilung führt kein Weg daran vorbei, das Rentenalter der gestiegenen Lebenserwartung anzupassen. Nach dem Motto «70 ist das neue 60» müsse die schrittweise Erhöhung des Rentenalters in Angriff genommen werden.

— Schuldenbremse für die AHV. Schaltegger und der deutsche Ökonom Lars Feld haben eine Schuldenbremse für die AHV vorgeschlagen, die automatisch greift, sobald der AHV-Fonds unter einen bestimmten Stand sinkt. Einnahmen und Ausgaben sollen automatisch korrigiert werden, beispielsweise durch eine Erhöhung der Beitragssätze, des Rentenalters oder eine Verringerung der Renten. Da dieser Mechanismus der Willkür der Politiker entzogen ist, kann er beim Volk auf mehr Vertrauen stossen als die heutigen Eingriffe.

— Die zweite Säule sanieren. Nach Ansicht von Martin Janssen, emeritierter Ökonomieprofessor an der Universität Zürich und Eigentümer der unter anderem in der beruflichen Vorsorge tätigen Beratungs- und Softwarefirma Ecofin, müssten zunächst die tatsächlichen Verhältnisse in der ersten und vor allem in der zweiten Säule offengelegt werden. Dazu zählt, die wirtschaftlich korrekten Zinssätze und Bewertungen anzuwenden. Seiner Ansicht nach ist zurzeit nur die dritte Säule korrekt finanziert. Die dritte Säule bedeutet privates Sparen, in der steuerlich begünstigten Säule 3a liegen rund 100 Milliarden Franken. Für die zweite Säule sieht Janssen eine düstere Zukunft, da der Bundesrat die herrschende Intransparenz unterstütze und dies zu einer Entfremdung der Leute von ihrem Sparkapital führe. Von Politikern sei nicht allzu energische Gegenwehr zu erwarten, wenn sie ihre Wiederwahl nicht gefährden wollten.

— Die zweite Säule in die Privatsphäre retten: Früher oder später wird die Linke ihre Angriffe auf die zweite Säule verstärken, um diese Gelder irgendwann dem Umlageverfahren der AHV zuzuschlagen. Dieser Gefahr muss man vorbeugen, am besten dadurch, dass die zweite Säule nach Grundsätzen der privaten Vorsorge organisiert wird. Dazu zählt die Sicherung der Eigentumsrechte an den eigenen Ersparnissen und Ansprüchen und die Befreiung des Sparens aus der hoheitlichen Regulierung. Damit lässt sich auch der Übergang von staatlich organisiertem zu privatem Sparen einigermassen zuverlässig regeln, da Rentenzusagen so gesichert werden und den Sparern einen schrittweisen Aufbau eines eigenen Kapitals ermöglichen.

Wie steht es aber um die Chancen einer echten Reform, wenn die Gruppe der älteren Stimmbürger zunehmend an Gewicht gewinnt? Offenbar nicht schlecht, jedenfalls hört man von Ökonomen, dass sie vor allem auch von Älteren Applaus bekommen, wenn sie die Verhältnisse klar darlegen. ○

Stunde der Strippenzieher

Von Hubert Mooser — Die wichtigsten Akteure des Reformprojekts «Altersvorsorge 2020».



Chancenlos: FDP-Fraktions-Chef Cassis.



Gibt den Takt vor: Gewerkschafter Rechsteiner.

Bersets ehrgeizige Altersreform 2020, die AHV und zweite Säule in einem Aufwisch reformieren will, droht jetzt an den Partikularinteressen der verschiedenen politischen Lager zu scheitern. Am Dienstag beugte sich der Nationalrat wieder über die Vorlage: Der Knackpunkt dieser Reform, wie sich FDP-Nationalrätin Regine Sautter in der Debatte ausdrückte, ist die Kompensation der Rentenausfälle – weil der Umwandlungssatz zur Bemessung der Rentenhöhe von 6,8 Prozent auf 6 Prozent gesenkt werden soll. Der Ständerat will dies mit einer Rentenerhöhung ausgleichen, die Mehrheit des Nationalrates mit technischen Massnahmen bei der zweiten Säule. Die Fronten sind auch nach der Debatte vom Dienstag im Nationalrat unverändert. Alles läuft auf eine Kraftprobe zwischen National- und Ständerat hinaus. Selbst Bundesrat Alain Berset, der die Reform zu seinem Meisterstück hochstilisierte, warnte, man müsse aufpassen, dass man nicht die Übersicht verliere.

Es ist die Stunde der Strippenzieher und Marionettenspieler, die hinter den Kulissen um Mehrheiten für ihre Seite weibeln und mit Anträgen Wege für einen Kompromiss aufzeigen wollen.

In einer frühen Phase der Reform lobbyierte das Berset-Lager, damit die Reform zuerst in den Ständerat kam. Dort sassen Verbündete

wie der ehemalige Freiburger CVP-Fraktionschef Urs Schwaller, der zusammen mit Parteikollege Konrad Graber die Reform als Teamwork der Mitte und der Linken ausgestaltete. Mit Christine Egerszegi (FDP), Verena Diener (GLP) und Felix Gutzwiller (FDP) machten auch Ständeräte anderer Parteien die Reform der Altersvorsorge zu ihrem Vermächtnis. Im Nationalrat konnte sich Berset auf einen anderen Freiburger verlassen, auf Nationalrat Jean-François Steiert (SP), der schon bei der Bildungspolitik gezeigt hatte, wie geschickt er Allianzen schmieden kann.

Von den früheren Berset-Verbündeten ist keiner mehr im Rat – und mit Steiert, der seit Dezember 2016 Freiburger Staatsrat ist, hat der Sozialminister im Nationalrat einen wichtigen Mischler verloren. Steiert gab sich gegenüber der *Weltwoche* überzeugt, dass die Reform so aufgegleist ist, dass sie nicht mehr gewendet werden könne. Er war sich also sicher, dass am Ende die vom Ständerat modifizierte Variante mit einer Aufstockung der Renten um 70 Franken obsiegen werde.

Eine Art Mini-«AHV plus»

Danach sieht es nach der Debatte vom letzten Dienstag nicht aus – obschon die CVP die Aufstockung der AHV-Renten inzwischen zum Prestigeprojekt erhoben hat und Präsident

Gerhard Pfister, sonst kein Sozialpolitiker, sogar selber in die Hosen steigt. «Wir werden das Modell Ständerat durch alle Böden hindurch verteidigen», sagt der Zuger. Als eifrige Lobbyistin tut sich an Pfisters Seite auch die Aargauer Sozialpolitikerin Ruth Humbel (CVP) hervor. Bei der SP haben nach dem Ausfall von Steiert andere Nationalräte den Part der Strippenzieher übernommen, insbesondere SP-Fraktionschef Roger Nordmann, der schon bei der Energiestrategie 2050 parteiübergreifende Koalitionen schmiedete. Im Hintergrund geben aber nach wie vor Ständerat und Parteichef Christian Levrat und Gewerkschaftsbund-Präsident Paul Rechsteiner den Takt vor. Letzterer gilt als der eigentliche Urheber dafür, dass der Ständerat die AHV-Renten um 70 Franken erhöhte und damit vom Konzept des Bundesrates abwich. Die Tribüne überliess er dann allerdings CVP-Politiker Schwaller.

Auf der Gegenseite lobbyiert der nicht weniger erfolgreiche FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis für das Modell des Nationalrates mit technischen Anpassungen bei der zweiten Säule. Cassis zählt zusammen mit Steiert und Humbel zu den versiertesten Sozialpolitikern des Parlaments. Und er findet, die Debatte am Dienstag habe deutlich gezeigt, dass es der Linken bei der Forderung nach einem AHV-Ausbau nicht mehr um die Kompensation von Rentenausfällen gehe: Die SP wolle eine Art Mini-«AHV plus» durchboxen – eine abgespeckte Variante der gescheiterten «AHV plus»-Initiative, die eine Erhöhung der AHV um 10 Prozent forderte.

Die grosse Frage

Seit Cassis die Fäden zieht, spannt die GLP bei der AHV-Reform mit den Freisinnigen zusammen. Verschiedene Anträge der Grünliberalen als Wegbereiter zu einem Kompromiss wurden am Dienstag vor allem von Freisinnigen unterstützt, blieben aber chancenlos. Für das Rentenalter 67 lobbyiert der Direktor des Gewerbeverbandes und FDP-Nationalrat Hans-Ulrich Bigler. Die Erhöhung des Rentenalters passierte auch diesmal wieder den Nationalrat. Gerät die AHV in finanzielle Schieflage, soll das Rentenalter automatisch auf bis zu 67 Jahre angehoben werden, Parallel dazu soll die Mehrwertsteuer um bis zu 0,4 Prozent steigen.

Der Ständerat ist gegen diese Regelung. Und im Hintergrund kämpft auch der Berset-Stab eifrig für einen Kompromiss in Richtung des ständerätlichen Modells – obschon auch dieses von der Vorlage des Bundesrats abweicht. Mit Sicherheit weiss man aus dem Lager von Berset nur eines: Seine Leute wollen mit allen Mitteln ein Rentenalter 67 verhindern. Die grosse Frage bei dieser Reform lautet deshalb: Bringen am Ende die vielen Strippenzieher mit ihren auseinanderstrebenden Wünschen das Ganze zu Fall? ○

Hartbleibender Gerhard Pfister

Von Christoph Mörgeli

Was für ein Mann. Beinhart. Eisenhart. Pickelhart. Gerhart. «Gerhard Pfister bleibt hart», titelte der *Blick* vom ihn auffallend hofierenden Ringier-Verlag. Worin besteht denn Pfisters Härte? «Wir kommen an den 70 Franken nicht vorbei.» Der angeblich bürgerliche Politiker und sein mediales Sprachrohr verstehen also sein Einknicken, sein Weichwerden, sein Nachgeben vor den Forderungen der Linken als Härte. Der angebliche Hartbleiber lässt zu, dass sich die Neurentner an der maroden AHV-Kasse mit zusätzlichen 70 Franken pro Monat bedienen dürfen.

Nicht nur von SP, Grünen, Gewerkschaften und Christdemokraten wird der zusätzliche Griff in die demnächst leere AHV-Kasse als konsequent oder eben als hart im positiven Sinn verwendet. Auch fast die gesamte Medienwelt sehnt sich mit beinahe religiöser Inbrunst nach der Erlösung durch mehr Mehrwertsteuern, mehr Staatsgelder, mehr Lohnabzüge, mehr Arbeitgeberbeiträge. Zeitungen, Radio und Fernsehen erwarten inständig, dass sich die Linken bei der Rentenreform durchsetzen. Jene, die bremsen im Wissen, dass wir uns deren Vorschläge schlicht nicht leisten können, sind störrische Zukunftsverweigerer. Und ewiggestrige Bremser.

Wirklich hart im Interesse der Sache wären aber jene, welche die AHV retten. Diese ist nur zu retten mit echtem Hartbleiben durch Neinsagen. Unsere AHV ist definitiv nicht sanierbar, wenn wir ihr immer noch mehr Ausgaben zumuten. Das ist dasselbe, wie wenn eine vor dem Konkurs stehende Firma noch fröhlich Dividenden an die Aktionäre ausschütten würde. Erfinder des 70-Franken-Zuschlags ist ausgerechnet der SP-Ständerat und oberste Gewerkschafter Paul Rechsteiner von der äussersten Linken. Zur Verteidigung von dessen ruinösem Vorschlag will jetzt CVP-Chef Gerhard Pfister seine ganze Härte zeigen.

Doch Rechsteiners 70-Franken-Erhöpfung der AHV ist höchst unsolidarisch. Erhalten sollen sie nämlich nur Neurentner, während die bisherigen AHV-Bezüger leer ausgehen. Statt das System als Ganzes aus dem Sumpf zu ziehen, wollen die Linken und die CVP die Interessen einzelner Altersgruppen bewirtschaften. Gerhard Pfister macht mit seiner «Härte» eine unglaubwürdige Figur. Zu seiner CVP passt vielmehr der Vers von Friedrich Rückert: «Harter Stein auf harten Stein / Gibt keine Mauer / Weicher Mörtel mittenein / Macht erst die Dauer.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Thierry kann nicht rechnen

Von Peter Bodenmann — Für Merkel zählen Ausgaben für Asyl und Entwicklungshilfe irgendwie auch zu den Verteidigungsausgaben.



5,9 Millionen Dienstage vergessen: Thierry Burkart (FDP).

Früher lernte man in der Schule mit dem Kopf rechnen. Excel-Tabellen lösten die Generation der Kopfrechner ab. Mit mässigem Erfolg.

Die Amerikaner geben zehnmals mehr Geld für Armee und Geheimdienste aus als die Russen. Grössere Gefahren gehen von den Russen daher keine aus.

Niemand hat die Amis in ihren Rüstungswahnsinn getrieben. Die militärische Übermacht dient dem Imperium zur Durchsetzung seiner Interessen. Was dies für die kleine Schweiz bedeutet, wissen UBS und CS, die heute Protektorate der USA sind.

Letztes Jahr stahl die Schweizer Armee den Unternehmern 5,9 Millionen Dienstage. Faktisch sind das wirtschaftsfeindliche Steuern. Diese tauchen in keiner Statistik der Militärausgaben auf. Müssten sie aber, denn diese 4 bis 5 Milliarden Franken Kosten belasten die Schweizer Volkswirtschaft.

Rechnen wir alles zusammen, so gibt die Schweiz pro Jahr für Militär und Zivilschutz 10 Milliarden Franken aus. Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) beträgt 645 Milliarden Franken. Die direkten Verteidigungsausgaben liegen somit bei rund 1,6 Prozent des BIP.

Die Deutschen geben viel weniger aus. Nämlich nur 1,2 Prozent des BIP. Werden sie ihre Militärausgaben – wie bereits Obama versprochen – bis 2024 auf 2 Prozent erhöhen? Offizi-

ell ja, wenn Merkel gewinnt. Offiziell nein, wenn Schulz gewinnt. Faktisch so oder so nicht, denn Merkel will die Ausgaben für das Asylwesen und die Entwicklungshilfe mit reinrechnen, um so die unsinnige Aufrüstungsvorgabe der Amerikaner schmerzfrei zu erreichen.

Für den Aargauer FDP-Nationalrat Thierry Burkart ist klar, dass wir nicht um eine «Erhöhung des Armeebudgets um mehrere Milliarden Franken pro Jahr herumkommen werden», um wenigstens die 1,5-Prozent-Marke zu erreichen. Auch der SVP-Nationalrat Werner Salzmann will pro Jahr 2 bis 3 Milliarden mehr in die Armee buttern, um wenigstens die 1,2-Prozent-Marke zu reissen.

Die Schweizer Schulen haben versagt: Thierry Burkart kann nicht mehr rechnen. Der Trost: Christoph Blocher wollte einst die zu hohen direkten Militärausgaben auf 3 Milliarden senken. Leider wurde er etwas vergesslich.

Unsere Bundesräte müssten Trump mitteilen, die Schweiz gebe bereits mehr als 2 Prozent des BIP für Verteidigung aus. Und werde deshalb die Investitionen für Rüstung sowie die Zahl der Dienstage etwas zurückschrauben. Um so die Unternehmen – nach der gescheiterten Steuerreform – wirtschaftsfreundlich zu entlasten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Metatheorie

Von Kurt W. Zimmermann — Die Medien sind im Fieber der Metatheorien. Jeder Hennenschiss wird zur Weltbedrohung.

Nehmen wir einen eher banalen Entscheid zu Steuerfragen. Man würde das als nüchterner Journalist als eher banalen Entscheid zu Steuerfragen beschreiben.

Aber nein. Das Volks-Nein zur Unternehmenssteuerreform war ein «Aufstand gegen die Eliten» (*Blick*). Es war eine «Bruchlandung der Elite» (*Weltwoche*). Es war ein «Votum gegen die Globalisierung» (*St. Galler Tagblatt*).

Kurzum, es ging nicht um eine Steuerfrage. Es ging um ein erkenntnistheoretisches Plebiszit über unsere spätkapitalistische Lebensphänomenologie. Seit der Abstimmung lese ich täglich irgendwelche ontologischen Zerrissenheitsdiagnosen unserer post-modernen Gesellschaftsordnung.

So ein Quatsch. Nur, der Quatsch hat leider in den Medien Methode.

Der neuste Trend der Medien ist ihr obsessiver Hang zu Metatheorien. Für Journalisten gibt es keine alltäglichen politischen Entscheidung mehr. Es gibt nur noch fundamental-historische Weltbewegungen.

Als Donald Trump US-Präsident wurde, titelte etwa der *Spiegel* auf dem Cover, aus heutiger Sicht komme nun «Das Ende der Welt». Noch fundamental-historischer geht es nicht. Die kommenden Wahlen in den Niederlanden und Frankreich, so sagt wiederum die *NZZ*, drehen sich um das «definitive Ende der EU».

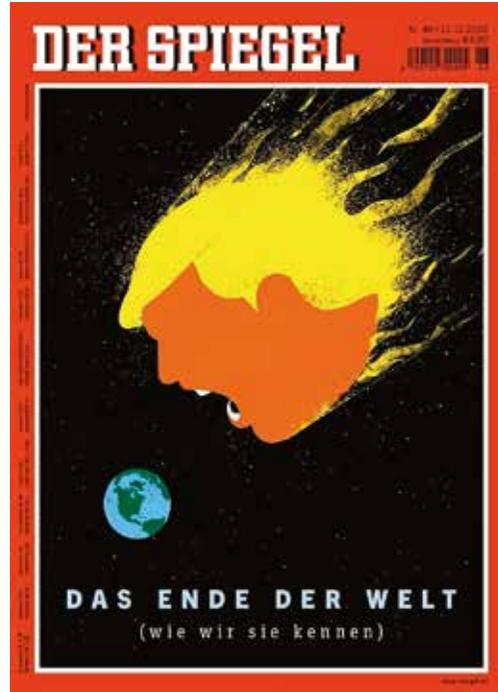
Das Ende der Welt. Das Ende der EU. Das Ende der Schweiz.

Wie kommen Journalisten zu solch fundamental-historischen Untergangsszenarien? Als kühle Intellektuelle müssten sie stattdessen sagen: «Was soll's, in ein paar Monaten oder Jahren haben die Machtverhältnisse sowieso geändert, und das übliche Spiel beginnt wieder von vorn.»

Der Grund für den Mangel an Souveränität ist einfach: Die traditionellen Medien kämpfen verzweifelt gegen ihren Bedeutungsverlust. Sie agieren darum irrational.

Was ist passiert? Der Medienkonsum des Normalbürgers hat sich auf digitale Informations-Schiessbuden verlagert, auf News-Sites wie *20 Minuten* online, *Tages-Anzeiger* online, *Bluewin* und *Watson*. Mindestens so wichtig sind Social Media wie Facebook, Instagram und Twitter, die den Nachrichtenfluss multiplizieren.

Klassische Medien, besonders die Zeitungen, sind in diesem Markt noch die Nummer drei. Sie mussten also überlegen, wie sie aus dieser Rücklage wieder Profil und Resonanz gewinnen.



Zerrissenheitsdiagnosen.

Sie haben sich darum auf die Strategie der eigenen Schlauheit eingeschossen. Traditionelle Titel sollen Hintergrund, Vertiefung und Analyse bieten. Mit Hirnsubstanz, so die Idee, kann man sich von all den Info-Schnellschützen im Internet unterscheiden.

Die Strategie ist an sich nicht schlecht. Aber sie birgt zugleich ein grosses Risiko. Sie kann aus Journalisten Prediger machen. Und genau das geschieht derzeit: Journalisten sehen sich neuerdings als die grossen Welterklärer.

Grosse Welterklärer aber können eine eher banale Steuerabstimmung nicht locker relativieren. Welterklärer können Präsidentenwahlen nicht lächelnd als übliche Rituale in Demokratien beschreiben. Nein, für Welterklärer muss es in allen Fällen mindestens um den Weltuntergang gehen. Sonst ist ihre Welterklärungskompetenz in Gefahr.

Das Ironische daran ist, dass sich die Medien mit ihrem desperaten Kampf gegen den eigenen Bedeutungsverlust immer tiefer in die eigene Bedeutungslosigkeit schreiben. Sie machen sich nur noch lächerlich mit ihren permanenten Untergangsszenarien. Wer kann beispielsweise eine *Zeit* oder einen *Spiegel* noch ernst nehmen, die einen flamboyanten US-Präsidenten als Wiedergeburt Hitlers beschreiben?

Niemand nimmt die Medien ernst, wenn sie sich selber so ernst nehmen.

Land ohne Volk

Von Henryk M. Broder — Die Kanzlerin erlässt eine neue Sprachregelung.

Wenn Sie in Deutschland in eine politische Debatte verwickelt werden, versuchen Sie bitte, drei Begriffe zu vermeiden: Autobahn, Lebensraum und Volk. Es sind verminte Gelände, die von den Nazis angelegt und bis heute nicht geräumt wurden. Betreten verboten! «Autobahn» geht noch, wenn Sie sich im gleichen Atemzug für ein allgemeines Tempolimit und gegen den weiteren Ausbau der Schnellstrassen aussprechen; «Lebensraum» geht nur, wenn es um das Überleben einer seltenen Kröten- oder Käferart geht; «Volk» geht gar nicht. Wer das Wort in den Mund nimmt, ist ein verkappter Nazi. Das gilt auch für verwandte Begriffe wie völkisch, volksnah oder volkstümlich. Zwar steht der Spruch «Dem deutschen Volke» auf einer Länge von 16 Metern seit 1916 über dem Westportal des Reichstages, es wird aber immer wieder darüber diskutiert, ob es nicht «Der Bevölkerung» heissen sollte. Denn «Volk» ist exklusiv, «Bevölkerung» dagegen inklusiv. Die deutsche Fussballnationalmannschaft heisst seit 2015 offiziell nur noch «Die Mannschaft». Es gibt auch kaum noch «Volksmusik» bei der ARD und beim ZDF, nur «Volkswagen» hält an seinem Namen fest, wenn auch abgekürzt zu VW, was auch «vegane Wirtschaft» bedeuten könnte.

Wurde noch vor kurzem mit einem ironischen Unterton zwischen «Bio-Deutschen» und «Beute-Deutschen» unterschieden, hat die Kanzlerin eine neue Sprachregelung eingeführt. Man sagt jetzt, wenn man niemand kränken und niemand ausschliessen will: «Diejenigen, die schon länger hier leben» und «diejenigen, die neu hinzugekommen sind».

Wobei es jedem überlassen bleibt, zu entscheiden, wann aus einem, der neu dazugekommen ist, jemand wird, der schon länger hier lebt. Dazu könnte es demnächst eine «Richtlinie» der Innenministerkonferenz geben. Die Kanzlerin selbst ist soeben im Rahmen einer CDU-Kundgebung einen grossen Schritt weitergegangen. Sie erklärte: «Das Volk ist jeder, der in diesem Land lebt.» So beiläufig, wie sie im Herbst 2015 sagte, die deutschen Grenzen könnten nicht geschützt werden. Was rückblickend einen Sinn ergibt: Wo jeder, der in diesem Land lebt, das Volk ist, braucht es keine Grenzen mehr.

Jetzt müssen nur noch diejenigen, die schon länger hier leben, endlich integriert werden.



Das Trump-Syndrom im Bundeshaus

Es gibt keinen Grund zu moralischer Überheblichkeit: Auch Schweizer Spitzenpolitiker lügen ungeniert, und sie tun es fast nie aus Gründen der Staatsräson. Die Unwahrheit dient vielmehr dazu, das Volk in die von oben gewünschte Richtung zu lenken. *Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli*

Es ist hierzulande zu einem Volkssport geworden, mit dem Finger auf **Donald Trump** zu zeigen und ihn als lügenhaften Politiker zu brandmarken. Das trifft zwar bei gewissen seiner Aussagen zu, aber die Überheblichkeit, mit der viele in der Schweiz und in der übrigen Alten Welt über den US-Präsidenten urteilen, ist fehl am Platz. Richtet man einen kritischen Blick auf die einheimischen Politiker, stellt sich nämlich rasch ein moralisches Gleichgewicht ein. «Bei einem Nein gleise ich am nächsten Tag ein Sparprogramm über mehrere Milliarden auf für die nächsten Jahre», sagte Finanzminister **Ueli Maurer** vor der Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform III. Am 12. Februar wurde das Nein Tatsache. Keine Tatsache ist jedoch Maurers Milliarden Sparprogramm geworden. Der SVP-Magistrat befindet sich mit seinem lockeren Umgang mit der Wahrheit unter Kollegen aller Couleur in bester schlechter Gesellschaft. Schweizer Politiker erzählen häufig die Unwahrheit, auch mit voller Absicht.

«Ich bin und bleibe Parteipräsident»

«Ich habe Sie bewusst angelogen», gestand Maurer am 27. Oktober 2007 der *Zürichsee-Zeitung*. Diese hatte ihn fünf Monate zuvor anlässlich seiner Kandidatur für den Ständerat gefragt, ob er als Parteichef zurücktrete. Worauf Maurer geantwortet hatte: «Ich bin und bleibe Parteipräsident.» Im Interview vom Oktober gab er dann zu, dass der Entscheid schon seit vier Jahren festgestanden habe: «Man kann als Parteipräsident keinen Wahlkampf führen, wenn man vorher schon seinen Rücktritt erklärt hat», begründete er seine Lüge.

«Es gibt in der Politik Situationen, in denen man lügen muss», sagte auch alt Bundesrat **Christoph Blocher**. Sein ehemaliger Regierungskollege **Moritz Leuenberger** publizierte noch im Amt das Buch «Lüge, List und Leidenschaft. Ein Plädoyer für die Politik» und erklärte die Lüge später in einem Zeitungsartikel glatt zur «Tugend». Er habe die Wähler etwa angelogen, «als ich den desaströsen Klimagipfel in Kopenhagen hoffnungsfroh lobte, um das CO₂-Gesetz in der Schweiz zu retten».

Lügentugendbold Leuenberger glänzt denn auch sonst mit Äusserungen im weitestmöglichen Streubereich der Wahrheit. Bei den Verhandlungen mit dem EU-Verkehrsministerrat über den Preis einer Transitfahrt von Basel nach Chiasso versprach der Bundes-

rat ursprünglich, nicht unter 600 Franken zu gehen. Leuenberger hat die Grenze dann schrittweise nach unten korrigiert. Es sei für die Schweiz «absolut unmöglich», weniger als 450 Franken zu erhalten, sagte er Mitte Juni 1997 in einem Referat in Basel. Die EU sprach damals von 350 Franken. Am Ende verhandelte Leuenberger einen Preis, der sogar noch unter dem Angebot der Gegenseite lag: bei 325 Franken. Die Halbwertszeit seiner Aussagen schlug direkt auf das Portemonnaie der Steuerzahler.

Die Falschmünzer in den Ämtern rechtfertigen ihr Tun gern mit dem öffentlichen Interesse. Kurz bevor er am 15. Januar 2015 die Anbindung des Frankens an den Euro aufhob, hatte Nationalbank-Präsident **Thomas Jordan** ein flammendes Plädoyer für den Min-

«Wir hatten in den 1960er und Anfang der 1970er Jahre eine höhere Zuwanderung als heute.»

destkurs gehalten und diesen als «zentral» bezeichnet. Hätte die Nationalbank offen kommuniziert, wäre es zu spekulativen Attacken auf den Mindestkurs gekommen, entschuldigte Jordan sein Täuschungsmanöver.

«Wir sind immer noch ein Paar», vermeldete Bundesrätin **Simonetta Sommaruga**, als schon allzu viele wussten, dass sie und der Schriftsteller Lukas Hartmann kein Paar mehr waren. Nun ist diese Beziehung eigentlich Privatsache, aber bundesrätliches Schweigen wäre hier sicher besser gewesen als das Verbreiten einer Unwahrheit. Jetzt stand Sommaruga ungefähr auf dem Niveau von **Christophe Darbellay**, der zur Erheiterung des ganzen Kantons Wallis erklärt hatte, er habe «eine Nacht mit einer Frau verbracht».

Im Amt einer Ständerätin gab sich Sommaruga noch als unerbittliche Vorkämpferin der reinen Wahrheit. Als der damalige Bundesrat Blocher bei der Albigüetli-Rede 2006 von «kriminellen Albanern» und nicht, wie im Redetext vorgesehen, von «mutmasslich kriminellen Albanern» sprach, strengte sie darüber einen 42-seitigen Bericht der Geschäftsprüfungskommission an: «Statt die Unterstellungen gegenüber den Albanern zu korrigieren und zu sagen, sie seien ihm rausgerutscht, lügt Christoph Blocher einfach.» 2013 log dieselbe Simonetta Sommaruga, nunmehr Bundespräsidentin, vor dem Natio-

nalrat zur SVP-Masseneinwanderungsinitiative: «Was passiert, wenn die Initiative angenommen wird? Ich sage es ganz nüchtern: Gemäss Vertrag fallen nach sechs Monaten alle Bilateralen I automatisch dahin – und so viel kann man heute sagen.» Auch drei Jahre nach dem Ja des Volks zur Initiative ist kein einziger Vertrag der Bilateralen I dahingefallen, schon gar nicht automatisch. Aber selbstverständlich gab's für diese faustdicke Lüge keinerlei parlamentarische Untersuchung und keine umfangreichen Geschäftsprüfungsberichte.

In einem NZZ-Interview behauptete Sommaruga letzten November: «Wir hatten übrigens in den 1960er und Anfang der 1970er Jahre mit dem Kontingentsystem eine höhere Zuwanderung als heute.» Noch mehr lügen geht nicht: Erstens wurde das Kontingentsystem als Reaktion auf die Schwarzenbach-Initiative erst 1970 eingeführt. Und zweitens war der Wanderungssaldo im Zeitraum der Kontingentierung bis zur vollen Freizügigkeit von 2007 nie höher als 60 000, 1974 bis 1978 sogar negativ.

Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** reiste drei Wochen vor der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative nach Berlin, wo er mit vier deutschen Ministern zusammentraf. Dabei habe von deutscher Seite grosses Interesse an der Abstimmung bestanden, erklärte er danach vor den Medien. Er habe klargemacht, so gab die *Neue Zürcher Zeitung* den Magistraten wieder, «dass die Abstimmung im Sinne des Bundesrates ausgehen werde und die Regierung engagiert für den Erhalt der Personenfreizügigkeit kämpfe». Darum titelte die erleichterte NZZ am folgenden Tag: «Personenfreizügigkeit bleibt». Der gegenteilige Entscheid von Volk und Ständen entlarvte Schneider-Ammanns Aussagen als hohles Geschwätz.

«Korrekt und ohne Verzögerungen»

Die Irreführungen der Bürger im Zusammenhang mit der Masseneinwanderungsinitiative sind auch unter Parlamentariern zahlreich. Der Volkswille müsse respektiert und der entsprechende Artikel deshalb «verfassungsgetreu bis am 8. Februar 2017 umgesetzt und angewendet werden, dies unter Einführung von Quoten und mit Vorrang von Schweizer Arbeitskräften», sagte FDP-Fraktionschef **Ignazio Cassis**. Sie werde sich «dafür einsetzen, die Masseneinwanderungsinitiative kor-



«Wir sind ein Paar»: Sommaruga.



«Bewusst angelogen»: Maurer.



Grosses Interesse: Schneider-Ammann.



«Nacht mit einer Frau»: Darbellay.



Plädoyer für den Mindestkurs: Jordan.



Falsche Worte: Kurt Fluri.



«Verfassungsgetreu»: Ignazio Cassis.



«Dimanche noir»: Delamuraz.



«Mehr Vor- als Nachteile»: Deiss.



Unbelastet von Fakten: Leuthard.



«Reines Vabanquespiel»: Schwaller.



Spiess gegen Blocher: Hildebrand.

rekt und ohne Verzögerungen umzusetzen», schrieb die Partei in einer Mitteilung vom 30. November 2014. Dies unterstrich auch der Solothurner Nationalrat **Kurt Fluri**. Er rate davon ab, «bei der Umsetzung der SVP-Zuwanderungsinitiative vom 9. Februar vom Initiativtext abzuweichen», sagte er am 1. Dezember 2014 der Zeitung *20 Minuten*. In Wahrheit waren Fluri und die FDP dann federführend bei der Nichtumsetzung der Initiative. Sie hintergingen das Volk also gleich doppelt: durch ihre falschen Worte und durch ihre Taten.

Teuer zu stehen kommen uns alle die fulminanten Fehlprognosen von **Alain Berset**. «Wir wollen 20 Prozent der Gesundheitskosten

sparen», verkündete der sozialdemokratische Innenminister vor vier Jahren und präsentierte ein Bündel von 36 Massnahmen. Die Realität ist eine andere: Die Krankenkassenprämien sanken nicht um 20 Prozent, sondern sie stiegen in diesem Zeitraum um ziemlich genau diesen Anteil.

«Die Kostenentwicklung flacht ab»

Die Verabreichung solcher rhetorischen Beruhigungspillen wider besseres Wissen hat bei SP-Sozialministern Tradition. «Die Kostenentwicklung flacht von Jahr zu Jahr ab», behauptete **Ruth Dreifuss** 1998. «Unsere Massnahmen zur Kostendämpfung greifen jedes Jahr besser», doppelte sie im folgenden Jahr

nach. Der Kostenschub ging natürlich ungebremst weiter. «Man kann sich irren», gestand Dreifuss 2001 in einem Anflug von nachträglicher Ehrlichkeit.

Doris Leuthard war und ist die treibende Kraft der «Energiewende». Nur weil die Fukushima-Katastrophe sich unglücklicherweise in einem Wahljahr ereignete, entschied sich die CVP-Bundesrätin, unbelastet von den notwendigen wissenschaftlichen Fakten, opportunistisch für das Ende des inländisch erzeugten Atomstroms. Sie stützte sich auf ein unbrauchbares Gutachten dreier dienstbeflissener ETH-Professoren, das die Taktikerin Leuthard sofort zum höchstinstanzlichen Urteil umbog. >>>

In der Sendung «Tagesgespräch» von SRF liess sich die Energieministerin wortreich über die zu hohen Kosten und die ökonomische Überforderung der Atomstromkonsumenten aus. Es kam der sie befragenden Journalistin nicht in den Sinn, die absurde Aussage richtigzustellen, eine Bundesrätin hierzulande zuständig sei für die Gestaltung des Energiepreises. So lebt denn Doris Leuthard in ihrer Scheinwahrheit, sie sei für das Spiel des Marktes zwischen Anbietern und Abnehmern zuständig und der Strommarkt sei bereits Staatssache. Auch Sätze wie: «Wir müssen an den Planeten denken», zeugen von verlogenen Grössenwahn. Leuthards Aufgabe wäre es, für das Land innerhalb seiner Grenzen zu sorgen und endlich Lösungen zu finden, dass die Bürgerinnen und Bür-

«Man kann sich irren», gestand Dreifuss 2001 in einem Anflug von nachträglicher Ehrlichkeit.

ger nicht halbe Tage lang im Stau steckenbleiben. Doch es passt zu ihrer Abgehobenheit, dass sie das einfache Volk im bequemen Sessel ihres Bundesratsjets aufforderte, weniger Energie zu konsumieren und den Gürtel enger zu schnallen. Wenn Bundesräte ihre Aufgabe darin sehen, den Einwohnern Hungerkuren zu verschreiben, steht es schlecht um ihre Wahrnehmungsgabe.

«Der bilaterale Weg wäre sofort tot», erklärte Bundesrat **Didier Burkhalter** anlässlich der Debatte um die Epopop-Initiative. Noch immer fantasiert der Aussenminister von der «Erneuerung» und «Renovierung» dieses «bilateralen Wegs». Damit belügt er sich selber ebenso wie sein Land. Wer einen gewissen Bezug zur Lebenswirklichkeit behalten hat, dürfte mitbekommen haben, dass die EU-Verantwortlichen seit 2008 darauf beharren, keine neuen bilateralen Verträge mit der Schweiz mehr abzuschliessen, ohne zuvor die «institutionellen Fragen» ein für alle Mal geklärt zu haben. Konkret fordert Brüssel die Übernahme von früherem und künftigem EU-Recht und die Interpretationsgewalt durch EU-Richter. Die Europäische Union verlangt also von der Schweiz keine Beziehung mehr zwischen Gleichberechtigten, sondern die Unterordnung. Entweder nimmt Burkhalter die EU nicht ernst. Oder er trickst und täuscht das inländische Publikum und nimmt damit dieses nicht ernst.

Als Christoph Blocher den Bundesrat über die Währungsspekulationen des obersten Währungshüters **Philipp Hildebrand** orientierte, versprach ihm Bundespräsidentin **Micheline Calmy-Rey** feierlich, seinen Namen nicht ausserhalb des zwingend einzuweihenden Kreises zu nennen. Damit hatte die Genferin gelogen, denn im Bericht der Geschäftsprüfungskommission steht: «Die

Bundespräsidentin informiert den Präsidenten der SNB telefonisch, dass ihr Nationalrat Blocher die Informationen zu seinen Finanztransaktionen zugetragen habe.» Diese Information nutzten Hildebrand und dessen Kommunikationsberater, um mit willfährigen Sonntagsmedien den Spiess gegen Blocher zu wenden.

Doch die *Weltwoche* wies am 5. Januar 2012 nach, dass Hildebrand mit einem einzigen Devisengeschäft 75 000 Franken verdient und auch anderweitig in Währungen spekuliert hatte. Sie zeigte ausserdem auf, dass die entscheidenden Transaktionen nicht über das Konto von Hildebrands Frau, sondern über sein eigenes gelaufen waren. An einer Medienkonferenz vom 5. Januar 2012 betonte Hildebrand indessen, er habe sich jederzeit regelkonform und korrekt verhalten, und schob den Devisenhandel auf seine Frau ab.

Am Abend des 6. Januar verteidigte Bundespräsidentin **Eveline Widmer-Schlumpf** in der «Arena» des Schweizer Fernsehens Philipp Hildebrand in jeder Beziehung. Er habe sich «keine vorwerfbaren rechtlichen Verfehlungen» zuschulden kommen lassen. Sie verstieg sich sogar zur Aussage, der Bundesrat habe keinen Grund, «nicht weiterhin Vertrauen in Hildebrand zu haben». Dabei war Widmer-Schlumpf unmittelbar zuvor von Bankratspräsident Hansueli Raggenbass über neue Fakten informiert worden. Diese zwangen Philipp Hildebrand, am 9. Januar 2012 zurückzutreten. An der Medienkonferenz dieses Tages drechselte er die eigentümliche Aussage, dass «es nicht möglich ist, einen abschliessenden Beweis zu liefern, dass meine Frau ohne mein Wissen die Devisentransaktion am 15. August veranlasst hat». Tatsächlich belegten die Dokumente, die er vorlegte, dass er zuvor die Unwahrheit gesagt hatte. Gemäss dem Bericht von Kundenberater Felix Scheuber hatte Hildebrand persönlich mit ihm über die Idee des Devisenkaufs gesprochen. Und Hildebrand hatte damals seine Frau ausdrücklich ermächtigt; erst danach erteilte sie den fragwürdigen Auftrag per E-Mail.

«Versprecher», «Lapsus»

Nur durch eine faustdicke Lüge konnte sich Bundesrat **Pascal Couchepin** im Februar 2008 überhaupt im Amt halten. Anlässlich einer Beratung über die Forschung am Menschen führte er gemäss Tonbandprotokoll in der zuständigen Nationalratskommission wörtlich aus: «Es gibt doch noch Dinge, die zu tun man kein Recht hat. Nicht wahr? [Lange Kunstpause] Sonst kommt man zur Forschung des Doktors ... öh ... ich musste mich nach seinem Namen erkundigen, weil ich glaubte, dass es Doktor Mörgele war, aber es war Doktor Mengele [teilweise grosse Heiterkeit], der Studien gemacht hat [fortwährende Heiterkeit, Unruhe, Zwischenruf Nationalrat Oskar Freysinger:

«Heimatland!]) ... furchtbare Studien, Doktor Mengele, der ... [fortwährende Heiterkeit] ... warum lachen Sie? [neu einsetzende, noch grössere Heiterkeit] ... der alle Limiten überschritten hat.»

Couchepin und sein Departement erklärten das wohlpräparierte, effektiv vorgetragene Wortspiel an einer eiligst einberufenen Medienkonferenz zum «Versprecher» und «Lapsus». SVP-Präsident Ueli Maurer berichtete gleichzeitig: «An den Von-Wattenwyl-Gesprächen begrüsst mich Couchepin jeweils so: «Ah, der Präsident, der Führer. Wie geht es dem Führer?»» Der Walliser verärgerte inzwischen die FDP-Parteispitze so sehr, dass sie ihn zu einer Krisensitzung aufbot, in der Couchepin zum Rücktritt im Lauf des kommenden Jahres verpflichtet wurde.

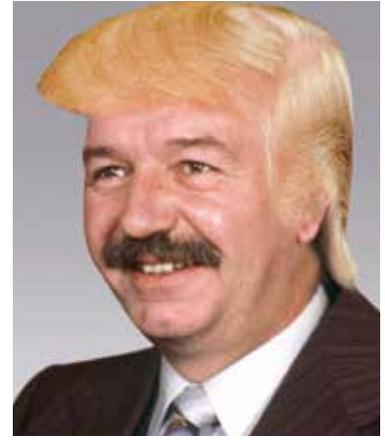
«Von den Ereignissen überrascht»

Ein Dok-Film des Schweizer Fernsehens beseitigte jeden Zweifel daran, dass Eveline Widmer-Schlumpf frühzeitig mit dem politischen Gegner zusammengespannt hatte, um Christoph Blocher aus dem Amt zu stossen. In ihrer Erklärung der Wahlannahme vom 13. Dezember 2007 erläuterte sie trotz mehrfachen persönlichen Kontakten zu SP-Nationalrat Andrea Hämmerle heuchlerisch: «Wie andere, so bin auch ich gestern von den Ereignissen überrascht worden.» Vor den Wahlen hatte CVP-Präsident Christophe Darbellay, ein weiterer Drahtzieher des Manövers, schlitzohrig erklärt: «Wir gehen im Moment davon aus, dass amtierende Bundesräte nicht abgewählt werden sollten.» Und Fraktionschef **Urs Schwaller** hatte versichert: Sollte die CVP nur um 0,1 oder 0,2 Prozent zulegen, wäre es «ein reines Vabanquespiel, in Koalitionen den zweiten Sitz herauszufordern». Und er log: «Sollte der Unterschied bleiben, wie er ist, gibt es keinen Grund, vom Grundsatz abzuweichen, dass amtierende Bundesräte nicht abgewählt werden.»

Die Lügen des schweizerischen politischen Establishments rund um die Affäre um den später in allen Punkten freigesprochenen Bankier Oskar Holenweger würden Bände füllen.

«Wir gehen im Moment davon aus, dass amtierende Bundesräte nicht abgewählt werden sollten.»

Der von der Bundesanwaltschaft eingeflogene Drogenkriminelle **José Ramos** log, dass sich die Balken bogen. Über Bundesanwalt **Erwin Beyeler** wurde berichtet, er habe sich seinerzeit als Chef der Bundeskriminalpolizei gegen den Einsatz von Ramos ausgesprochen. Dies entsprach nicht der Wahrheit; vielmehr wollte Beyeler der «Vertrauensperson» Ramos sogar eine Erfolgsbeteiligung für eingezogene Gelder in Aussicht stellen, wobei er den Prozent-



«Keine Verfehlungen»: Widmer-Schlumpf.

«Lüge, List, Leidenschaft»: Leuenberger.

«Keine Rolle gespielt»: Beyeler.

Hoffnungslose Zeiten: Felber.

satz offenliess: «Falls aufgrund von Informationen des <A> Vermögenswerte sichergestellt werden können, liegt es in der Kompetenz der verfahrensführenden Bundesanwaltschaft, ein Sharing mit <A> zu treffen.» Als Beyeler im Mai 2010 vor den Medien die Anklageschrift gegen Holenweger präsentierte, fragte ihn ein Journalist: «Welches war Ihre Rolle beim Einschleusen von Ramos?» Darauf antwortete der Bundesanwalt wahrheitswidrig: «Keine.»

Bei der Abstimmung über den Schengen/Dublin-Vertrag von 2005 weigerte sich Christoph Blocher im Bundesrat, die dem Volk vorgegaukelten Kosten von lediglich 7,4 Millionen Franken zu vertreten. Heute belaufen sich Informatik- und Betriebskosten des Schengen-Informationssystems (SIS) auf über 130 Millionen; dazu kommen Milliarden von Kohäsionszahlungen unter anderem für die Teilnahme am Schengen-Raum. Blocher nannte die von den Kollegen Calmy-Rey und Joseph Deiss sowie vom Integrationsbüro errechneten Zahlen später «betrügerisch» und meinte: «Der Bundesrat wusste, dass Schengen/Dublin mit den richtigen Zahlen keine Chance vor dem Volk gehabt hätte.» Aussenministerin Calmy-Rey versprach, dass der Vertrag von Dublin helfen werde, die Zahl der Asylgesuche zu vermindern. Bundespräsident Deiss erklärte, Schengen/Dublin sichere das Bankgeheimnis und bringe der Schweiz «mehr Vor- als Nachteile».

Bei einem gemeinsamen Medienauftritt mit Justizminister Blocher beabsichtigte Deiss, die Geschlossenheit der Landesregierung zu demonstrieren. Als er sagte, der Bundesrat unterstütze Schengen/Dublin «einheitlich», wollte Blocher diese Unwahrheit nicht unwidersprochen lassen, liess sich aber von Vizekanzler Oswald Sigg vorerst von einer Intervention abbringen. Später sagte er dann in einer Rede in Rafz, er habe kein Verständnis, wenn ein Bundesrat erkläre, die Regierung stehe geschlossen hinter einem Entscheid, obwohl dieser Entscheid nicht einstimmig gefällt worden sei: «So wird das kollegiale Schweigen der Unterlegenen von der Mehrheit missbraucht und führt zur

Irreführung der Öffentlichkeit, was für die direkte Demokratie Gift bedeutet.»

«Das sind Fantasmen»

Auch die bundesrätlichen Verlautbarungen zur Personenfreizügigkeit erwiesen sich so ziemlich alle als grundfalsch. Joseph Deiss prophezeite im Jahr 2000 im Schweizer Fernsehen: «Es ist in der EU gar kein solcher Druck vorhanden, dass wir überrannt werden könnten.» Moritz Leuenberger hielt gleichzeitig im Brustton der Überzeugung fest: «Was die Einwanderung angeht, da sollten wir nicht vergessen, dass wir diesen Vertrag mit der EU, also mit Deutschland, Frankreich, Österreich, Italien, Spanien, Portugal, abschliessen, und von dort besteht kein Einwanderungsdruck in die Schweiz.» Micheline Calmy-Rey regte sich 2005 in der Sendung «Arena» auf: «Wir stimmen ab über die Osterweiterung, das heisst an die zehn neuen EU-Mitglieder, und es wird kein Exodus stattfinden, das sind Fantasmen, Sie haben recht, Fantasmen, Sie können Fantasmen haben.»

Tricks und Täuschungen auf höchster Regierungsebene sind bei Volksabstimmungen gang und gäbe. «Die bilateralen Verträge sind ein eigenständiger und selbständiger Schritt und haben mit einem EU-Beitritt nichts zu tun», behauptete der Bundesrat rund eine Woche vor dem Urnengang über die Bilateralen I vom 21. Mai 2000. Am 22. Mai gestand CVP-Aussenminister Deiss: «Die bilateralen Verträge sind ein wichtiger Schritt hin zur EU.»

Mit hör- und sichtbarem Zorn nahmen die Bundesräte Jean-Pascal Delamuraz (FDP) und René Felber (SP) am 6. Dezember 1992 vom Verdikt von Volk und Ständen über den EWR-Vertrag Kenntnis. «C'est un dimanche noir», rief Delamuraz vor den Bundeshausmedien in die Mikrofone. Die Schweiz und vor allem die Schweizer Jugend gingen fortan hoffnungslosen Zeiten entgegen. Was die angeblich fehlenden Perspektiven der Jungen betrifft, so sind diese im Vergleich zum EU-Durchschnitt in der Schweiz geradezu

paradiesisch; in Spanien liegt die Jugendarbeitslosigkeit beispielsweise bei nahezu 60 Prozent.

«Die Schweiz ist schon 1995 oder 1996 in der EG», prophezeite das Briger Polit-Orakel Peter Bodenmann (SP) im Oktober 1992. Chefunterhändler Franz Blankart rief vor der EWR-Abstimmung den Delegierten des Schweizerischen Gewerbeverbandes zu: «Nach fünf Jahren Alleingang würden wir

«Die bilateralen Verträge sind ein eigenständiger Schritt und haben mit einem EU-Beitritt nichts zu tun.»

aus wirtschaftlichen Gründen die EG auf den Knien bitten, uns um jeden Preis als Mitglied aufzunehmen!» Dumm nur, dass Vergleiche und Statistiken zeigen, dass es den Schweizern in den kommenden Jahren und Jahrzehnten wesentlich besser ging als den Bürgern der EU-Staaten. Es sind kaum Firmen abgewandert, sondern es sind viele zugezogen, und sie haben seit 1992 wesentlich mehr investiert. Die Stärke des Franks bewies das Vertrauen in die Schweizer Währung. Das Land hatte tiefere Zinsen, höhere Exporte und höhere Löhne, und auch die Arbeitslosigkeit lag trotz der Rezession der neunziger Jahre weit tiefer als in der Europäischen Union. In der Zeit nach dem EWR-Nein durfte man feststellen, dass sich die Drohungen und Voraussagen der EU-Befürworter alleamt als falsch erwiesen hatten.

Ist die Lüge wirklich eine politische Tugend, wie Ex-Bundesrat Leuenberger meint? Natürlich gibt es Situationen, in denen die Staatsräson eine taktische Kommunikation gebietet, etwa wenn die Sicherheit von Land und Bevölkerung auf dem Spiel steht. Aber in den allermeisten Fällen sind die Lügen unserer Politiker weder tugendhaft noch überlebenswichtig. Sie sind ganz einfach der unverschämte Versuch, die Realität so zurechtzubiegen, dass das Stimmvolk in die gewünschte Richtung marschiert. ○

Vorteil Schweiz

Pascale Baeriswyl ist die neue Koordinatorin für die Verhandlungen mit der EU. In einer der *Weltwoche* vorliegenden Gesprächsnotiz skizziert Aussenminister Didier Burkhalter seine neusten Pläne.

Von Hubert Mooser

Der Bundesrat beauftragt die 48-jährige Pascale Baeriswyl, seit Dezember 2016 neue Staatssekretärin des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), jetzt auch mit der Koordination der Verhandlungen mit der EU. Der bisherige Chefunterhändler Jacques de Watteville geht in Pension. Er zieht allerdings ab Ende März drei Monate vom Ferienguthaben ein, das er in den Jahren als Staatssekretär für internationale Finanzfragen und davor als Schweizer Botschafter in China angehäuft hat – obwohl laut Reglement auch beim Bund Ferienguthaben nach fünf Jahren verjähren. Grosse Pflöcke hat der Nachfahre eines Berner Patriziergeschlechtes nicht eingeschlagen. Und nun soll es also Baeriswyl versuchen, eine linke Baslerin, die in etwa gleich tickt wie ihr Chef Didier Burkhalter.

Zeit für einen Spielunterbruch

Die wichtigste Botschaft fehlt indessen in der Pressemitteilung, in der die Stabsübergabe angekündigt wird, nämlich welche Verhandlungen Baeriswyl überhaupt koordinieren soll. «Es gibt keine Dossiers, die wir zwingend mit Brüssel verhandeln müssten», findet der Präsident der Aussenpolitischen Kommission (APK), Nationalrat Roland Büchel (SVP). «Interessant wäre, zu erfahren, ob, wann und welches Mandat für Verhandlungen der Bundesrat verabschiedet wird. Das wäre dann der Auftrag an Frau Baeriswyl», sagt CVP-Präsident und APK-Mitglied Gerhard Pfister. Auch er meint, aus seiner Sicht gebe es derzeit mit der EU nichts zu verhandeln.

Es war Bundespräsidentin Doris Leuthard (CVP), die nach ihrer Wahl zur Bundespräsidentin in Interviews plötzlich wieder von einer Normalisierung der Beziehungen zur EU sprach, dabei explizit auch auf das in der Schweiz heftig umstrittene institutionelle Rahmenabkommen verwies und damit die ganze EU-Diskussion ohne Not wieder lancierte. Dabei waren die Schweizer bei den Gesprächen mit der EU über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative wiederholt abgeblitzt. Ein Bundesrat nach dem anderen pilgerte vergeblich nach Brüssel, und auch Chefunterhändler de Watteville steht mit leeren Händen da.

Ein Spielunterbruch wäre nach dieser Darbietung angezeigt, und eine längere Beratung über die künftige Strategie im Umgang mit der EU vonnöten. Aber Burkhalter nahm den ihm von Leuthard zugespielten Ball dankbar an und spielte ihn fantasielos wieder zurück. Konkret:

Burkhalter legte dem Bundesrat eine Gesprächsnotiz zu den Pendenzen zwischen der Schweiz und der EU vor, in deren Besitz auch die *Weltwoche* im ist. Es war eine typisches Burkhalter-Papier, mit vielen schönen Worten über alles und jedes, ohne dass man aber richtig weiss, wie es nun weitergehen soll. Der Grundtenor: Weiterwursteln wie bisher. Wieder einmal werden die bekannten Schweizer Positionen zu sechzehn Dossiers aufgelistet, die man mit der EU besprechen will. Einige sind andiskutiert, andere wie das Stromhandelsabkommen fast fertig beraten. Alles ist aber blockiert, weil die EU von der



In der EU vernetzt: Diplomatin Baeriswyl.

Schweiz zuerst Zustimmung zu einem Rahmenvertrag verlangt, der die Übernahme von EU-Recht vorschreibt und in Streitfällen den Europäischen Gerichtshof als letzte Instanz vorsieht.

Bern lässt sich wieder einschüchtern

Keines der offenen Dossiers ist derart wichtig, dass die Schweiz zu einem solchen Kolonialvertrag Hand bieten müsste. Im Gegenteil: Laut Burkhalters Gesprächsnotiz sind die Interessen der EU an einem Abschluss bei vielen Dossiers grösser als jene der Schweiz. Zum Beispiel bei der Weiterentwicklung des Abkommens über die technischen Handelshemmnisse. Es ist der europäische Dachverband der Maschinenbauer (Orgalime), der hier massiv zugunsten einer Anpassung des Abkommens Druck macht. Beim Studentenaustauschprogramm «Erasmus»

profitiert die EU von zusätzlichen Geldern aus der Schweiz. Die gegenseitige Anerkennung von beruflichen Qualifikationen ist vor allem für die EU interessant – weil mehr EU-Bürger in der Schweiz arbeiten als Schweizer in EU-Ländern. Trotzdem lässt sich die Schweiz auch weiter von der EU die Bedingungen diktieren. Wieder und wieder wird die Wichtigkeit eines Rahmenabkommens hervorgehoben.

«Die britische Regierung will bei ihren EU-Austrittsverhandlungen einen harten Kurs fahren», betont APK-Präsident Büchel. Grossbritannien strebe ein Freihandelsabkommen mit einem fairen Schlichtungsmechanismus und ohne Personenfreizügigkeit an. «Wäre es angesichts immer neuer Repressalien aus Brüssel nicht sinnvoll, gegenüber der EU ebenfalls eine härtere Gangart anzustreben?», fragt der

Burkhalter will der EU weitere Kohäsionszahlungen in Höhe von 1,3 Milliarden zufließen lassen.

St. Galler Nationalrat. Stattdessen lasse man sich von Brüssel wieder einschüchtern.

In Zusammenhang mit dem Nein der Stimmbürger zur Unternehmenssteuerreform III warnt Burkhalter seine Kollegen, die EU habe bereits am 2. September angekündigt, eine schwarze Liste vorzubereiten, mit der in Steuerangelegenheiten unkooperative Staaten an den Pranger gestellt würden. Was davon zu halten ist, hat SVP-Nationalrat Alfred Heer, der aufgrund seines Mandates im Europarat beste Kontakte zu internationalen Gremien hat, im *Sonntagsblick* kürzlich klargestellt: «Alles Humbug», eine solche schwarze Liste habe es nie gegeben und werde es nie geben.

Aussenminister Burkhalter geht noch weiter, viel weiter. Er will der EU weitere Kohäsionszahlungen in Höhe von 1,3 Milliarden Franken zufließen lassen. Einfach so. Letzten Dienstag erklärte er am Radio, von einer bedingungslosen Überweisung der Kohäsionsgelder könne nicht die Rede sein. Bundesratsnahe Kreise versichern indessen, Burkhalter habe genau dies im Sinn gehabt. Aus den Unterlagen, die Burkhalter dem Bundesrat vorlegte, lässt sich auch kein anderer Schluss ziehen. Diese Zahlungen sollen mithelfen, die wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten in den EU-Staaten im Osten zu verringern. Als einen Beitrag an Sicherheit und Stabilität in Europa umschreibt Burkhalter dieses Geschenk. Der Aussenminis-

ter wollte dabei von einem merkwürdigen Vorentscheid des Parlaments profitieren. Dieses hatte dem Bundesrat in einem Akt von seltener Gutgläubigkeit eine Art Blankocheck ausgestellt, als es in der Herbstsession 2016 das Gesetz über die Osthilfe – unter diesem Titel laufen die Kohäsionszahlungen – verlängerte. Ein Referendum ist nicht mehr möglich, weil die Frist dafür am 19. Januar ungenutzt abgelaufen ist.

Heute greifen sich gewisse Politiker an den Kopf. CVP-Präsident Pfister hatte das Geschäft auf dem Radar, wie er heute selber sagt, verlor es dann aber aus den Augen. Büchel will nun auf die Fragestunde hin von Burkhalter wissen, ob die Kohäsionsgelder tatsächlich bedingungslos überwiesen werden sollen.

Und noch eine EU-Klausur im April

Diese Pläne sind aber vorerst ohnehin vertagt worden, wie die *Sonntagszeitung* berichtete. Eine Mehrheit im Bundesrat unter Führung von Bundespräsidentin Doris Leuthard wollte die von Burkhalter vorgesehene Zweckbestimmung der Kohäsionsgelder nicht schlucken. Der Aussenminister beabsichtigte, die Kohäsionszahlungen wie bisher als Aufbauhilfe in die EU-Oststaaten zu pumpen – wohl auch als Beschäftigungstherapie für die dort errichteten Deza-Büros, vermuten bundesratsnahe Kreise. Schliesslich war die Überweisung weiterer Gelder ohne Bedingungen angesichts der herrschenden Beziehungen zur EU auch für die Landesregierung zu viel des Guten. Burkhalter muss jetzt ein alternatives Konzept zu den Kohäsionszahlungen vorlegen.

Wie es danach weitergeht, will der Bundesrat im April anlässlich einer weiteren europapolitischen Klausursitzung beraten – in Anwesenheit der neuen EU-Koordinatorin Baeriswyl. Wahrscheinlich erwarte der Bundesrat, dass die neue Chefkoordinatorin bis dahin einen Weg aus dem europapolitischen Dilemma aufzeige, heisst es in Bern.

Natürlich verdient Baeriswyl, dass man ihr zuerst einmal eine Chance gibt. Aber Wunder sollte man keine erwarten. Als die Baslerin nach ihrer Ernennung zur EDA-Staatssekretärin vor den Medien auftrat, liess sie mehr oder weniger durchblicken, dass sie mit Vertretern der EU gut vernetzt sei. Der *Blick* berichtete nach ihrer Ernennung zur Chefkoordinatorin, sie sei mit dem EU-Abgesandten Michael Matthiessen befreundet. Spätestens hier müssten in Bern ein paar rote Lampen aufblinken. Hiess es nicht auch bei Staatssekretär Yves Rossier, er pflege freundschaftliche Bande mit EU-Chefunterhändler David O'Sullivan? Die EU rückte beim Rahmenvertrag trotzdem keinen Zentimeter von ihrer Position ab. Und als O'Sullivan wegbeordert wurde, mangelte es an anderweitigen Kontakten. Es wäre an der Zeit, eine souveränere Strategie zu fahren und die selbst von Burkhalter festgehaltenen Verhandlungsvorteile der Schweiz endlich zu nutzen. ○

Politik

«Auftrag zur Kündigung»

Volksinitiativen, die gegen nicht zwingendes Völkerrecht verstossen, seien ohne Wenn und Aber umzusetzen, und im Zweifelsfall seien völkerrechtliche Verträge zu kündigen – dies schreibt der Bundesrat.

Im Falle der Annahme einer völkerrechtswidrigen Initiative durch Volk und Stände ergeben sich die Probleme somit bei der Umsetzung der Initiative durch den Gesetzgeber. Wenn eine völkerrechtskonforme Umsetzung nicht möglich ist, ist als Ultima Ratio die Kündigung des völkerrechtlichen Abkommens zu erwägen⁷⁴. Ist es das offensichtliche Ziel einer Initiative, gegen nicht zwingendes Völkerrecht zu verstossen, oder kann die neue Verfassungsbestimmung nicht völkerrechtskonform umgesetzt werden, so vertritt der Bundesrat die Auffassung, dass die Annahme der Initiative durch Volk und Stände als Auftrag zur Kündigung der entgegenstehenden internationalen Verpflichtungen zu verstehen ist⁷⁵.

Glasklar formuliert: «Das Verhältnis von Landesrecht und Völkerrecht», 5. März 2010.

Was wurde nicht alles lamentiert in Bern. Die Masseneinwanderungsinitiative (MEI), die das Volk vor drei Jahren angenommen hat, sei schludrig formuliert, hiess es von Seiten des Bundesrats und der Verliererallianz im Parlament, die in der letzten Session die Nichtumsetzung der Initiative durchdrückte. Die Initianten hätten ausdrücklich eine Kündigung der bilateralen Verträge verlangen müssen. Prominent vertreten wurde diese Forderung etwa von Justizministerin Simonetta Sommaruga während der Nationalratsdebatte vom 5. Dezember 2016. Die *NZZ* rapportierte damals aus dem Saal: «An die Adresse der SVP sagt Sommaruga, die Partei müsste konsequenterweise die Kündigung der bilateralen Verträge verlangen.»

Sommarugas Ausrede

Die Bundesrätin irrt allerdings gleich doppelt. Denn erstens enthält das Freizügigkeitsabkommen eine Revisionsklausel, und zweitens hätte der Bundesrat auch selbständig eine Kündigung beschliessen können oder sogar müssen. Dies ist nicht etwa SVP-Wunschdenken, sondern so hat es der Bundesrat selbst in seinem Bericht «Das Verhältnis von Landesrecht und Völkerrecht» vom 5. März 2010 festgehalten, die Justizministerin hiess damals Eveline Widmer-Schlumpf. «Im Falle der Annahme einer völkerrechtswidrigen Initiative durch Volk und Stände ergeben sich die Probleme somit bei der Umsetzung der Initiative durch den Gesetzgeber. Wenn eine völkerrechtskonforme Umsetzung nicht möglich ist, ist als Ultima Ratio die Kündigung des völkerrechtlichen Abkommens zu erwägen. Ist es das offensichtliche Ziel einer

Initiative, gegen nicht zwingendes Völkerrecht zu verstossen, oder kann die neue Verfassungsbestimmung nicht völkerrechtskonform umgesetzt werden, so vertritt der Bundesrat die Auffassung, dass die Annahme der Initiative durch Volk und Stände als Auftrag zur Kündigung der entgegenstehenden internationalen Verpflichtungen zu verstehen ist», heisst es auf Seite 2317 des Berichts.

Im konkreten Fall heisst das: Wenn die Zuwanderungsinitiative wirklich nicht vereinbar ist mit dem Freizügigkeitsabkommen, dann müsste der Bundesrat dieses gemäss seiner eigenen Auffassung kündigen. Glasklar ist der Regierungsbericht auch in der folgenden Passage: «Die Frage, ob eine Initiative umgesetzt werden soll oder nicht, ist nicht dem Ermessen der Behörden überlassen. Es wäre missbräuchlich und für den politischen Prozess belastend, eine Initiative zwar zur Abstimmung zu bringen, sie aber im Falle der Annahme nicht oder nur teilweise umzusetzen.»

Die *Weltwoche* wollte von Justizministerin Sommaruga wissen, weshalb sie sich bei der MEI-Umsetzung nicht an diese bundesrätlichen Vorgaben gehalten hat. Es sei «gerade nicht das offensichtliche Ziel der MEI, gegen nicht zwingendes Völkerrecht zu verstossen», antwortete das EJPD. Ausserdem hätten die Initianten selbst nicht von einer Kündigung gesprochen und eine andere Konfliktlösung angemahnt, nämlich die Neuverhandlung und Anpassung der dem Artikel 121a widersprechenden völkerrechtlichen Verträge. Das klingt nach Ausrede, müsste sich der Bundesrat doch nur an den eigenen, ehrlich argumentierenden Bericht halten. *Philipp Gut*

Freisinniger Wechselstrom

Seit sechs Jahren steuert die FDP auf einem Schlingerkurs in die Energiezukunft, allen liberalen Grundsätzen zuwider.

Von Markus Schär

«In der Energiepolitik ist alles erlaubt», schimpft Christian Wasserfallen. Seine FDP, meint der Berner Nationalrat, denke alle anderen Fragen bis zur letzten Verordnungsbestimmung durch. Bei der Energiewende aber schere sie sich weder um die Bundesverfassung noch um das Parteiprogramm: «Damit kämpfe ich schon seit Jahren.»

Am nächsten Samstag führt Christian Wasserfallen mit Gleichgesinnten seinen grössten Kampf: Die Delegierten der FDP Schweiz fassen ihre Parole zur Volksabstimmung vom 21. Mai, also zur Energiestrategie 2050. Die Kantonalpräsidenten sprachen sich mit vierzehn zu dreizehn Stimmen – mit dem Stichentscheid des Generalsekretariats – für ein Ja aus. Und ähnlich knapp dürfte der Entscheid der Delegierten ausfallen. Denn am Samstag treffen in Freiburg die vier Fraktionen aufeinander, die seit sechs Jahren für den Schlingerkurs der Partei bei der Energiewende sorgen:

Die Opportunisten — Die Atomkatastrophe in Fukushima im März 2011 schockt auch die Freisinnigen – weil sie zuvor bei den Zürcher Kantonsratswahlen sechs Sitze an die erstmals antretenden Grünliberalen verloren haben. Deshalb suchen freisinnige Nationalräte die Schlagzeilen. Der Basler Peter Malama träumt vom Atomausstieg, wie sein Kanton, wo er um

Für eine klar liberale Linie in der Energiepolitik kämpft ein ehemaliger Anti-Atom-Aktivist.

seinen Sitz bangt. Der Zürcher Ruedi Noser fordert eine «liberale Energiewende» mit Markt auf dem Netz und Zwang für die Versorger, mehr Strom aus erneuerbaren Quellen zu liefern: «Energiewende ist ohne Kostenfolge möglich.» Und der Luzerner Otto Ineichen trommelt in gewohnter Umtrieblichkeit für einen Fonds «Energieumbau Schweiz», der die Alternativenergien mit Subventionsmilliarden fördern soll. Bei den Freisinnigen herrscht Kakophonie, darum fasst die Fraktion einen mutigen Entschluss, als das Parlament im Juni 2011 über die Motion zum Atomausstieg abstimmt, geschrieben von der SP, eingereicht von der CVP: Sie drückt geschlossen den Knopf für Enthaltung.

Peter Malama und Otto Ineichen sterben bald darauf, Ruedi Noser aber zieht sein eigenes Ding durch: Er träumt davon, 2015 in den



Nahe am Wasser: Ständerat Schmid.



Markt und Zwang: Ständerat Noser.



Traum von Autarkie: Regierungsrat Schläpfer.



Gegensteuer: Jungfreisinniger Silberschmidt.

Ständerat zu wechseln. Zusammen mit Nick Beglinger von Swisscleantech, mit dem er auch beim Swiss Innovation Park in Dübendorf klüngelt, tüftelt er als Wahlkampfvehikel die Stromeffizienz-Initiative aus. Sie fordert Planwirtschaft, nämlich Massnahmen des Bundes, damit der Stromverbrauch 2035 «das Niveau von 2011 nicht überschreitet». Für die Initiative werben denn auch die Grünen Cécile Bühlmann und Alec von Graffenried, VCS, WWF und Greenpeace. Nick Beglinger taucht im Herbst 2014 nach einer Würdigung in der *Weltwoche* ab. Und das Parlament lehnt im September 2016 die «überflüssige» Initiative ab; darauf zieht sie das Komitee zurück. Aber Hauptsache: Die Zürcher wählen Ruedi Noser 2015 in den Ständerat.

Die Idealisten — «Das bestehende Potenzial besser nutzen», fordert ein Positionspapier,

zu dem sich die FDP Schweiz im November 2012 endlich durchringen kann: «Die FDP will klare und langfristig verlässliche Rahmenbedingungen anstatt neue Abgaben und Subventionen im Energiebereich.» Freisinnige Exekutivpolitiker aber lenken die Milliarden an Steuergeldern, die jetzt fließen, begeistert auf ihre Mühlen. Die Waadtländer Staatsrätin Jacqueline de Quattro träumt davon, das Hinterland des Kantons als «Hotspot der Energiewende» mit neunzehn Windkraftprojekten vollzustellen. Und die Baslerbieter Bau- und Umweltdirektorin Sabine Pegoraro wünscht sich hundert Turbinen auf den Jurahügeln, selbst in geschützten Gebieten von nationaler Bedeutung.

Als «Musterschüler» (gemäss WWF-Ranking) tut sich Kaspar Schläpfer hervor, Volkswirtschaftsdirektor im Thurgau. Kaum ein Kanton bietet ungünstigere Bedingungen für

das Erzeugen von Strom, kein Kanton gibt dafür so viel Geld aus. Denn der freisinnige Regierungsrat, der an die Autarkie glaubt, findet dank den Bauern von SVP und CVP immer eine Mehrheit für Subventionen. Als er an eine kantonale Stromabgabe denkt, um die Energiewende zu finanzieren, stoppt ihn seine eigene Partei. 2015 wählen die Thurgauer überraschend nicht Kaspar Schläpfer in den Nationalrat, sondern den Immobilienunternehmer Hermann Hess, der seine Liegenschaften vorbildlich saniert, aber die Energiestrategie ablehnt. Doch Parteipräsident Walter Schönholzer, der im Regierungsrat auf Kaspar Schläpfer folgt, geht dessen «erfolgreichen Weg» weiter.

Die Profiteure — Für eine klar liberale Linie in der Energiepolitik kämpft ein ehemaliger Anti-Atom-Aktivist, der Zürcher Filippo Leutenegger. Im Frühling 2014, nach seiner Wahl in den Stadtrat, geht er aber ab; ein halbes Jahr später wechselt der andere Fraktionssprecher, Laurent Favre, in den Neuenburger Staatsrat. Dafür rückt der Luzerner Peter Schilliger in die Kommission nach, Delegierter des Gebäudetechnikverbandes Suissetec. Er sorgt dafür, dass CVP-Mann Daniel Fässler im Rat spottet: «Es gibt eine zusätzliche Branche, von der Planung bis zum Installateur, die hier Subventionen empfangen kann.»

Die Gebäudetechniker sorgen mit anderen Nutziessern für die Ja-Parole des Gewerbeverbandes, also setzt sich auch Direktor Hans-Ulrich Bigler dafür ein. Und der Bauernverband kämpft für seine «vierte Fruchtfolgefläche», wie Bundesrätin Doris Leuthard die Solaranlagen bezeichnet: Direktor Jacques Bourgeois hat in der Kommission und im Rat jeden Franken für die Bauern abgezockt. Schliesslich hebt der Bündner Ständerat Martin Schmid so lange, bis auch für die Wasserkraft etwas herauschaut: Er sitzt im Verwaltungsrat des Versorgers Repower und des Investors UBS Clean Energy Infrastructure Switzerland, der dank Subventionen sichere Renditen bietet.

Die Programmatiker — «Die FDP lehnt die Diskussion über weit in der Zukunft liegende Produktions- und Effizienzpotenziale ab», steht im Positionspapier von 2012. Die halbe Partei stimmt aber der Energiestrategie zu, die weit in der Zukunft liegende Produktions- und Effizienzziele festschreibt. Dagegen wehren sich fast nur Parteimitglieder ohne Partikularinteressen: die Jungfreisinnigen um Präsident Andri Silberschmidt, Senioren wie die Zürcher Alt-Ständerätin Vreni Spoerry oder unabhängige Denker wie der Genfer Nationalrat Benoît Genecand.

Und wo endet dieser Schlingerkurs am Samstag? «Der krönende Abschluss», meint Christian Wasserfallen, «wäre Stimmfreigabe.» ○

SBB

Weichen falsch gestellt

Zu wenig Investitionen in die Infrastruktur und zu teures Personal: Die Schweizerischen Bundesbahnen sind in einem bedenklichen Zustand. *Von Florian Schwab*

Unter den Staatsbetrieben sind die SBB das Lieblingskind der Politik. Das konnte man auch im letzten Dezember beobachten, als es um die Aufstockung des Bundesbeitrags an die Infrastruktur ging. Praktisch diskussionslos genehmigten die eidgenössischen Räte zusätzliche Mittel aus dem Bundeshaushalt im Umfang von 2,4 Milliarden Franken für den Zeitraum von 2016 bis 2020 an die SBB und an die Privatbahnen. Total werden die Bahnbetreiber in diesem Zeitraum 24,8 Milliarden Franken vom Steuerzahler erhalten, sei es aus dem erwähnten Bundesbeitrag oder aus den zweckgebundenen Einnahmen des Bahninfrastrukturfonds. Gesamthaft kommt die öffentliche Hand für rund sechzig Prozent des SBB-Budgets auf. Der Fahrgast zahlt mit seinen Abonnements und Billetten weniger als vierzig Prozent.

Nicht, dass es keinen Investitionsbedarf gäbe. Die Anbieter, darunter zuvorderst die SBB, haben offenbar jahrzehntelang die Instandhaltung der Anlagen vernachlässigt. Die Netzzustandsberichte, die die SBB und die Privatbahnen seit 2015 nach einem gemeinsamen Branchenstandard anfertigen müssen, kommen zu alarmierenden Befunden, zumindest für Schweizer Verhältnisse: Nur gerade 26,8 Prozent der Fahrbahn sind in gutem oder sehr gutem Zustand. Bei den Fahrzeugen sind es 49,6 Prozent. 15,6 Prozent der Fahrzeuge erhielten die Bewertung «mangelhaft», was gemäss dem erwähnten Regelwerk nach «Sofortmassnahmen» ruft.

In den Fängen der eigenen Bürokratie

Die SBB, die für den Löwenanteil des Bahnbetriebs in der Schweiz verantwortlich sind, erhielten für das Netz im Jahr 2015 die Note 2,8 (2 ist «gut», 3 ist «ausreichend»). Die Fahrbahn hingegen bekam nur die Note 3,3 (4 ist «schlecht»). Vor der Einführung des gemeinsamen Standards hatten die SBB ihren eigenen Zustand eher beschönigt. 2014 hiess es, das Netz sei «insgesamt in einem guten Zustand». Doch im Kleingedruckten wiesen die SBB den aufgelaufenen Investitionsbedarf bereits 2014 mit 2,4 Milliarden Franken aus. Er nahm im folgenden Jahr auf 2,8 Milliarden Franken zu (2009: 1,3 Milliarden Franken).

Während bei der Infrastruktur zu wenig getan wurde, ist der Personalbestand der SBB regelrecht explodiert. Zwischen 2003 und 2011

bewegte sich die Zahl der Angestellten (in Vollzeitäquivalenten) um den Wert von 28 000. Zwischen 2011 und 2015 nahm er dann auf 33 000 zu. Der Personalaufwand entwickelte sich zwischen 2003 und 2011 moderat; er stieg von 3,12 Milliarden auf 3,55 Milliarden Franken. Erst danach zog die Entwicklung stark an: Im Jahr 2015 erreichten die Personalkosten 4,12 Milliarden Franken.

Auf Anfrage begründen die SBB diese Entwicklung vor allem mit der erstmaligen Berücksichtigung der 2300 Lehrlinge im Jahr 2013. Dazu kämen, bedingt durch den zunehmenden Zugverkehr, 1000 Vollzeitstellen beim Lokpersonal und bei der Zugbegleitung sowie 1000 bei den Ingenieuren. Aus Sicht von Verkehrspolitikern und Experten ist diese Begründung zwar schlüssig, aber nicht ganz vollständig. Der Verkehr habe vor allem zwischen 2003 und 2011 zugenommen, ohne dass massiv Personal aufgebaut worden sei. Dieter Kläy, Verkehrsexperte beim Schweizerischen Gewerbeverband, weist darauf hin, dass sich in den



«Sofortmassnahmen».

SBB-Zahlen ein «unerfreulicher Trend zum Aufbau der Verwaltung und Zentralisierung» zeige. Der Aargauer FDP-Nationalrat Thierry Burkart bemängelt: «Statt an der Front die Qualität zu erhöhen, wird der Wasserkopf vergrössert.» Ueli Giezendanner, der für die SVP in der nationalrätlichen Verkehrskommission sitzt, stellt fest: «Wie bei jedem Staatsbetrieb gibt es bei den SBB viel Sparpotenzial.»

Ein Gradmesser für die Personalpolitik ist die zentrale Kommunikationsabteilung. Gemäss SBB-Angaben beschäftigte diese im Jahr 2003 28 Mitarbeiter. Heute sind es 122. Die Bundesbahnen begründen dies mit der Zentralisierung von zuvor verteilten Funktionen. Die Aufgaben beinhalten neben der klassischen internen und externen Kommunikation auch «Markenführung und Koordination der Marketingkommunikation, die Marktforschung, Nachhaltigkeit, Statistik, Regulation und Internationales und Beziehungen zu Bund, Politik und Verbänden sowie Sprachdienst und zentrale Telefonvermittlung».

Der Konzern scheint gefangen in den Fängen seiner eigenen Bürokratie. Immerhin einen Lichtblick gibt es: Im Rahmen des Programms Railfit 20/30 wollen die SBB bis 2020 netto rund 1200 Stellen abbauen. *Affaire à suivre!* ○



Sendungsbewusstsein: Jacqueline Badran.

Burschikose Genossin

Die Zürcher Nationalrätin Jacqueline Badran ist in der SP zur Lichtgestalt für Wirtschaftsfragen aufgestiegen – auch weil es ihr an interner Konkurrenz fehlt.

Von *Michael Baumann*

Die Sozialdemokraten haben ein Problem: Es mangelt ihnen in den eidgenössischen Räten an Exponenten mit wirtschaftlichem Sachverstand, die ökonomische Zusammenhänge allgemeinverständlich erklären können. Die meisten Genossen bewirtschaften ohnehin lieber andere politische Aspekte. Immer noch muss die Partei auf alte Schlachtrisse wie Rudolf Strahm, alt Nationalrat (bis 2004) und ehemaliger Preisüberwacher (bis 2008), zurückgreifen, wenn es um Wirtschaftspolitisches geht.

Wie eine Naturgewalt

Heute hat die SP aber eine Wirtschaftsexpertin in ihren Reihen, die nicht nur den eigenen Leuten anschaulich sagt, wo es langgeht. An Jacqueline Badran ist man im Vorfeld und im Nachgang zur Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform III (USR III) nicht herumgekommen, wenn man sich als Bürger über die Vorlage informieren wollte. Auf Radio- und Fernsehkanälen war sie Stammgast. Mit Verve und Dossierfestigkeit hat sie gegen die bürgerlichen Wirtschafts-

und Regierungsvertreter gekämpft – und viel dazu beigetragen, dass die Vorlage am 12. Februar deutlich scheiterte. Sie war sich aber auch nicht zu schade gewesen, Flugblätter zu verteilen und an Podien sowie Delegiertenversammlungen aufzutreten. Zentrale Argumente waren eine faire Steuerpolitik und keine von den Lohneinkommen bezahlten Gewinn geschenke für Grosskonzerne, keine zusätzliche Entlastung des Kapitals und internationale Abschaffung von Steuervermeidungsvehikeln.

Wenn die 55-jährige Badran einen Raum betritt, dann bleibt das nicht unbemerkt: Sie ist gross, laut, redselig und trägt meistens schweres Schuhwerk – fast wie eine Naturgewalt. Manche attestieren ihr auch fleghafte und rebellische Züge. Das Flegelhafte hat sie in Bern etwas abgelegt und sich ein staatsfräuliches Auftreten angeeignet. Doch bei ihr gilt nach wie vor: mehr Sein als Schein. Konventionen sind nicht so ihre Sache. Als Gemeinderätin in Zürich, zu Beginn ihrer politischen Karriere, fiel Badran im Rathaus durch das Missachten des

Rauchverbots auf. Dabei stellte sie sich auf den Standpunkt, sie rauche ja im Freien, weil sie am offenen Fenster stand und ausserhalb des Rathauses an der Zigarette zog. So wie sie es auch in ihrem Büro zu tun pflegt.

In die Medien schaffte es 2013 ein Vorfall an der Feier zum fünfjährigen Bestehen von Radio 1 im Zürcher Nachtclub «Aura». Weil sich Badran nicht an das Rauchverbot hielt, wurde sie von einem Türsteher – wie sie sagt – sehr unsanft nach draussen befördert. Gemäss der Darstellung des Clubs soll Badran aber einfach auf die Strasse begleitet worden sein.

In den Städtzürcher Gemeinderat gewählt wurde Badran 2002. Der SP war sie schon 1991 beigetreten und hatte im Vorstand der Kreispartei 7 gewirkt. Zweimal schaffte sie die Wiederwahl ins Städtzürcher Parlament spielend und dann 2011 den Sprung in den Nationalrat. Wie in Zürich brauchte sie auch dort keine Anlaufzeit und etablierte sich rasch als linkes Sprachrohr ohne Berührungsängste. In einer der ersten Nationalratssitzungen wies sie

unerschrocken Bundesrätin Simonetta Sommaruga in die Schranken – als gäbe es kein Morgen. Dieser Charakterzug spiegelt wohl die Tatsache, dass Badran dem Tod schon dreimal ins Antlitz geblickt hat: als Kind bei einem Badeunfall im Tessin, als Jugendliche bei einem Lawinenniedergang sowie bei einem Flugzeugabsturz, als sie zusammen mit einem Geschäftspartner in der betroffenen Crossair-Maschine sass. Diese flog 2001 beim Landeanflug auf Zürich-Kloten in Bassersdorf zu tief und berührte die Bäume. 24 der 33 Insassen starben, Badran entstieg dem Wrack fast unversehrt.

Es ist nicht verwunderlich, dass sie innerhalb der SP-Fraktion innert Kürze zur Wortführerin und Meinungsmacherin in Wirtschaftsfragen

Bei ihr gilt nach wie vor: mehr Sein als Schein. Konventionen sind nicht so ihre Sache.

aufgestiegen ist. Dabei gehört sie nicht der Nationalratskommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) an. In der internen Hierarchie hat sie manchen Kollegen, der schon länger im Rat sitzt, hinter sich gelassen. Bereits im Gemeinderat war sie aus dem Stand politisch präsent gewesen und hatte vehement das Wort ergriffen. Als Mitglied der Rechnungsprüfungs- und Stadtentwicklungskommission deutete sie an, wo ihre Interessen liegen. Andere Gemeinderäte hingegen nimmt man jahrelang kaum wahr. Ihre offensive Art verschaffte Badran Auftritte im Lokalfernsehen und dank der starken linken Wählerschaft in Stadt und Kanton Zürich den nationalen Aufstieg.

Sympathie für «alten Freisinn»

Sie hätte aber auch bei den Grünen landen können – oder bei der FDP. Aufgewachsen am noblen Zürichberg als Tochter eines libanesischen Textilindustriellen und als Stieftochter eines italienischen Adligen, bewegte sie sich jahrelang in bürgerlich-freisinnigen Kreisen. Selber sagt sie, dass sie Sympathien für den «alten Freisinn» habe, als seine Vertreter noch egalitär dachten, gesellschaftlich engagiert gewesen seien und Eigenverantwortung übernommen hätten. Heute seien es Leute ohne Wertebasis mit grossen Autos und im Statusdenken verhaftet. Badran ist davon überzeugt, dass man nicht alles der «Kapitalverwertungslogik» unterstellen dürfe.

Essenzielle Güter einer Gesellschaft wie etwa Strom, Gesundheit, Bildung oder Mobilität, sagt sie, müssten dem Volk gehören, ohne dass jemand Gewinn damit mache. Bis Mitte der neunziger Jahre habe dieses System zum Erfolgsmodell Schweiz gehört, dann habe das Übel angefangen, indem man die Telekommunikation privatisiert und Privatspitäler auf die Spitalliste genommen habe. Auch das grüne Element ist bei der Film-, Sport- und Bridge-Liebhaberin ausgeprägt vorhanden: An der Uni

war sie in einer umweltökonomischen Studenteninitiative aktiv. Als einziges politisches Programm war das aber für sie zu wenig.

Quotengarantin im TV

Glaubhaft in Wirtschaftsfragen ist Badran auch deshalb, weil sie als eine von wenigen in der SP-Bundeshausfraktion ein eigenes Unternehmen führt. Im Jahr 2000 gründete sie zusammen mit zwei Partnern die Zeix AG, ein in der Internetbranche operierendes KMU, das unter anderem von Banken, Versicherungen, Chemieunternehmen und vom Bund Aufträge erhält. Unter ihren Fraktionskolleginnen und -kollegen findet man sonst mehr Beamte, Berufspolitiker, Gewerkschaftsvertreter oder Juristen.

Die in Sydney geborene Badran studierte zuerst in Zürich Biologie mit den Schwerpunkten Neurobiologie und Verhaltensforschung, dann in St.Gallen Staatsrecht und Ökonomie. Ihr praktisches wirtschaftliches Rüstzeug holte sich die SP-Nationalrätin nach dem Studium bei der Wirtschaftsförderung St. Gallen und bei der Finanzverwaltung des Kantons Zürich. Von daher wirkt Badran stets authentisch, wenn sie über die Nachteile der USR III referiert. Darum wird sie so oft zu TV-Auftritten eingeladen. Die wortgewaltige Genossin garantiert Quote.

Sie nimmt kein Blatt vor den Mund und bedient sich auch einmal eines Kraftausdrucks: Badran ist eine bodenständige und burschikose Genossin. In der Diskussion kann sie Haare auf den Zähnen haben, sie wirkt selbstbewusst, bisweilen besserwisserisch bis zur Schmerzgrenze und sagt, was sie denkt – manchmal auch mehr. Als Kehrseite dieses Lebens mit der Doppelbelastung von Unternehmertum und eidgenössischer Politik steht die seit 25 Jahren verheiratete Badran permanent unter Strom und schläft nach eigenen Angaben im Schnitt nur vier Stunden pro Nacht. Warum tut sie sich das an? Sie ist eine Getriebene mit einer Mission: Sie hat das Gefühl, in Bern in der Wirtschafts- und Immobilienpolitik etwas bewegen zu können. Im Zürcher Gemeinderat sei sie steuer- und finanzpolitisch an Grenzen gestossen. Eine *Champfèrin* war Badran schon immer; das Studium verdiente sie sich als Skilehrerin oder auf dem Bau.

Ohne Bundesratsambitionen

Parteifreunde geraten ins Schwärmen, wenn sie von Badrans Einsatzwillen und Hartnäckigkeit sprechen. Selbst bei politischen Gegnern erfreut sie sich einer gewissen Beliebtheit, ist sie doch zugänglich und kann trotz ausgeprägtem Sendungsbewusstsein zuhören. Bundesratsambitionen hegt Badran nicht, dafür könne sie auch zu schlecht Französisch, sagt sie scherzhaft. Tatsächlich ist sie auch zu undiplomatisch und zu forsch. Aber wäre eine Kandidatur als Regierungs- oder Stadträtin von Zürich nötig, um einen SP-Sitz zu sichern, würde sie es sich überlegen. ○

Parteien

Rotes Mobbing

Die Zürcher Sozialisten sind schlechte Demokraten. Das zeigt der Fall Mario Fehr.

Eigentlich ist Mario Fehr ein Glücksfall für die Sozialdemokraten. Der gewesene Adliswiler Lokalpolitiker, Kantonsrat und Nationalrat sitzt seit 2011 in der Zürcher Regierung. Er spricht die Sprache des Volkes, baut Brücken über Parteigrenzen hinweg, politisiert ohne ideologische Scheuklappen. Diese Qualitäten werden geschätzt. Fehr erzielte in den Regierungswahlen vor sechs beziehungsweise zwei Jahren Glanzresultate.

Kurzum: Mario Fehr ist ein archetypischer Exekutivpolitiker, der sich in den Dienst des Kollegiums stellt, kompromissbereit ist und die Welt nicht nur durch die Parteibrille betrachtet. Exakt dies erwartet man von Exekutivpolitikern aller Stufen.

Vor diesem Hintergrund ist das seit Jahren andauernde Kesseltreiben, das vermeintliche Parteifreunde gegen ihren populären Regierungsrat inszenieren, gelinde gesagt skandalös. Namentlich Jungsozialisten speien Gift und Galle. Sie verlangen von Sicherheitsdirektor Fehr imperativ, dass er polizeiliche und asylpolitische Fragen streng gemäss SP-Programm durchsetzt. Im August 2016 warfen ihm die Jusos in einem offenen Brief vor, er habe die Werte der Sozialdemokratie ganz und gar nicht begriffen.

Das Mobbing aus den eigenen Reihen, dem Mario Fehr ausgesetzt ist, hat letzte Woche zum Rücktritt des kantonalen SP-Präsidenten Daniel Frei geführt. Darüber hinaus belegt der Eklat, dass die Zürcher SP ihrerseits die Rolle einer Exekutivbehörde ganz und gar nicht begriffen hat. Regierungsräte dürfen nicht am Gängelband ihrer Partei geführt werden. Sie sind dem Gesamtwohl verpflichtet.

Die Zürcher SP ist usurpiert worden von linken Seilschaften, die sich auf schroffem Oppositionskurs befinden. Konsenspolitiker wie Mario Fehr werden angeprangert, beschimpft, zum Abschuss freigegeben. In ähnlicher Weise musste weiland der von der SVP zum «halben Bundesrat» degradierte Samuel Schmid unten durch. Das und die Wahl Eveline Widmer-Schlumpfs führten 2007 zur Parteispaltung und zum (kurzzeitigen) Gang der SVP in die Opposition.

Die oppositionellen Fundamentalisten der Zürcher SP demonstrieren, dass die Sozialdemokraten drauf und dran sind, ihre Glaubwürdigkeit als Regierungspartei zu verspielen. *René Zeller*

Zu hart am Wind

SVP-Nationalrat Andreas Glarner setzt auf Provokation und nutzt jede Gelegenheit, um sich zu inszenieren. Mit seinem offensiven Stil prägt der Aargauer zunehmend die Wahrnehmung der Volkspartei. In dieser wächst die Kritik an seinem Auftreten. *Von Alex Reichmuth*

«Aus Protest gegen das «Burka-Plakat» stimme ich sowieso mit Ja.» Das bekam der Autor dieses Artikels vor der Abstimmung über die erleichterte Einbürgerung der dritten Ausländergeneration mehrfach zu hören. Das «Burka-Plakat» zeigte eine verschleierte Frau und war im öffentlichen Raum omnipräsent. Es wurde als Plakat der SVP gegen die Vorlage wahrgenommen – obwohl es das eigentlich nicht war: Das offizielle SVP-Plakat wirkte weit weniger aggressiv, war jedoch fast nirgends zu sehen. Hinter dem «Burka-Plakat» stand Andreas Glarner. Der SVP-Nationalrat hatte es auf eigene Faust drucken und verteilen lassen. Die Proteste, die das Plakat auslöste, spornten den Aargauer an. Er habe eine «cheibe Freude» und sei froh, «wenn die Schweizer Angst bekommen», sagte er zu Tele M1.

Das Burka-Sujet sorgte mehr für Ärger als für Angst – auch innerhalb der SVP. Vertreter von Kantonalparteien sagen, dass das Plakat bei der Basis schlecht angekommen sei. Laut der Berner Parteiführung wurde davon auf Kantonsgebiet – anders als in anderen Gegenden – kein einziges aufgehängt. Auch bei Albert Rösti ist «viel Kritik» von Parteileuten eingegangen, wie der Präsident der SVP Schweiz bestätigt. Glarner habe aber nicht illoyal gehandelt, so Rösti. Die Parteiführung sei mit Glarner's ausserparteilichem Vorgehen einverstanden gewesen.

Weinende Kinder, rote Köpfe

Das «Burka-Plakat» war eine typische Aktion von Glarner. Seit er in den neunziger Jahren auf dem politischen Parkett aufgetaucht ist, fällt der gelernte Ventilationsspengler und erfolgreiche Unternehmer durch seinen scharfen Stil auf. So erschien 2009 im Aargau ein anonymes Zeitungsinserat gegen die Wiederwahl des damaligen Bildungsdirektors Rainer Huber (CVP). Es zeigte weinende Kleinkinder und sorgte für rote Köpfe. Wie dann publik wurde, war Andreas Glarner Miturheber des Inserats. Alex Hürzeler, damals Regierungskandidat der SVP, bezeichnete dieses als «völlig deplatziert» und das Vorgehen seines Parteikollegen als «dumm und naiv». Glarner streute Asche auf sein Haupt. Er bedauere «ausserordentlich», dass das Inserat erschienen sei. Weil er die Kinderbilder unter Verletzung des Urheberrechts verwendet hatte, musste er eine amerikanische Fotografin finanziell entschädigen. Glarner's Reue entpuppte sich als vorgetäuscht. «Ich würde



«Ich suche das wirklich nicht»: SVP-Politiker Glarner in einem griechischen Flüchtlingslager.

es wieder tun», liess er später die *Aargauer Zeitung* wissen. Huber war tatsächlich abgewählt worden. «So gesehen, war das Inserat sogar noch günstig», spottete Glarner.

Aus dem Hinterhalt schoss Glarner auch 2015. Damals stritt die Gemeinde Oberwil-Lieli, wo er als Präsident amtiert, über die Aufnahme von Asylanten. Vor der Entscheidung in der Gemeindeversammlung war ein Flugblatt gegen die Aufnahme verteilt worden – mit zunächst unklarer Urheberschaft. Glarner, der sich für das Bezahlen einer Ersatzabgabe an den Kanton starkgemacht hatte, wusch seine Hände in Unschuld. «Als Gemeindeammann mobilisiere ich nicht», versicherte er. Doch

dann deckte die *Aargauer Zeitung* auf, dass er das Flugblatt hatte drucken lassen.

Angriffe unter die Gürtellinie

«Er spürt oft seine Grenzen nicht», kommentiert ein Parteikollege, der Glarner's politische Karriere von Anfang an mitverfolgt hat. Schon bald nach der Wahl ins Kantonsparlament 2001 fiel dieser mit persönlichen Attacken gegen Abweichler auf. 2002 forderte Glarner, dass der damalige SVP-Nationalrat Ulrich Siegrist, der oft nicht auf der Parteilinie politisierte, nicht mehr aufgestellt würde. Es sei «einfach nicht tolerierbar, wenn Siegrist konsequent gegen die eigene Partei arbeitet», argumentierte Glarner. Vier

Jahres später griff er wieder zum Zweihänder gegen Siegrist: «Wie lange lassen wir uns von unserem eigenen Nationalrat noch in die Suppe spucken?»

Glarner greift Gegner und Kritiker zum Teil unter der Gürtellinie an. «Jung, hübsch, blond reicht nicht, um die Asylprobleme zu lösen», sagte er 2012 über Regierungsrätin Susanne Hochuli (Grüne). Im letzten Sommer, als ihn zwei Frauen in den sozialen Medien kritisiert hatten, veröffentlichte Glarner kurzum die Bilder der Kritikerinnen – versehen mit dem Kommentar: «Wenn ich mir diese beiden Gesichter so anschau, sind beide im Leben zu kurz gekommen.»

Glarner verbreitet manchmal bössartige Gerüchte, die er nicht belegen kann. So sagte er 2011 zur Schülerzeitung der Kantonsschule Baden, die Schule «sei angeblich ein Drogenmekka, und es gebe sogar Schülerinnen, die sich prostituierten». Später räumte er ein, dass er die Aussage nicht stützen könne. «Ich habe nie gesagt, dass es so ist», redete er sich heraus – um im Gegenzug die Schülerzeitung zu bezichtigen, die Sache aufgebauscht zu haben. Doch die Zeitung *Sonntag* wies nach, dass Glarner die fragliche Passage beim Gegenlesen sogar noch verschärft hatte.

«Es braucht einen wie ihn»

Im Herbst 2015 kandidierte Andreas Glarner für den Nationalrat. Dank deftiger Werbe Sujets wie «Maria statt Scharia» oder «Kopf hoch statt Kopf ab» (bebildert mit einem blu-

«Wir wussten, dass er kein Lamm ist, als wir ihn in die Leitung aufnahmen.»

tigen Messer) berichteten schon während des Wahlkampfes viele Zeitungen aufgeregt über ihn. Glarner schaffte die Wahl, trotz schlechtem Listenplatz. Kurze Zeit später wurde er in die nationale Parteileitung berufen, wo er nun für die Bereiche Asyl und Migration zuständig ist. Ungeachtet der Einbindung führt Glarner seinen scharfen Stil fort – mit grosser Resonanz: Zeitungsreporter und Kamerateams stehen bei ihm Schlange. Die Medien berichten meist mit empörtem Unterton über seine Äusserungen. Der Aargauer scheint am oft dröhnenden Echo eine diebische Freude zu haben.

«Die Schweiz muss ihre Grenze mit einem Stacheldrahtzaun abriegeln», sagte er im letzten Frühling, als über den Zustrom illegaler Migranten aus dem Süden debattiert wurde, zum *Tages-Anzeiger*. Die Parteileitung sah sich zu einer Reaktion gezwungen. «Sololäufe dienen niemandem», mahnte Präsident Albert Rösti. «Die Schweiz kann ihre Grenze nicht mit einem Stacheldrahtzaun abriegeln», hielt Fraktionschef Adrian Amstutz fest. Doch Glarner funktionierte selbst diesen Ruffel zu einer

Gaudi um. «Ich trinke jetzt jeden Tag Weichspüler», verkündete er dem *Blick* und liess sich mit einer Flasche aus dem Supermarkt am Mund fotografieren.

Andreas Glarner ist heute einer der bekanntesten nationalen Politiker der SVP. Diese hat mittlerweile fast dreissig Prozent Wähleranteil, und unbestritten ist ein Teil der Wähler von Glarner's Stil begeistert. Aber in vielen Exekutivgremien und im Ständerat ist die SVP unterrepräsentiert. Bei Majorzwahlen gehen deren Kandidaten oft leer aus. Macht es im Ringen um Mehrheiten und Einfluss also Sinn, wenn polarisierende Exponenten wie Andreas Glarner das Erscheinungsbild der Partei prägen?

Wie Recherchen zeigen, gibt es in der SVP zahlreiche Kollegen Glarner's, die über ihn nicht den Stab brechen möchten. Er sei aufrichtig und standfest. «Es braucht einen wie ihn», hört man. Nur mit einem «Wadenbeisser» könne man den radikalen Teil der Wählerschaft befriedigen. Doch viele SVP-Politiker sagen im vertraulichen Gespräch, sie störten sich zunehmend an Glarner's Auftreten. Dieser segle «zu hart am Wind», heisst es etwa. Kritisiert wird auch, dem Aargauer mangle es an Substanz. «Sobald eine Kamera da ist, ist er nicht zu halten», sagt ein Parteimitglied. «Weniger wäre aber oft mehr.» Manche SVPLer wünschen, dass die Parteileitung Glarner zurückbindet.

Albert Rösti nimmt Glarner in Schutz. «Wir wussten, dass er kein Lamm ist, als wir ihn in die Leitung aufnahmen», sagt der SVP-Präsident. Wichtig sei, dass der Mix im Team stimme und man sich gegenseitig fördere. «Zehn Glarner's möchte ich nicht in der Parteileitung haben», so Rösti. Aber das gelte auch für zehn «Röstis».

Andreas Glarner scheint aufgebracht über den Gedanken, er schade mit seinem Stil der Partei. Am Telefon zeigt er sich «enttäuscht», von der *Weltwoche* mit solchen Vorwürfen konfrontiert zu werden. «Ich arbeite täglich hart für den Erfolg der SVP und der Schweiz.» Die Kritiker seien wohl neidisch auf seine mediale Präsenz. Auf Medienauftritte sei er im Übrigen gar nicht aus. «Ich suche das wirklich nicht, da kennen Sie mich falsch», so Glarner. Es wäre ihm lieber, nicht so viel Aufmerksamkeit von den Medien zu bekommen.

Besuch im Flüchtlingslager

Wie jemand, dem der Rummel um seine Person zu viel ist, wirkt Glarner aber nicht. Im letzten Sommer gab er sich für eine farbige Homestory der *Schweizer Illustrierten* über ihn und seine Tochter her. Davor war er nach Griechenland gereist, um dort zwei Flüchtlingslager zu besuchen. Dabei waren Fotografen des *Blicks*. Glarner liess sich unter anderem dabei ablichten, wie er einen Säugling auf den Armen hielt. ○

DIE WELTWOCH

Blättern wie im Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.

Artikel als PDF verschicken

Available on the App Store

ANDROID APP ON Google play



Politik

Kungeln auf Lebenszeit

Seit hundert Jahren wird der Kanton Solothurn von einem Machtkartell aus FDP, SP und CVP regiert. Die SVP ist mit 28,3 Prozent Wähleranteil zwar längst die stärkste Partei. Doch ein ausgeklügeltes System sorgt dafür, dass alles beim Alten bleibt. *Von Rémy Wyssmann*

In der Politik ist es wie im Supermarkt: Man hat die freie Wahl, die aber bisweilen zur Qual wird – vor allem dann, wenn man nicht recht weiss, worin der Unterschied besteht. Wer wäscht weisser, Omo oder Dash? Im Kanton Solothurn hat man seit hundert Jahren sogar die Wahl zwischen drei Optionen: FDP, CVP und SP. Man könnte auch sagen: zwischen Omo, Dash und Persil. Für welche Option man sich auch entscheidet, es macht kaum einen Unterschied. Die drei Parteien haben die Ämter und Pfründen scheinbar nach einem festen Schlüssel unter sich aufgeteilt.

Seit 1991 haben die Solothurner zwar noch eine vierte Option: die SVP. Inzwischen hat die Volkspartei sogar einen Anteil von 28,3 Prozent bei den Nationalratswahlen und ist damit die stärkste Kraft im Kanton. In der Praxis wirkt sich das aber nur bedingt aus, denn die anderen halten zusammen. Die SVP ist nicht in der Regierung vertreten, sie stellt keinen einzigen Oberrichter, keinen Amtsgerichtspräsidenten, keine Staatsanwälte.

SVP bleibt aussen vor

Nicht dass es der SVP an geeigneten Kandidaten fehlen würde. Im Jahr 2016 präsentierte sie für das Amt des Staatsanwaltes Martin Rindlisbacher, einen ausgewiesenen Juristen, dissertierten Kriminologen, militärischen Untersuchungsrichter und Familienvater. Doch das Kartell entschied sich für die rund fünfzehn Jahre jüngere FDP-Kandidatin Stefanie Humm. Begründung: keine. Ein Kantonsrat sagte dazu gegenüber der *Solothurner Zeitung*, dass die SVP sogar Carla Del Ponte hätte bringen können und sie nicht gewählt worden wäre.

Das Solothurner Machtkartell funktioniert ganz diskret und ohne Lärm, getreu dem Lied des Oltners Franz Hohler: «Es si alli so nätt». Gefördert wird dieser Monoblock durch einen Artikel im Gesetz über die politischen Rechte. Sobald ein Berufsrichter oder ein hoher Beamter «mit besonderen Wählbarkeitsvoraussetzungen» gewählt ist, werden nach Ablauf der Wahlperiode keine Gegenkandidaten mehr zugelassen. Sofern er nicht eines Kapitalverbrechens überführt wird, gibt es nur zwei Wege, um einen Magistraten zu entlassen: Er demissioniert freiwillig, oder er verstirbt vorzeitig im Amt.

Faktisch werden Magistraten damit auf Lebenszeit gewählt, so wie es früher bei den Solothurner Patriziern Brauch war. Man erkennt sie am Prädikat «von» in ihrem Nachnamen: die von Roll, von Sury, von Vigier, von Besenval und wie sie alle heissen (Chris von Rohr ist übrigens kein Abkömmling einer jener Dynastien, was man ja auch merkt). Auf der anderen Seite verhindert das Kollegialitätsprinzip bei Obergericht und Regierungsrat, dass die Bürger je erfahren, wie «ihre» Magistraten entschieden haben. Zwar sind die



«Es isch immer so gsii»: Solothurn.

Sitzungen der Regierung – was einmalig ist in der Schweiz und an sich vorbildlich wäre – seit 1875 öffentlich. Nur findet sich immer ein Weg, das Transparenzgebot zu umgehen.

Ein Beispiel dafür ist der geplante Flugplatzausbau in Grenchen. Gemäss einem Insider wurde das brisante Geschäft am Vorabend kurzfristig auf einen Dienstagmorgen traktandiert, an dem garantiert kein Journalist im Regierungsratssaal zugegen sein würde. Und Publizität wollte man nicht, zumal ein CVP-Regierungsrat unter dem Einfluss der Chefbeamten kurzfristig die Seite gewechselt haben soll. Das Gerücht wurde bis heute weder

bestätigt noch dementiert. Wir dürfen also davon ausgehen, dass es stimmt.

Aufgrund dieser fast schon feudalen Strukturen erscheint es auch normal, dass seitens der Insider, vornehmlich also bei den Anwälten, wenig Widerstand aufkommt. Man gehört ja dazu und will es sich mit den Richtern nicht verderben. «Zusammenarbeiten» nennt man die Kungelei. Wer brav ist, bekommt von der Staatsanwaltschaft vielleicht auch mal eine lukrative Pflichtverteidigung zugeschanzt. Und vielleicht, ja vielleicht, wird man dereinst mit einem lebenslänglichen Amt belohnt und so in den Adelsstand katapultiert werden.

Die Anwälte des Kantons Solothurn werden seit 2001 von den faktisch auf Lebenszeit gewählten Richtern mit gestrengem Blick überwacht. Schon der Vorwurf eines «kontaminierten» Verfahrens kann eine empfindliche Disziplinierung nach sich ziehen. Eine Statistik über die Entscheidungspraxis dieser Behörde wird nicht geführt. Sie gewährt – Öffentlichkeitsprinzip hin oder her – auch keinen Einblick in ihre Sitzungsprotokolle.

Bei der Anwaltskammer handelt es sich um eine Verwaltungsbehörde. Nach der auch für den Kanton Solothurn geltenden Gewaltentrennung hätten Richter in einem solchen Gremium eigentlich nichts verloren. Dennoch ist die Kammer mehrheitlich mit Richtern besetzt. So werden die Anwälte zu Kontrollierten jener, die sie eigentlich kontrollieren sollten. Zwar sitzen in dieser Aufsichtsbehörde auch zwei Anwälte. Doch statt *checks and balances* zu gewährleisten, führt das System zu einer multiplen Vermengung: Judikative und Exekutive, Anwälte und Richter verbrüdern sich nach aussen einträchtig im selben Klub.

Es gibt ein Solothurner Lied, das noch viel älter ist als jenes von Franz Hohler: «Es isch immer so gsii». Schon meine Grossmutter selig – ebenfalls eine von Arx aus der Vorstadt, allerdings auch keine Adelige – hat es so schön gesungen, dass man kaum zu fragen wagte, ob man es nicht vielleicht auch mal anders machen könnte.

Rémy Wyssmann ist Rechtsanwalt und Notar mit eigener Kanzlei in Oensingen SO, SVP-Ortsparteipräsident und Gemeinderat von Kriegstetten SO. Er kandidiert im März für den Kantonsrat.



Brief aus Bern

Zäme geits!

Trotz Gewalt und Krawallen: Die Reitschule hat viel zu entscheidenden Kulturentwicklungen in unserer Stadt beigetragen. Politik und Polizei sollten enger mit ihr zusammenarbeiten.

Von Stadtpräsident Alec von Graffenried

Liebe *Weltwoche*

Seit sechs Wochen bin ich Stadtpräsident von Bern. Gerne hätte ich mich hier an Ihre Leserschaft gewandt und die Vorzüge Berns – Hauptstadt, Herz und Seele der Schweiz – gepriesen. Aber: «Bern brutal – Krawall total», titelte der *Blick*. Die Schweiz reibt sich die Augen vor Tränengas und Knallpetarden in Bern. Strassenschlachten zwischen vermummten Chaoten und Polizisten in Kampfmontur prägen die Diskussion um die Reitschule. Sie liefern den Gegnern des Kulturzentrums Argumente für ihre erneute Forderung nach einer Schliessung der «Halle».

Doch damit ist in Bern kein Blumentopf zu gewinnen. Unbesehen aller Krawalle hat die Stadtberner Stimmbevölkerung bisher fünf Mal in stoischer Ruhe Schliessung oder Abbruch der Reitschule abgelehnt. Darum versucht Stadtpolitiker und Jungnationalrat Erich Hess nun mit einer kantonalen Initiative die Stadtbevölkerung auszuhebeln. Kantonale Zahlungen an die Stadt sollen bis zur Schliessung der Reitschule ausgesetzt werden. Was jedem Rechtsstudenten ab dem dritten Semester spanisch vorkommt, hat nun auch ein Rechtsgutachten der Uni Zürich festgestellt: Die Hess-Initiative ist verfassungswidrig und ungültig.

Warum checkt Bern nicht, was die ganze Schweiz will?: «Schliesst dieses Gewaltnest! Schluss mit rechtsfreiem Raum!» Bernerinnen und Berner kennen und lieben eben ihre «Halle». Sie gehören zu den Tausenden, die in ihrer Jugend für Freiräume gekämpft haben – wie ich. Oder sie wissen, wo die Berner Jugend heute das Wochenende verbringt. Da, wo mein Vater einst als Jugendlicher reiten lernte, pulsiert das Berner Nachtleben. Lehrlinge und Gymeler diskutieren auf dem Vorplatz, sitzen um ein Feuer im Innenhof und trinken Einsiedler Bier von Nationalrat Aloys Gmür (CVP, SZ); die Reitschule ist mit Abstand dessen grösster Kunde. Es gibt keinen vergleichbaren Freiraum, tolerant, Multikulti, schillernd. Nicht für eine Handvoll Partygänger, sondern für Tausende. Jedes Wochenende.

Aber die Reitschule ist mehr: Sie ist «Bern's grungy underground scene and alternative arts centre» (Lonely Planet), das «ultra-dynamische alternative Kulturzentrum» (Guide du Routard). Hier gibt es das szenige Restaurant

«Sous le Pont»; im Tojo-Theater wurde die mehrfach preisgekrönte innovative Truppe Club 111 gegründet, die Multimediaspektakel «Spaceboard Galuga» 1–5 sind für Szenekenner unvergessen; war der Dachstock früher der Tempel der Hohepriester des Berner Rock von Kuno Lauener über Endo Anaconda bis Steff la Cheffe, breiten sich heute dort Electro-Partys aus, mit denen die fünfzigjährige Gründergeneration überfordert ist. Die Fernseh-schweiz erinnert sich an den Eisenplastiker Bernhard Luginbühl mit dem sprühenden



Wird erstrahlen: Reitschule in Bern.

Vulkan auf dem Kopf, wie er durch die Reithalle marschierte.

Aber der Freiraum der Reitschule hat auch stets die Drogenszene angezogen, Dealer suchen Kundschaft. Und immer wieder: gewaltbereite Radikale aus der ganzen Schweiz, Testosteron versprühende Schlägertypen, die sich Zusammenstösse mit der Polizei zum Geburtstag wünschen. Dass diese Gewalt immer krassere Formen annimmt, hat weniger mit der Reitschule als mit gesellschaftlichen Tendenzen zu tun. Eine vernetzte und organisierte Szene von Unzufriedenen will keinen Dialog mit den Behörden, sondern ist süchtig

nach dem Kick, den ihr das Auslösen von Chaos und Zerstörung verschafft. So auch am letzten Wochenende. Verglichen mit der heutigen Gewaltszene, die den Freiraum Reitschule missbraucht, wirkt die Gewalt der Szene, die in den achtziger Jahren die Reitschule besetzte, schon fast nostalgisch.

Denn Berns Jugendkultur und Nachtleben entspringt nicht Konzepten und Strategien der Behörden. Vielmehr haben bewegte Szenen und Häuserbesetzungen entscheidende Entwicklungen in der Kulturgeschichte der Stadt bewirkt. Rückblende: der Gaskessel im Marzili, erobert als Jugendzentrum der 68er; die Reitschule, besetzt 1981 durch die Berner Bewegung; die Dampfzentrale, in einer denkwürdigen Sommernacht 1987 von der Musikszene unter den Nagel gerissen. Züri West liefert den Soundtrack: «We z Bärn mal öpper Kultur macht, chunnt meischtens nume d Polizei» («Hansdampf»). Es entstand eines der wichtigsten urbanen Kulturhäuser in der Schweiz. Und dass im innovativen Progr (früher Progymnasium) heute hundert freie Künstlerinnen und Künstler in ihren Ateliers arbeiten, verdankt Bern der Kunstszene, die das Gebäude 2009 für sich eroberte und verhinderte, dass dort ein Wellness- und Shoppingcenter entstand.

Polizisten als Partner

Zurück zur Gegenwart: Es braucht eine engere Zusammenarbeit zwischen Reitschule, Stadt und Polizei als bisher, um das Kulturzentrum von der Gewaltszene zu befreien und vor ihr zu schützen. Dazu gehört, dass die Reitschule die Polizei nicht als Feind sieht – sondern als Partner für die Befreiung von machohaftem Gewalt. Positive Signale in diese Richtung gab es bei den jüngsten Ausschreitungen. Ebenso müssen sich Politik und Polizei von Feindbildern, parteipolitischen «blinden Flecken» und Dogmen lösen und begreifen, dass es eine Kapitulation vor falschen Mächten bedeuten würde, wenn die Reitschule als soziokultureller Freiraum verschwindet.

Ziehen alle mit, wird die Reitschule als Kulturzentrum ebenso erstrahlen wie Stadttheater, Dampfzentrale und Progr. *Zäme geits!*

Alec von Graffenried ist Präsident der Berner Sektion der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs) und seit Anfang 2017 Berner Stadtpräsident (Grüne Freie Liste).

Napoleons Nachfolger

Auf Roger de Weck folgt Gilles Marchand. Wer ist der Mann, der die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft in der kommenden Service-public-Debatte führen wird? Sein Auftritt ist viel freundlicher als jener von Roger de Weck. Für die SRG-Gegner macht ihn das erst recht gefährlich. *Von Florian Schwab*

Am gestrigen Mittwoch befasste sich der Ständerat erstmals mit der Initiative «No Billag», welche die Radio- und Fernsehgebühren abschaffen will. Eine zentrale Frage in der weiteren parlamentarischen Beratung: Werden die Eidgenössischen Räte einen Gegenvorschlag mit reduzierten Gebühren ausarbeiten? Die Präsidentin der zuständigen Kommission des Nationalrats, Natalie Rickli (SVP), stellt fest, dass das Thema sowohl beim Bundesrat als auch innerhalb der SRG für Sorgenfalten Sorge.

Sozusagen auf dem Höhepunkt der Debatte, im kommenden Herbst, findet bei der SRG eine Wachablösung statt. Roger de Weck tritt ab. Als sein Nachfolger wurde bereits im letzten Herbst Gilles Marchand präsentiert, *directeur* von Radio Télévision Suisse (RTS). Gilles wer? Diesseits des Röstigrabens mussten selbst altgediente Deutschschweizer Medienexperten erst einmal Google bemühen, um sich ein Bild vom «Neuen» an der Spitze zu machen: Und siehe da, neben de Wecks wuchtigem Charakterschädel sieht Monsieur Marchand aus wie Didier Burkhalter neben Donald Trump. Zugänglich, freundlich, vielleicht etwas blass.

Missionar ohne Angriffsfläche

Einer, der Marchand gut kennt, ist der ehemalige Chefredaktor von *Le Matin*, Peter Rothenbühler. Und er ist sich sicher: Die Feinde der SRG werden sich noch nach Roger de Weck zurücksehnen. «Gilles Marchand ist kein Missionar und bietet keine Angriffsfläche.» So sehen es auch mit der SRG vertraute PR-Profis. Er trete freiwillig auf dem Höhepunkt der politischen Schlacht ab, sagte de Weck vor zwei Wochen der *NZZ am Sonntag*. Und mehr noch: Er selbst habe «den einen oder anderen Mitmenschen von der Richtigkeit eines Stabwechsels schon 2017» überzeugen müssen. Ist die Nachfolgeregelung also der letzte strategische Coup des napoleonhaften Verteidigers des Service public? Ja, meint Rothenbühler. Andere bezweifeln, dass ein freiwilliger Rücktritt mit der Persönlichkeitsstruktur von Roger de Weck vereinbar ist. Hartnäckig halten sich Gerüchte, der SRG-Verwaltungsrat habe den ebenso streitbaren wie streitlustigen de Weck zum frühzeitigen Rücktritt bewogen.

Wie dem auch sei: Die neue Realität heisst Gilles Marchand. Seit seinem Einstieg beim Westschweizer Fernsehen im Jahr 2001 gilt er als Nachwuchstalent innerhalb der SRG. Doch selbst in der Romandie ist er keine Berühmtheit, die jedermann auf der Strasse kennt. Sicher, in Medienkreisen weiss man, wer Marchand ist,



Zum Fürchten: designerter SRG-Chef Marchand.

und auch der interessierte «Citoyen», wie Roger de Weck sagen würde, kann in der französischsprachigen Schweiz mit dem Namen etwas anfangen. Seine Person hat Marchand indes nie in den Vordergrund gestellt. Und seit der Ankündigung der Nachfolgeregelung hat man regelrecht den Eindruck, der Mann sei auf

Tauchstation. Eine Auszeit, um sein Deutsch zu perfektionieren, heisst es. In deutschsprachigen Medien hat er sich noch kaum zu Wort gemeldet, mit Ausnahme eines Interviews in der linken *Wochenzeitung* Anfang Januar.

Die Anfrage der *Weltwoche* um ein Treffen lehnt Marchand mit Hinweis auf einen Aus-

landaufenthalt ab, erklärt sich aber bereit, Fragen schriftlich zu beantworten.

Die Biografie des neuen SRG-Chefs ist durchaus vielseitig. Er wuchs als Sohn eines Schweizer Verlagsmanagers und einer Französin in Paris auf, wo er auch zur Schule ging. Danach studierte er Soziologie in Genf, unter anderem bei Jean Ziegler, Bernard Crettaz und Uli Windisch. Am Ende seines Studiums stieg er bei der *Tribune de Genève* ins Verlagsgeschäft ein. 1991 folgte der Wechsel zu Ringier, wo er zunächst für das Marketing zuständig war und später zum Romandie-Chef aufstieg. Seine spärliche Freizeit verbringt er gerne auf Reisen oder bei Ausritten auf seinem Pferd Morpheus (benannt nach dem griechischen Gott der Träume).

«Ein sehr lernfähiger Mensch»

Wie hat sich Marchand im welschen Medienmarkt geschlagen? Wie man hört, war er bei Ringier rund ein Jahrzehnt lang solide im Verlagsgeschäft unterwegs. Zu seinen Erfolgen gehört dabei die Lancierung einer der ersten digitalen Medienplattformen. Ein Misserfolg war die fehlgeschlagene Expansion in den Sonntagsmarkt. In den letzten fünfzehn Jahren, beim staatlichen Medienanbieter, wurde seine Aufgabe politischer. Eine durch das System vorgegebene Priorität ist hier der sogenannte Verteilungsschlüssel der Gebührgelder: Die Milliarden werden in einem bestimmten Verhältnis auf die Regionalgesellschaften aufgeteilt, wobei die Romandie, die Rumantschia und das Tessin überproportional bedacht werden. Den Verteilungsschlüssel und die Einnahmen von RTS konnte Gilles Marchand problemlos verteidigen.

François Schaller, Chef der kleinen, aber exklusiven Wirtschaftspublikation *L'Agefi*, erlebt Marchand als jemanden, «der sich hervorragend in einem grossen Apparat zu bewegen versteht». Er erfasse schnell die Funktionsweisen und Dynamiken innerhalb des Systems und finde sich gekonnt darin zurecht. «Er ist ein sehr lernfähiger Mensch.» Ein Apparatschik also, ohne unternehmerischen Esprit? Marchand selbst kontert mit soziologischen Begriffen: «Als Medienberater habe ich mich früher in organisatorischen Mikrostrukturen bewegt. Ich glaube, dass beide Modelle Vor- und Nachteile haben. Ich lebe beide zu ihrer Zeit.»

Peter Rothenbühler gibt zu bedenken, dass die SRG in der Romandie viel weniger umstritten ist als in der Deutschschweiz. Nahkampffähigkeiten in der öffentlichen Selbstverteidigung waren also bislang von Gilles Marchand weniger gefragt. Ist er trotzdem bereit für die kommende Auseinandersetzung um den Service public? Er selber beantwortet die Frage mit einem vieldeutigen «On verra».

Was erwarten derweil führende SRG-Kritiker von Gilles Marchand? Für Olivier Kessler vom «No Billag»-Initiativkomitee ist der neue Mann ein Repräsentant der «heutigen Billag-Zwangsgebühren-Ordnung» und steht für ein «quasi-

monopolistisches Medium». Auch der Medienjournalist und SRG-Skeptiker Ronnie Grob (*Schweizer Monat*) ist sich sicher, dass die Expansion der SRG unter Marchand weitergehen werde. Versöhnlicher gibt sich die Aktion Medienfreiheit. Deren Präsidentin Natalie Rickli bekräftigt, sie erwarte von Marchand eine «echte Dialogbereitschaft über den Umfang der SRG». Ähnlich klingt es bei Andreas Häuptli, Direktor der Verbands Schweizer Medien: «Die SRG unter Gilles Marchand sollte sich auf ihren Kernauftrag zurückbesinnen und auf private Anbieter Rücksicht nehmen.» Dass Marchand aus dem Verlagswesen komme, helfe vielleicht.

Solche Erwartungen kann Marchand nur teilweise erfüllen. Sonst wäre er nicht an die Spitze der SRG berufen worden. Er teilt die Grundüberzeugungen Roger de Wecks: «Wir sind in der Schweiz zu klein, um uns eine gegenseitige Schwächung der privaten und der öffentlichen Medien leisten zu können», schreibt er. «Während wir uns um die Brosamen streiten, wird der Kuchen von den internationalen Playern verzehrt», so etwa von «den grossen internationalen digitalen Plattformen». Private und öffentliche Akteure täten «gut daran, in der kleinteiligen Schweiz zu kooperieren». Und auch die Umarmungsstrategie, mit welcher die SRG

«Wir sind in der Schweiz zu klein, um uns eine gegenseitige Schwächung leisten zu können.»

private Medien in ihre gemeinsam mit Swisscom und Ringier betriebene Verwertungsgesellschaft Admeira ziehen möchte, findet sich bei Marchand wieder: «Ich begrüsse es, wenn weitere Partner zu uns stossen.»

Immerhin in einem Punkt scheint sich etwas zu tun. Auf die Frage, ob er bereit sei, die Inhalte und Kosten des Service public zu hinterfragen, antwortet Marchand: «Aber natürlich. Ich wünsche mir eine sachliche Diskussion, die sich daran orientiert, was in unserem kleinen Markt möglich ist und was nicht.» Der Finanzbedarf und die Höhe der Gebühren hingen «vom Auftrag ab». Solange die SRG aber dem «Grundprinzip unseres Landes» folge und «öffentliche Leistungen gleichwertig über die Regionen» verteile, sei «das aktuelle Budget nötig».

Pascal Décaillet, ein Publizist, der als einziger erklärter SRG-Feind in der Romandie gelten darf, warnt davor, Marchand zu unterschätzen. Der neue SRG-Mann gehe «maskiert» vor, schreibt er auf seinem Blog: «Er macht einen glauben, dass wir uns im Grunde genommen alle einig sind.» Aber das «Raubtier»-Verhalten seines Vorgängers de Weck, das zeige auch Gilles Marchand. «*Bonne chance*, Gilles. Du bist ein intelligenter Mann. Also zum Fürchten. Wir treffen uns auf dem Schlachtfeld.»

Der Autor ist Mitglied des Initiativkomitees der «No Billag»-Initiative.

Fernsehen

Narzissen willkommen

Die SRG spielt ein Swissness-Powerplay. Bevorzugte Mitspieler sind Politiker.

Man kann wahrlich nicht behaupten, das Schweizer Fernsehen lasse sich lammfromm auf die Service-public-Schlachtbank führen. Im Gegenteil: Die Entourage um den Noch-SRG-Generaldirektor Roger de Weck zieht im Kampf um Gebührgelder alle Register.

Vor Wochenfrist wartete die öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt mit der Nachricht auf, sie lanciere eine Integrations-App. «Together» heisst die neue Plattform, die Hinz und Kunz das Leben in der viersprachigen Schweiz auf spielerische Weise erklären soll – in sieben Sprachen notabene.

In ihrem Programm geizt die SRG nicht mit Selbstbespiegelungen. Die televisionäre Aufbereitung der Skiweltmeisterschaften in St. Moritz wurde garniert mit einer hagiografisch anmutenden Reportage über den ehrgeizigen Regisseur Beni Giger («Wir wollen die Besten sein») und seine Truppe, die Kameraleute auf Felskanten zwischen Lawinhängen positionierte und Drahtseile über die Pisten spannte.

Die Botschaft ist klar: Dem Publikum soll eingehämmert werden, dass die SRG jeden Rappen braucht für die nationale Kohäsion, für den demokratischen Austausch, für die Schweiz. SRF-Direktor Ruedi Matter tingelt unter dem Titel «Hallo SRF!» durchs Land. Kritik nimmt er eher widerwillig entgegen, lieber streicht er hervor, er trage die Schweiz im Herzen.

Nicht vernachlässigt wird auch die wichtigste Zielgruppe der SRG, die im Bundeshaus tätige Parlamentariergilde. Unlängst kamen im Zusammenhang mit der Zuwanderungsinitiative die Nationalräte Kurt Fluri, Cédric Wermuth, Ruth Humbel und Andreas Glarner zu einem neunzigminütigen Gratisauftritt. Und bereits steht ein weiterer PR-Coup an: Vier Parlamentsmitglieder sollen laut *Sonntagsblick* ab April in der neuen Doku «Heimatland» jenseits ihres politischen Alltags inszeniert werden. Die Genossin Jacqueline Badran soll einen Immobilienmakler begleiten, der CVP-Bierbrauer Alois Gmür ist als temporärer Mitarbeiter einer Brockenstube vorgesehen, FDP-Präsidentin Petra Gössi werkelt auf einem Bio-Bauernhof, SVP-Fuhrhalter Ulrich Giezendanner sekundiert die Urner Kantonspolizei.

Warum lassen sich unsere Milizparlamentarier derart plump vor den SRG-Karren spannen? Vielleicht liegt der Zürcher SP-Nationalrat Martin Naef gar nicht so falsch, wenn er diagnostiziert, es gebe «nur wenige Politiker ohne eine gewisse narzisstische Grundhaltung».

René Zeller

Einstürzende Sandburgen

Wie gefährlich sind Killer-Games? Wächst eine Generation heran, die in Brutalität ein legitimes Mittel der Konfliktlösung sieht? Im Gegenteil: Kinder können sich in Videospiele mit den Schattenseiten des Menschseins auseinandersetzen. *Von Allan Guggenbühl*

Gut gelaunt betritt der 15-jährige Junge mein Sprechzimmer. Er ist ganz in die Musik vertieft, die er sich über seine Kopfhörer hineinzieht. Die Prüfung ins Gymnasium hat er bestanden, und Familienferien auf den Kapverden stehen an. Als ich ihn begrüße, nimmt er freundlicherweise einen Stöpsel aus dem Ohr und bietet ihn mir an: «Musst du dir anhören, *uu cool!*» Als verständnisvoller Jugendpsychologe bin ich dazu bereit, höre mich in seine Musik hinein – und bin entsetzt! Den Text finde ich fürchterlich: Er verherrlicht Gewalt, wiegelt gegen die Polizei auf, verharmlost Vergewaltigungen. Sofort teile ich ihm meine Einschätzung mit. Er reagiert mit einem leicht blasierten Blick, der so viel bedeutet wie: Der Alte versteht nichts.

Fiese Tricks

Zwischen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen besteht eine grosse Diskrepanz, wenn es um die Einschätzung der Bedeutung von Gewalt in Video-Games und in Musik-Clips geht. Während ein Grossteil der Eltern und viele Politiker mit Sorge auf die Faszination für Kämpfe und Schiessereien reagieren, die Jugendliche etwa bei Killer-Games erleben, empfinden diese es ganz normal, dass man zusammen mit Kollegen gegnerische Krieger

Kinder begreifen, dass Gewalt unabdingbar zu jeder Zivilisation gehört.

in die Luft sprengt, die Ardennenschlacht nachspielt oder extraterrestrischen Wesen den Kopf abschlägt. Sie verbringen oft Stunden mit Ego-Shootern.

Wächst eine gewalttätige Generation heran, die in Brutalität schliesslich ein legitimes Mittel der Konfliktlösung sieht? Um die Faszination für Videogames zu verstehen, müssen wir die Darstellung von Gewalt und unsere Einstellung dazu reflektieren, die in unserer Kultur verbreitet sind. Diese verlangt, dass Konflikte konstruktiv, verbal und im gegenseitigen Respekt gelöst werden. Kinder und Jugendliche werden belehrt, dass der Einsatz von Gewalt zu Problemen führt und abartig ist: «Dem Menschen, der auf Gewalt verzichtet, gehört die Welt.» Dass dies allerdings nicht ganz stimmt, merken Kinder früh.

Zwei Jungen im Kindergartenalter bauen auf dem Spielplatz eine Sandburg. Sie beeindruckt durch Tunneln, hohen Türme, Terrassen und



Wer kämpft, gewinnt.

Eingänge. Die Jungen bewundern stolz ihr Werk. Ein kleiner Knirps, der kaum auf seinen Beinen stehen kann, schaut ihnen aus sicherer Distanz zu. Er wirkt leicht missmutig. Plötzlich reisst er sich von der Seite seiner Mutter los und wackelt unsicher auf die beiden Jungen zu. Zielsicher durchschreitet er die wunderbare Burg, die in sich füllt. Seine Attacke war ein voller Erfolg! Die Jungen sind konsterniert. Einer wird wütend und schubst den Knirps um. Dieser fällt dramatisch um und beginnt sofort laut zu schreien. Die Mutter und ihre Kollegin schrecken auf, rennen entsetzt ihrem Kleinen zu Hilfe und schimpfen heftig mit den Jungen. Ein Spielverbot für diese ist die Folge.

Solche Erfahrungen beweisen Kindern, dass das Leben ungerecht sein kann und dass man mit geschickten Gewalteinsätzen oft weiter-

kommt als mit friedlichem Anstand. Auch scheinbar liebe Menschen können Gewalt einsetzen. Sie ziehen aus dem Verhalten ihrer Mitmenschen Schlüsse, die sich nicht mit der Erziehungsrhetorik des Mainstreams decken. Die Welt ist auch ein unheimlicher Ort – wer bereit ist, zu kämpfen und fiese Tricks einzusetzen, der gewinnt!

Tabuisiertes Verhalten

Kinder ahnen, dass die Sprüche, mit denen Pädagogen zu gegenseitigem Respekt, zu Fairness und Sorgfalt aufrufen, nur eine Seite der Medaille sind. Es handelt sich um Worte, die wenig mit der Realität zu tun haben. Sie begreifen, dass Gewalt leider unabdingbar zu jeder Zivilisation gehört. Je älter sie werden, desto mehr gehen sie der Problematik

dieser tabuisierten Verhaltensdimension nach. Vor allem Knaben wollen sich der Gewaltfrage widmen. Wie verhält man sich in einem gewalttätigen Szenarium? Sie wollen sich mit einer zivilisatorischen Kernfrage auseinandersetzen. Empathietraining, gewaltlose Kommunikation oder soziale Kompetenzförderung erleben sie als Ablenkungsmanöver. Es wird ihnen vorgegaukelt, dank schönen Worten liesse sich Gewalt verbannen. Es dämert ihnen, dass Gewalt zum Menschen gehört und es Situationen gibt, in denen man sich dieser hässlichen Fratze des Daseins stellen muss.

Ausrottung eines Übels

Es gibt kaum eine Kultur, die auf Gewalt verzichtet. Die Römer kämpften mit wilden Germanenstämmen, die Könige des Mittelalters fürchteten Meuchelmorde, Päpste schlugen auf

Nur von Frieden zu schwärmen, ist naiv und unverantwortlich.

Heiden ein, die Sioux überfielen gegnerische Stämme, bis die Weissen ihre gesamte Kultur ausrotteten. Die grauenhaften Ereignisse im Europa des letzten Jahrhunderts sind uns allen in Erinnerung.

Mord und Totschlag gehören zum Menschen. Interessant ist, dass er sich eine moralische Legitimation gibt, bevor er zuschlägt. Gründe werden gesucht, die den Einsatz rechtfertigen. Den spanischen Missionaren zu Zeiten der Konquistadoren ging es um die Verbreitung des Segens des Christentums, als sie Indianern den Kopf abschlugen, den Japanern um eine gerechte Weltordnung, als sie die US-Pazifikflotte in Pearl Harbor versenkten, und Stalin um eine egalitäre Gesellschaft, als er Dekrete zur Tötung Hunderttausender Menschen unterschrieb. Bevor wir zum Schwert oder zu einem Maschinengewehr greifen oder Bomben legen, geben wir uns eine moralisch stimmige Begründung. Wir sehen uns nicht als Täter, sondern als Kämpfer für Gerechtigkeit, für eine bessere Welt, oder behaupten, wir leisteten unseren Beitrag zur Ausrottung eines Übels.

Dieser Selbsttäuschungsmechanismus macht die Auseinandersetzung mit Gewalt schwierig. Wenn wir über die Killer-Games, denen sich Kinder und Jugendlichen widmen, empört die Nase rümpfen und uns lautstark von diesen unsinnigen Spielen distanzieren, dann verraten wir unsere Unfähigkeit, uns diesem Schattenaspekt des Menschen zu stellen. Wir ziehen uns in unser wohliges und gesichertes Dasein zurück und inszenieren uns als Gutmenschen. Natürlich hat kein vernünftiger Mensch Freude daran, wenn Blut spritzt oder Gewalt eingesetzt wird, doch dies entbindet uns nicht von der Pflicht, uns ernsthaft mit der

Option Gewalt auseinanderzusetzen. Wann werden wir zu Tätern? Wir kommen nicht um die Frage herum, wann wir selber brutal werden müssen und ein Heldeneinsatz nötig ist. Nur von Frieden zu schwärmen und zu glauben, dass er durch gegenseitigen Kontakt, Offenheit und Liebe zu erhalten sei, ist naiv und unverantwortlich.

Mit ihrer Faszination für Videogames entlarven Jugendliche unsere Scheinheiligkeit. Sie setzen sich mit einem Thema auseinander, das wir am liebsten aus der Welt schaffen würden. Wenn sie gamen, dann führt dies bei ihnen nicht zu einer direkten Imitation der Gewalt, sondern sie suchen den Thrill, den die Konfrontation mit einem existenziellen Problem auslöst. Sie werden virtuell mit einer realen Eigenschaft des Menschen konfrontiert und üben, wie sich einzeln oder in der Gruppe das Böse bewältigen lässt. Es geht nicht um blutrünstige Szenen, sondern um Strategien, wie man einzeln oder gemeinsam mit dem Schrecklichen umgeht. Sie engagieren sich bei der Bekämpfung des Unheimlichen und Bedrohlichen, wie es jede Zivilisation immer wieder tun musste. Video-Games machen aggressiv, doch ein aggressiver Zustand führt bei gesunden Menschen nicht gleich zu Gewalt. Der moralische Überbau bricht nicht zusammen, wenn man sich Killer-Games widmet, sondern er wird getestet.

Solange die Videogames nicht zu direkter Gewalt auffordern, sind sie unproblematisch. Einschreiten muss man, wenn sie zu konkreten Angriffen aufrufen. Killer-Games sind eine Gelegenheit, sich dem Thema Gewalt zu nähern und einen Adrenalinschub zu erleben, ohne sich einer moralischen Frage stellen zu müssen. Wichtig ist darum, dass Kinder und Jugendliche in einer Umgebung aufwachsen, in der Gewalt nicht verherrlicht, sondern als Thema ernsthaft diskutiert wird. Es gilt, der nachfolgenden Generation eine Haltung zu vermitteln, die ein friedliches Zusammenleben und die Wertschätzung der Mitmenschen beinhaltet, ohne Gewalteinsätze kategorisch auszuschliessen.

Ziel muss sein, Konflikte ohne Gewalt zu bereinigen, auch wenn dies oft nur unter der Androhung von Gewalt möglich ist. Frieden kann nur gesichert werden, wenn wir Gewalt als unausweichlichen Fakt des menschlichen Daseins akzeptieren. Viele Jungen machen es uns vor. Sie widmen sich dem Thema Gewalt, verhalten sich sonst jedoch friedlich und angepasst.



Allan Guggenbühl ist Psychologe und Autor zahlreicher Bücher zum Thema Jugendgewalt und Konfliktmanagement.

Jugend

Rebellion light

Widerstand, ja. Aber nur, solange sich niemand daran stört. Von Anton Beck



«Plan A»: Levina.

Levina, 26, eine Frau à la Helene Fischer, wird Deutschland am Eurovision Song Contest vertreten. Im Musikvideo zu «Perfect Life» wird ihr Unterarm-Tattoo inszeniert. In schnörkeliger Schrift steht da «Plan A» – was auf ihre Karriere verweist.

Ein Plan B komme nicht in Frage. Vielleicht nicht so sympathisch, aber ehrgeizig.

Levinas Körperkunst ist noch aus einem anderen Grund zeitgemäss. Viele Jugendliche tragen wieder Tattoos, aber nur in Grössen und an Stellen, die man gut kaschieren kann. Mediale Exponenten der Millennials wie Chloë Moretz oder Bella Hadid machen es vor. Letztere hat sich im Januar zwei winzige Engelsflügelchen am Fuss stechen lassen. Kaum sichtbar, die angesagten *tiny tattoos* – aber es reicht für einen Beitrag auf der Fotoplattform Instagram.

Von der Antithese zum Marketing-Gag

Das Ganze scheint verklemmt. Als würde man sich rebellisch darstellen wollen, aber eben bloss, soweit es niemanden stört. Man muss ja auch konsensfähig bleiben. Aber so eine Teilzeitrebellion – was ist die wert? Modisch ist die Rebellion light gefragt, auch wenn schleierhaft bleibt, was am Nagellack mit Namen «Rebel Blue» oder an den absichtlich demolierten Ripped Jeans aufmüpfig sein soll. Vielleicht will man sich interessanter machen, als man ist.

Bestes Beispiel: Miley Cyrus. Bei ihrem Song «We Can't Stop» wurde über eine Liedzeile gerätselt: Hiess es da «Dancing with Miley» oder «Dancing with Molly»? Letzteres wäre eine Anspielung auf den Konsum der Droge MDMA. Cyrus meinte, da habe man sich verhöhrt, das liege an ihrem Akzent. Später liess sie verlauten, es gehe vielleicht doch um MDMA. Am Ende durfte man es verstehen, wie man wollte. Gute Promotion war es alleweil.

Wie es scheint, ist die Rebellion der Jugend von der ernsthaften Antithese zur Erwachsenenengesellschaft zum Marketing-Gag verkommen. Wäre interessant, zu erfahren, was Levina dazu denkt. Oder ...vielleicht auch nicht.

Anton Beck, 20, ist Autor des Romans «# Jugend». Van Eck Verlag. 163 S., Fr. 26.30

«All you need is love»

Jean-Claude Biver, zurzeit wohl der erfolgreichste Chef in der Schweizer Uhrenbranche, hat ein Buch über sein Leben veröffentlicht. Er beschreibt sich als Hippie, und sein Antrieb sei Liebe.

Von Mark van Huisseling

An einem Freitagnachmittag im vergangenen August sassen David Guetta und Martin Garrix neben Jean-Claude Biver am Pool einer Finca in Ibiza vor vielleicht hundert Uhrenhändlern, ein paar ehemaligen spanischen Fussballstars und anderen Gästen. Ein TV-Moderator stellte wohlmeinende Fragen – bei der Veranstaltung ging es darum, die Partnerschaft der Uhrenmarke Tag Heuer mit der Primera División, der höchsten spanischen Fussballliga, zu verkünden: «Bei welcher Gelegenheit hast du das letzte Mal Leidenschaft verspürt?» – «Als ich in der <Jimmy Kimmel Live!>-Show meinen Track <In the Name of Love> vorstellen durfte», antwortete Garrix, ein 20-jähriger Discjockey aus den Niederlanden. «Vor zwei Monaten, als ich im Stade de France in Paris vor dem Anpfiff des Finales Frankreich gegen Portugal meinen offiziellen EM-Song performen durfte», sagte Guetta und übertraf damit seinen 29 Jahre jüngeren Kollegen. Dann stand Biver auf und erzählte, er komme gerade aus China, wo er vor 200 hohen Offizieren aufgetreten sei. Da er keine Rede vorbereitet hätte, habe er

sich auf der Bühne auf den Boden gelegt, statt sich bloss vor den Militärs zu verbeugen. (Was er dann auch am Rand des Pools in Ibiza tat.) Als er wieder stand, habe er gerufen: «China fliegt zum Mars, als erste Nation – gut! Und Hublot fliegt mit, als erste Uhrenmarke – supergut!» Und dann hätten die Offiziere der Volksarmee so laut gejubelt, dass das Dach der grossen Halle fast davongeflogen sei ...

Aussergewöhnlicher Luxemburger

Es passiert nicht oft, dass ein Schweizer Manager zwei der bestverkauften DJs der Welt, die nebenbei Reklamebotschafter seines Unternehmens sind, die Schau stiehlt. Schon gar nicht in Ibiza, wo das Sozialprestige von Electronic-Dance-Music-Produzenten höher ist als das von Managern. Doch Jean-Claude Biver ist wohl kein gewöhnlicher Schweizer CEO. Sondern ein aussergewöhnlicher Luxemburger Unternehmer mit Schwei-

zer Pass, der zurzeit Angestellter ist – seit dem Verkauf von Hublot, der Marke, an der ihm zwanzig Prozent gehörten, an den Louis-Vuitton-Moët-Hennessy-Konzern im Jahr 2008, arbeitet er als Präsident des Uhrengeschäfts der französischen LVMH-Gruppe, zu dem neben Hublot auch Tag Heuer und Zenith gehören. Dieser Tage erscheint vom 67-Jährigen «Du kannst alles, wenn du nur willst», eine Mischung aus Biografie und *How to*-Buch.

Die biografischen Stellen des Bands – Ergebnis von Gesprächen Bivers mit einem Journalisten aus der Romandie – enthalten keine News. Wer Zeitungen oder Zeitschriften liest, weiss, dass Biver als Kind nach der Scheidung seiner Eltern – dem Vater gehörten mehrere Schuhgeschäfte in Luxemburg – mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder vom Grossherzogtum an den Genfersee zog, um dort in ein Internat gesteckt zu werden. Auch von seinen Stationen und Einsätzen in der Uhrenbranche hat man schon gelesen: Audemars Piguet (Praktikant), Blancpain (Mitbesitzer und Turnaround-Geschäftsführer), Swatch Group (Ome-

ga-Geschäftsführer, enger Mitarbeiter von Nicolas Hayek; später dessen Berater), Hublot (Mitbesitzer und Turnaround-Geschäftsführer sowie Verkäufer seines Anteils an LVMH, danach Präsident), Tag Heuer und Zenith (ebenfalls Präsident respektive operativer Chef). Die Scheidung von der ersten Frau kommt vor im Buch – knapp. Das Kennenlernen, Heiraten und Noch-einmal-eine-Familie-Gründen mit der zweiten, mit der er einen heute zehnjährigen Sohn hat, dito. Dass er auf seinem Weg von Audemars zu LVMH ein Vermögen, das in der *Bilanz* auf 150 bis 200 Millionen Franken geschätzt wird, erarbeitet hat, wird nicht erwähnt.

Lesenswert ist das Buch dennoch. Denn wenigstens so interessant wie die Antwort auf die Frage, wie er das alles geschafft habe, sind Antworten auf die Fragen, weshalb er noch immer 15 Stunden am Tag, 300 Tage im Jahr arbeitet – im Alter von 67, mit so viel Geld? Oder wes-

halb ihm gelingt, was andere Unternehmer und Manager meist nicht schaffen: mehrere Unternehmen nacheinander umzudrehen und (wieder) erfolgreich zu machen. Dazu liefert er tiefere Einsichten im Buch, als man sie je bekommen hat.

Was er kann: überraschen

Als Triebfeder gibt er die Liebe an. Viel Liebe in allem, was er tue. Zwischen Arbeit und Freizeit unterscheide er nicht. Weil das, was er im Geschäft tut, genau das sei, was er im Leben am liebsten tue – Liebe walten lassen. Liebe für Mitarbeiter und Kunden. Für Schweizer Uhren und, besonders, Handwerker, die die Uhrmacherkunst beherrschen. Besonders angetan hat es dem Beatles-Fan, logisch, der Song «All You Need Is Love». Er beschreibt sich im Buch als Hippie ... Ob er wirklich einer war, der sich freier Liebe, Drogen sowie dem Aufbegehren gegen die bürgerliche Ordnung hingab? Ich, mit Verlaub, neige zu Zweifeln – aber egal, autorisierte Biografien haben den Vorteil (sowie den Nachteil), dass sie die Sicht des Beschriebenen auf sich und die Welt verbreiten. *All you need is love* also. Und davon besonders die erste Zeile: «There's nothing you can do that can't be done.»

Möglicherweise war er doch ein Hippie – der Satz ist schwierig zu verstehen, scheint mir (möglicherweise wird's einfacher nach dem Genuss von Drogen). Eine deutsche Übersetzung (auf www.songtexte.com) geht so: «Es gibt nichts, das du tun kannst, das nicht getan werden kann.» Das ist nicht der Satz, den viele CEOs als für ihren Weg entscheidendes Leitmotiv bezeichnen würden, denke ich. Die Aussage ist eher dämpfend als beflügelnd, passt mehr zu einem *Stoner* als zu einem Überflieger: «Was geht, geht. Was nicht geht, schaffst auch du nicht.» So lese ich es. Von einem Unternehmer und Manager, sowie von Jimmy Cliff und Roger Schawinski, würde man eher erwarten: «Du kannst alles, wenn du nur willst.» Ach, das ist ja der Titel des Buchs.

Was er kann, auf jeden Fall: überraschen. Und zwar nicht bloss mit Ideen, die den Verkauf seiner Uhren stärken. Auch mit seinem Körpergewicht, das von einem Treffen zum nächsten stark schwanken kann. In Gstaad im Sommer 2015 war er, sagen wir, beleibt; in Ibiza im Sommer 2016 hatte er zugenommen. Und im Januar 2017 in Genf – ein hagerer Mann. Als er ins Zimmer trat, in einem *casual* Jackett von Loro Piana, hielt ich ihn zuerst für



Biver (M.), DJs Garrix (l.) und Guetta (r.).

Um Erfolg im Geschäft zu haben, sagt er, müsse man demütig sein.



Früher als andere: Geschäftsmann Biver am Hublot-Hauptsitz in Nyon.

seinen jüngeren, schlanken Bruder Marc, den Sportvermarkter. Gründe für die neue Leichtigkeit, sagt er, seien mehr warmer Zitronensaft und mehr Sport, Variantenski-fahren vor allem.

Nachdem ich fragte, wie fleissig man sein müsse, um neben all den Aufgaben und Jobs, die er bereits hat, neu die operative Führung der Marke Zenith zu übernehmen, sagte er, er sei eigentlich ein fauler Mensch, der nicht arbeiten möge. Ich halte diese Aussage für ungefähr so zutreffend wie die, dass er ein Hippie gewesen sei; aber es ist ein Aber-Satz. «Aber wenn ich Leidenschaft spüre, bringt sie mich

dazu, Höchstleistungen zu vollbringen, ohne dass es mir vorkommt wie Arbeit, sondern wie ein Vergnügen.» Und zurzeit sei er voller Leidenschaft dafür, Zenith wieder dorthin zu bringen, wo die Marke in seinen Augen hingehöre, nach ganz oben nämlich.

Um Erfolg im Geschäft zu haben, sagt er, müsse man demütig sein. Und erkennen, dass eine Marke grösser sei als man selber. Dass sie vor einem da war und, falls man seine Aufgabe gut mache, auch nach einem noch da sein werde. Marken überdauern Menschen. Nächste Lektion: Um ein guter Chef zu sein, müsse man teilen (den Erfolg), respektieren

(die Marke) und verzeihen können (den Mitarbeitern). Sowie, ganz wichtig, Irrtümer zulassen. Das sei seine Moral. Übernommen von – den Hippies, sagt er. Und noch was: Er arbeite heute ohne Einfluss seines Egos – «das habe ich hinter mir.»

Selbstwahrnehmung ist das eine; ich habe Mitbewerber gefragt, wie sie Jean-Claude Biver wahrnehmen. «Herr Hayek ist in den nächsten Wochen sehr häufig geschäftlich auf Reisen und seine Agenda randvoll, daher wird es ihm leider nicht möglich sein, an Ihrem Artikel teilzunehmen», richtete der Sprecher der Swatch Group aus. «Leider kommentieren wir CEOs oder Marken von Dritten nicht. Es tut mir leid, aber Herr Lambert wird sich nicht äussern können», schrieb die Sprecherin von Jérôme Lambert, dem neuen Head of Operations der Richemont-Gruppe. Von Georges Kern, dem obersten Uhrenchef der gleichen Gruppe, respektive seiner Sprecherin kam nicht einmal so wenig – keine Stellungnahme. «Der Mann hat eine Gabe: Was er anfasset, wird ein Erfolg. Er ist so gesehen ein Genie», sagt Nicholas Foulkes, Uhrenkenner und -autor der Londoner *Financial Times* sowie von *Vanity Fair*. Er kennt Biver seit Jahrzehnten. Und sagt weiter, dass der sich kaum um Dinge kümmerge, die andern Managern wichtig seien, etwa wie er wahrgenommen werde. Stattdessen: «Er arbeitet viel. Und bringt sehr viel Liebe und Emotionen ein. Er ist ein Superstar [der Uhrenindustrie], hat aber auch ein Leben [ausserhalb der Branche].»

«Was werden Sie als Nächstes tun?»

Die Selbstwahrnehmung und die Wahrnehmung des langjährigen Beobachters decken sich recht genau, und auch meine Einschätzung weicht davon nicht stark ab. Wenn ich auch der Meinung bin, er habe den (leichten) Hang dazu, sich überzuverkaufen in Wirklichkeit und unterzuverkaufen im Buch. Was ich meine, zeigt folgender Ausschnitt aus einem Gespräch, das wir vor knapp zwei Jahren führten: «Was werden Sie als Nächstes tun?», fragte ich. «Mich mit meinen chinesischen Enkelkindern beschäftigen, hoffentlich.» Sein Sohn Loic, damals 33, ist Hublot-Markendirektor in China, lebt in Schanghai und hatte eine chinesische Freundin... Vor wenigen Wochen fragte ich Vater Biver, ob er inzwischen Grossvater geworden sei und seinem ersten halbchinesischen Enkel beim Aufwachsen zuschauen könne. Sozusagen, sagte er. Loic habe die Chinesin geheiratet vergangenes Jahr – der oder die Nachfahr/-en seien also *in the making*...

Mit anderen Worten: Jean-Claude Biver sagt Dinge manchmal früher als andere. Wahrscheinlich, weil er sie früher sieht als andere.

Jean-Claude Biver: Du kannst alles, wenn du nur willst. Orell Füssli. 224 S., Fr. 26.90

«Wir werden mit alldem Schluss machen»

Trumps Strategiechef Stephen Bannon warnt das amerikanische Volk vor den «globalisierten Medien». «Wenn ihr glaubt, sie werden uns Amerika kampflos überlassen, dann habt ihr euch leider getäuscht.» Die umstrittene graue Eminenz des Trump-Kabinetts im O-Ton.

Mit grosser Spannung wurde letzte Woche die erste öffentliche Rede von Stephen Bannon seit dem Amtsantritt von Donald Trump erwartet. Der Strategiechef, der auch im Nationalen Sicherheitsrat einsitzt, gilt als graue Eminenz in der Regierung. Beim jährlichen Treffen konservativer Aktivisten, der Conservative Political Action Conference (CPAC) sass er gemeinsam mit Reince Priebus zum Interview auf der Bühne.

Seit Wochen kursieren Gerüchte über Spannungen zwischen den beiden Schlüsselfiguren im Kabinett. Priebus wird zum Lager der klassischen Republikaner gezählt. Er gilt als Vertreter des Establishments, mit engen Verbindungen zum Sprecher des Repräsentantenhauses Paul Ryan. Bannon hingegen tritt als erklärter Feind ebendieses Establishments auf. Berüchtigt ist seine Kampfansage, die er vor Jahren gegenüber *Daily Beast* gemacht hat: «Ich will alles zum Einsturz bringen und das komplette Establishment zerstören.» Während Bannon und Priebus in Minne als Power-Paar auftraten, war nach wenigen Minuten klar, wer in der Trump-Regierung den Ton angibt: «Vergesst Trump – Bannon war der Star», titelte der *Independent*. «Dies ist der Typ, der strategisch und in grossen Kategorien denkt», kommentierte Fox News.

Die *Weltwoche* druckt an dieser Stelle die Kernpassagen von Bannons Auftritt ab.

«Mainstream-Medien haben ein falsches Bild»

— Alles, was Donald Trump tut, seine Agenda, seine Vorhaben, all das hat er in seinen Reden schon dargelegt. Unsere Aufgabe ist es nun, dies alles umzusetzen. Wir müssen einfach daran gehen und anfangen, diese Dinge in die Praxis umzusetzen. Präsident Trump ist irrsinnig fokussiert darauf, doch jetzt kommen viele Leute daher und versuchen, ihn umzustimmen: «Klar, Sie haben mit diesen Versprechen gewonnen, aber jetzt müssen Sie dieses oder jenes tun.» Und darauf antwortet er: «Nein, ich habe es den Amerikanern versprochen, und genau das werden wir umsetzen, daran werden wir festhalten.» Und wie Reince [Stabschef Reince Priebus, d. Red.] gerade gesagt hat – die Anordnungen des Präsidenten (*executive orders*), die wir schon erlebt haben, die Ernennung für den Supreme Court und die anderen 102 Richter, die wir letztendlich ernennen werden –, das geht alles seinen Gang, aber die Mainstream-Medien berichten nicht darüber.

So wie sie den Wahlkampf völlig falsch eingeschätzt haben und sich in Bezug auf das Durcheinander in der Übergangsphase getäuscht haben, so haben sie ein falsches Bild von dem, was



«Zieht uns zur Rechenschaft»: Stephen Bannon.

jetzt passiert; wir haben ein Team, das schlicht und einfach umsetzt, was Präsident Trump dem amerikanischen Volk versprochen hat. Die Mainstream-Medien sollten sich da keinen Illusionen hingeben: Alles, was Präsident Trump versprochen hat, werden wir implementieren. [...]

Die drei Kernthemen — Unsere Arbeit würde ich in drei Schwerpunkte einteilen. Der erste ist die nationale Sicherheit und Souveränität, betrifft also die Geheimdienste, das Verteidigungsministerium, den Heimatschutz. Schwerpunkt Nummer zwei ist der ökonomische Nationalismus – da sind Wilbur Ross im Wirtschaftsministerium, Steven Mnuchin im Finanzministerium, Robert Lighthizer als Handelsbeauftragter, Peter Navarro, Stephen Miller dran; all diese Leute, die sich mit der Frage beschäftigen, wie unsere Handelsabkommen mit der Welt neu gestaltet werden können. Und der dritte Schwerpunkt ist der Abbau des staatlichen Verwaltungsapparats. [...]

Einer der wichtigsten Momente in der modernen amerikanischen Geschichte war der sofortige Ausstieg aus der Transpazifischen Partnerschaft (TPP). Auf diese Weise haben wir uns von einem Handelsabkommen befreit und unsere Souveränität wiedererlangt, was die Mainstream-Medien einfach nicht kapieren, aber wir sind ja bereits in Konsultationen mit dem Kongress. Wir sind schon dabei, eine ganze Reihe von erstaunlichen und innovativen bilateralen Beziehungen

zu entwerfen – bilaterale Handelsabkommen, die dafür sorgen werden, dass Amerika seinen Status als gleichberechtigte Handelsnation in der Welt wiedererlangt und dass Jobs entstehen: Arbeitsplätze in der Industrie und damit hohe Wertschöpfung.

Und was die nationale Sicherheit angeht – in der jüngsten Zeit wurden unter General Kelly die ersten Exekutivanordnungen umgesetzt. Und wenn wir von unserer Souveränität und über Einwanderung sprechen, dann geht es immer um rechtsstaatliche Prinzipien; [Heimatschutzminister] General Kelly und Justizminister Sessions sind da ganz eisern. Wenn in der nächsten Woche im Rahmen der Haushaltsberatungen über das Verteidigungsbudget gesprochen wird, auch darüber, wie wir gegen den Islamischen Staat vorgehen können und was Verteidigungsminister General Mattis dazu sagt, dann wird es auch um die anderen Aspekte gehen.

Der dritte Schwerpunkt, die Regulierungen – jeder Unternehmer, mit dem wir gesprochen haben, weist darauf hin, dass es nicht bloss um Steuern, sondern auch um Regulierungen geht. Wenn man sich anschaut, welche Leute Trump in sein Kabinett geholt hat, dann ist klar, dass sie aus einem bestimmten Grund ernannt wurden. Wenn die fortschrittlichen Linken es nicht schaffen, ein Gesetz durchzubekommen, erlassen sie immer irgendwelche Vorschriften. Mit alldem werden wir Schluss

machen, deswegen ist das Thema Regulierung so wichtig. [...]

«Eine neue politische Ordnung wird entstehen» — Die globalisierten Medienunternehmen sind vehemente Gegner des wirtschaftlichen Nationalismus, für den Präsident Trump steht. Wie gesagt, Donald Trump hat seine Agenda schon vor vielen Jahren auf der CPAC präsentiert. Die CPAC war im Grunde ein Sprungbrett für ihn. Bei Breitbart haben wir ja gesehen, welche Resonanz seine Reden in der Bevölkerung gefunden haben.

Und später hat er dann all die Versammlungen draussen im Land besucht und seine Botschaft verkündet, genau wie heute. Und es wird nicht leichter, sondern noch schwieriger werden. Warum? Weil er auf seiner Agenda beharren wird, und je mehr es mit der Wirtschaft aufwärtsgehen wird, je mehr Jobs geschaffen werden, desto mehr wird man ihn bekämpfen. Wenn ihr glaubt, sie werden uns Amerika kampflos überlassen, dann habt ihr euch leider getäuscht. Jeden Tag werden wir kämpfen müssen, jeden Tag. Deshalb bin ich so ungeheuer stolz auf Donald Trump. All die Gelegenheiten, bei denen er hätte einlenken können. Ständig kamen Leute zu ihm und sagten: «Sie müssen sich mässigen.» Jeden Tag im Oval Office erklärt er Reince und mir: «Ich habe es dem amerikanischen Volk versprochen. Ich habe diese Zusagen während des Wahlkampfes gemacht. Und ich werde mich daran halten.»

Ich habe schon gesagt, dass aus alledem eine neue politische Ordnung entstehen wird. Das alles findet ja schon statt. Doch wenn man sich die vielen unterschiedlichen Meinungen hier im Saal anschaut – Populisten, Konservative, die für einen eingeschränkten Staat stehen, Libertäre, Wirtschaftsnationalisten –, wir alle haben ganz verschiedene und manchmal konträre Ansichten. Aber der Kern unserer Überzeugung ist die Auffassung, dass wir eine Nation mit einer Wirtschaft sind und keine Wirtschaft in irgendeinem globalen Markt mit offenen Grenzen. Wir sind eine Nation mit einer Kultur und einer Daseinsberechtigung. Das ist es, was uns eint, und das ist es, was unsere Bewegung stärken und voranbringen wird. Wir stehen ja erst am Anfang. Wir werden weiterhin kämpfen müssen, mit grösster Konzentration und Entschlossenheit. Und ich möchte euch mit auf den Weg geben, dass wir euch alle brauchen, eure Unterstützung.

Wir haben keine Sekunde daran gezweifelt. Aber noch wichtiger ist, dass ihr uns auf die Finger schaut. Erinnert uns an das, was wir versprochen haben, zieht uns zur Rechenschaft, sorgt dafür, dass wir unsere Versprechen einlösen.

Ausschnitte aus dem Interview vom 23. Februar 2017 mit Stephen Bannon an der Conservative Political Action Conference (CPAC) in National Harbor, Maryland
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Politik

Bannons Welt

Der Gralshüter der populistischen Revolte umriss die Strategie der Trump-Regierung in drei Schwerpunkten. Eine Kurzanalyse.

1 — Nationale Sicherheit und Souveränität: Hier tönt ein Echo aus Trumps Inaugurationsrede, welche die Handschrift Stephen Bannons trägt: «Wir haben das Militär anderer Länder unterstützt, während wir es zulassen, dass unser eigenes Militär abgebaut wurde. Wir haben die Grenzen anderer Länder verteidigt und uns gleichzeitig geweigert, dasselbe mit unseren eigenen Grenzen zu tun.» Geplant ist kein Rückzug von der Welt und kein Isolationismus. Wie nun mehrfach bestätigt, stehen die USA zum transatlantischen Bündnis Nato. Aber sie wollen darin nicht mehr den Part der Milchkuh innehaben, die von schmarotzerischen Partnern gemolken wird. Von nun an sollen die anderen Länder ihren Teil der Bündnis-kosten schultern. Derweil rüsten die USA auf. Am Montag gab Trump eine Erhöhung des Wehretats für 2018 von 54 Milliarden Dollar auf 603 Milliarden bekannt.

2 — Ökonomischer Nationalismus: Der Begriff klingt, wie einiges aus Bannons Ideologiekasten, nebulös. Gemeint ist die nationale Kontrolle der Wirtschaft, eine protektionistische Handelspolitik, die Ablehnung von Immigration und die Aufkündigung bestimmter internationaler Handelsabkommen. An ihre Stelle sollen «eine ganze Reihe von erstaunlichen und innovativen bilateralen Beziehungen» treten – «bilaterale Handelsabkommen, die dafür sorgen werden, dass Amerika seinen Status als gleichberechtigte Handelsnation in der Welt wiedererlangt und dass Jobs entstehen». Speziell im Visier hat Bannon, wie bei einer früheren Gelegenheit ausgeführt, Asien: «Die Globalisierer haben die amerikanische Arbeiterklasse ausgenommen und in Asien einen Mittelstand geschaffen.»

3 — Abbau des staatlichen Verwaltungsapparats. Kritiker monieren, damit betreibe Bannon billige Stimmungsmache. Es sei ein Kernanliegen von Populisten, die sich beim Volk als Gegner des abgehobenen Establishments aufspielten. In Wirklichkeit ist dieser dritte Schwerpunkt der einzige, der unter konservativen Amerikanern mehrheitsfähig ist. «Die ersten beiden Punkte stehen im Widerspruch zu der Tradition der letzten dreissig Jahre, und er [Trump] wird deswegen im Kongress Ärger bekommen», sagte Charles Krauthammer, Chefkomentator auf Fox News. «Beim dritten hingegen be-

steht ein Konsens unter allen Konservativen.» Die erste Salve in diesem Krieg sei eben gefeuert worden, als Trump einen von Obama verordneten Zwang zu Transgender-Toiletten kippte.

Dass Bannon beim Abbau des Staates so weit gehen wird, ihn in Einzelteile zu zerlegen oder gar «alles zum Einsturz» zu bringen, wie er vor Jahren insinuierte, ist nicht anzunehmen. Sein wesentliches Anliegen ist das nationale Selbstverständnis: «Der Kern unserer Überzeugung ist die Auffassung, dass wir eine Nation mit einer Wirtschaft sind und keine Wirtschaft in irgendeinem globalen Markt mit offenen Grenzen», postulierte Bannon bei der Conservative Political Action Conference (CPAC). «Wir sind eine Nation mit einer Kultur und einer Daseinsberechtigung.»

Damit reitet er eine Attacke auf die globalisierte Scheinidentität. Der National-



Attacke auf die globalisierte Scheinidentität.

staat ist aus Bannons Sicht die Grundlage der Identität, geformt durch gemeinsame Geschichte, Sprache(n) und Kulturgut.

Gemäss Bannons und Trumps Verständnis unterminieren internationale Verbände die nationale Identität. Ebenso eine zu grosse Immigration. Aus diesem Grund bezeichnet Bannon offene Grenzen als Gefahr für Amerikas Kultur und Selbstverständnis. Trump kondensierte diesen Gedanken in seiner CPAC-Rede folgendermassen: «Es gibt weder eine globale Nationalhymne noch eine globale Währung oder eine globale Flagge. Die Vereinigten Staaten sind es, die ich repräsentiere.» Urs Gehrigler



Rüstung und Volksfeinde

Die Medien überbieten sich mit schrillen Kommentaren zu Donald Trump. Jenseits von Jubel und Verdammung dokumentiert die *Weltwoche* an dieser Stelle, was der neue US-Präsident tatsächlich getan oder gesagt hat.

1 — Haushaltsentwurf

Präsident Trump arbeitet an einem Haushaltsentwurf, den er als «Budget für öffentliche Sicherheit und nationale Sicherheit» bezeichnet hat. Vorgesehen ist eine «historische Erhöhung der Verteidigungsausgaben, um die geschwächten Streitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika in einer Zeit, in der sie besonders gebraucht werden, wieder zu stärken». Geplant ist eine Erhöhung des Wehretats um 54 Milliarden Dollar auf insgesamt 603 Milliarden Dollar. Zugleich sollen die nichtmilitärischen Ausgaben um 54 Milliarden Dollar auf jährlich 462 Milliarden Dollar gesenkt werden.

Ranghohe Beamte sollen Empfehlungen der verschiedenen Behörden einholen, welche Kürzungen vorgenommen werden können.

Trump hat versprochen, «alle Bundesbehörden zu Einsparungen und mehr Effizienz» anzuhalten.

Nach Schätzungen des Congressional Budget Office, veröffentlicht im vergangenen Monat, wird die Staatsverschuldung in den nächsten zehn Jahren um 9,4 Billionen Dollar steigen.

2 — Obamacare

Präsident Trump traf sich in der vergangenen Woche im Roosevelt Room des Weissen Hauses mit Vertretern namhafter Krankenversicherungen zu einer «Anhörung». Er bezeichnete Obamacare als «Katastrophe» und erklärte: «Ich habe den Republikanern gesagt, wenn wir nichts tun, zwei Jahre lang nichts tun und einfach zusehen, wie Obamacare implodiert, was ja ohnehin schon passiert, das wäre politisch gesehen das Beste, was wir tun können. Und dann werden die Leute kommen, die Demokraten werden kommen und darum betteln, dass wir ihnen aus der Patsche helfen ... Wenn wir damit anfangen, dann erben wir sozusagen das Problem, wir übernehmen es, es gehört uns dann. Aber im Interesse des amerikanischen Volkes müssen wir es tun.»

3 — Governors Ball

Präsident Trump traf sich mit der National Governors Association und sprach auch hier über die Gesundheitsreform.

Am Wochenende empfingen der Präsident und die First Lady 46 Gouverneure mit ihren Ehefrauen im Weissen Haus zum jährlichen Ball der Gouverneure.

Trump erklärte: «Nach vier Wochen kann ich sagen, dass es mir grossen Spass macht.

Wir haben in den letzten zwei Jahren viele Zusagen gemacht, und viele dieser Versprechen werden gehalten.»

4 — Konservative Konsolidierung

Auf der Jahresversammlung der Konservativen in Maryland, der Conservative Political Action Conference (CPAC), wurde die Rede des Präsi-



«Mehr Effizienz»: Präsident Trump.

denten mit Ovationen gefeiert. Zum ersten Mal seit Ronald Reagan 1981 sprach ein Präsident in seinem ersten Jahr zu der Organisation. Trump begann seine 41-minütige Rede mit einer leidenschaftlichen Kritik an «Fake News»:

«Vor einigen Tagen habe ich die «Fake News» als «Volksfeind» bezeichnet. Das sind sie. Sie sind der Feind des Volkes. Weil sie keine Quellen haben, denken sie sich einfach etwas aus ... Sie konstruieren Quellen.»

«Wenn sie keine Namen nennen, sollten sie Quellen nicht verwenden dürfen ... «Eine Quelle sagt: Donald Trump ist ein ganz schrecklicher Mensch». Sollen sie es mir ins Gesicht sagen.»

Der Präsident sprach von seinen Exekutivanordnungen und seinen Gesetzesvorhaben und charakterisierte seine Position wie folgt:

«Die Grundüberzeugung unserer Bewegung ist die, dass wir eine Nation sind, für die ihre eigenen Bürger das Wichtigste sind.»

Und: «Die vergessenen Männer und Frauen Amerikas werden nicht mehr vergessen sein. Das ist das Herz dieser neuen Bewegung und die Zukunft der Republikanischen Partei.»

5 — Privater Sektor

Trump trifft sich weiterhin mit Vertretern der Privatwirtschaft, zuletzt tat er dies mit 24 Repräsentanten grosser Unternehmen, darunter Dell, Ford, GE und Johnson & Johnson.

Präsident Trump hat Wirtschaftsräte eingesetzt, in denen prominente Unternehmensführer vertreten sind.

Laut CNN soll der CEO von Ford, Mark Fields, nach einer Unterredung mit dem Präsidenten gesagt haben, er gehe «mit sehr viel Zuversicht» nach Hause.

6 — Wende bei Transgender

Präsident Trump kippte eine von seinem Vorgänger erlassene Anweisung, nach der Transgender-Personen in staatlichen Schulen und Universitäten Toiletten, Umkleieräume, Duschen und Schlafsäle benutzen dürfen, die ihrer geschlechtlichen Identität entsprechen. Solche Entscheidungen sollen künftig von lokalen Behörden getroffen werden.

Die neue Bildungsministerin erklärte: «Schulen, Gemeinschaften und Familien werden Lösungen finden, die alle Betroffenen schützen.»

Im Memorandum von Justiz- und Bildungsministerium wird festgestellt: «Alle Schulen müssen dafür sorgen, dass alle Schüler, einschliesslich LGBT-Schüler, in einer sicheren Umgebung lernen und sich entfalten können.»

7 — Kampfansage

Anlässlich seines Besuchs im Museum für afro-amerikanische Geschichte und Kultur nahm der Präsident Stellung zu den jüngsten antisemitischen Zwischenfällen. «Dieser Besuch hat noch einmal deutlich gemacht, warum wir Fanatismus, Intoleranz und Hass in all seinen abscheulichen Formen bekämpfen.»

8 — Absage

Und schliesslich gab Präsident Trump per Twitter bekannt, dass er an dem jährlichen Korrespondenten-Dinner im Weissen Haus, das am 29. April stattfinden soll, nicht teilnehmen werde: «Ich werde in diesem Jahr nicht teilnehmen. Ich wünsche alles Gute und einen schönen Abend!»

Exklusives Geschnatter

Hauptstadtmedien und Politik pflegen überall ein symbiotisches Verhältnis. Donald Trump räumt mit der Kungelei auf.

Von Wolfgang Koydl

Ein Feind des amerikanischen Volkes sind die Medien in den USA nicht, sie sind der Feind des amerikanischen Präsidenten. Leider scheinen beide von einem gewissen Grössenwahn erfasst: Verwechselt sich Donald Trump mit dem ganzen Volk, glauben die Medien, für die gesamte öffentliche Meinung zu sprechen.

Im Wahlkampf letztes Jahr hatten sich nur 20 Zeitungen für Trump als Präsident ausgesprochen. 243 Print-Medien hingegen drückten Hillary Clinton die Daumen. Beim Fernsehen sah es nicht anders aus. Dass sich an dieser Voreingenommenheit nichts geändert hat, ist unübersehbar. Dass Trump nicht die geringste Neigung hat, seinen Feinden auch nur den kleinsten Schritt entgegenzukommen, ebenso. Beide befinden sich im Krieg. Gefangene werden nicht gemacht.

Das erste Opfer in diesem Krieg ist freilich nicht die Wahrheit, sondern die Eitelkeit. Das liess sich nun gut besichtigen beim Ausschluss der *New York Times* und anderer Medien von einem Hintergrund-Briefing durch Trumps Sprecher Sean Spicer. «In der langen Geschichte unserer Berichterstattung», lamentierte *Times*-Chefredaktor Dean Baquet, sei dem Blatt so etwas noch nie widerfahren.



Trump-Sprecher Spicer.

werden, je mehr Geheimniskrämerei sie umgibt.

«Unter drei» heisst diese Praxis in Berlin; auch in anderen Hauptstädten ist sie Usus. In Bern unterhalten gewisse Zeitungen Standleitungen in gewisse Departemente. Der Trick besteht darin, den Kreis der Auserwählten klein zu halten und Zugang oder Ausschluss als Belohnung oder Strafe einzusetzen.

Gewisse Medien allerdings haben einen Stamplatz, den ihnen keine Regierung streitig zu machen wagt. In Berlin sind das der *Spiegel*, ARD, ZDF oder die *Süddeutsche Zeitung*. In Amerika die *New York Times* oder der Nachrichtenkanal CNN. Wie selbstverständlich spazieren ihre Vertreter schnurstracks durch die Schiebetür, die den stickigen Presseraum des Weissen Hauses vom Allerheiligsten dahinter trennt.

Dass anderen Medien immer wieder der Zugang verweigert wurde und viele überhaupt nie in den Genuss der Briefings kamen, störte die Edelfedern nie, geschweige denn, dass es sie zu Protesten inspirierte. Wenn nun wortreich ein Angriff auf die Pressefreiheit beklagt wird, dann meint man damit eigentlich eine persönliche Kränkung. Ein klassischer Fall von, siehe oben, Grössenwahn. In dieselbe Richtung zielt die aktuelle Werbekampagne der *Times*, in der die Zeitung sich zum Hort der Wahrheit erklärt. Oder, wie der Russe sagt: *prawda*.

Kaum noch Vertrauen

Überall auf der Welt pflegen Hauptstadt-Journalisten und Politiker ein symbiotisches Verhältnis. Man kennt einander, man trifft sich in Wandelhallen und im Supermarkt. Vor allem aber braucht man einander, und deshalb tut man sich nicht wirklich weh. Auch Regierungswechsel ändern kaum etwas an der lauschigen Kungelei.

Doch in Washington hat Trump diese wohlige Gewissheit hinweggefegt. Er fühlt sich weder Traditionen noch Konventionen verpflichtet, und schon gar nicht Medien, die ihn vom ersten Tag an verspottet und bekämpft haben. Das ganze Volk hat er in dieser Frage zwar nicht hinter sich, aber einen grossen Teil: Nur mehr jeder dritte Amerikaner hat Vertrauen in die Medien. ○

Social Media

«Ich höre ein Ping!»

Dan Scavino sammelt die Sprüche des Präsidenten und sorgt dafür, dass sie unters Volk getwittert werden.



Trumps Sekundant: Dan Scavino.

Was hat ihm sein Twitter-Gewitter schon an Kritik eingebracht. Ein Hüftschütze sei er, der unkontrolliert in die Welt hinaus zwitschere. Was kaum jemand weiss: Der «tweeter-in-chief» hat einen Twitter-Manager. Dan Scavino, 40, folgt Trump auf Schritt und Tritt, rudimentär ausgerüstet mit Smartphone und Zeigfinger. Hat der Boss einen rhetorischen Geistesblitz, tippt Scavino mit. In der nächsten Sprechpause reicht er Trump den transkribierten Rohling, der ihn auf 140 Zeichen schleift und in die Twitter-Sphäre speditiert, wo 25 Millionen Follower (Tendenz stark steigend) neugierig auf den Happen warten.

Er und Trump seien seit Tag eins ein Team, erzählte Scavino letzte Woche im Interview mit Fox News. Zum ersten Mal getroffen habe er Trump im Alter von sechzehn Jahren auf dem Golfplatz des Briar Hall Country Club nördlich von Manhattan. Scavino machte damals für den Baulöwen den Caddy. «Eines Tages wirst du für mich arbeiten», versprach Trump dem Teenager.

Als Direktor für soziale Medien im Weissen Haus erlebt Scavino seinen Boss ungeschminkt achtzehn Stunden am Tag. Doch selbst Trumps Twitter-Wächter hat nicht die totale Kontrolle über den präsidentalen Finger. Spätnachts oder frühmorgens komme es vor, dass er vom Boss kalt erwischt werde. «Ich höre ein Ping!» Dann wisse er: «Er hat es wieder getan», worauf er den Tweet sofort an Instagram und Facebook weiterleite. Redaktionelle Eingriffe ohne Rücksprache mit dem Chef sind für Scavino tabu. Zwar frage er Trump «ab und zu», ob er einen Tweet nicht etwas umformulieren wolle. Aber in der Regel halte er sich an das Prinzip «Lass Trump Trump sein». Ausserdem stehe Trump im Ruf, der «Hemingway des Twitters» zu sein. Wem würde es schon einfallen, beim Grossmeister des einfachen Wortes den Rotstift anzusetzen? *Urs Gehrig*

Warten auf den Sieg über den IS

Im Nahen Osten bahnen sich wichtige Veränderungen an. Entscheidend ist für Europa die Frage, was in Syrien und im Irak nach dem Zusammenbruch des Islamischen Staats geschehen wird.

Von Kurt Pelda

Seit dem Fall von Aleppo ist es in den Weltmedien still geworden um Syrien. Ähnliches gilt für den Irak, wo – quasi parallel zur Offensive der syrischen Kurden gegen die Hochburg des Islamischen Staats (IS) in Raqqa – derzeit die grösste und wichtigste Schlacht gegen die Steinzeit-Islamisten tobt. Abgesehen von anfänglichem Interesse für den Kampf um die nordirakische Stadt Mossul haben die jüngsten Fortschritte der irakischen Armee im Kampf gegen den IS kaum Beachtung gefunden. Es ist so, als ob sich besonders Europa erneut in der Illusion wiege, dass es sich um das dortige Geschehen nicht zu kümmern braucht. Die Lazarette der irakischen Armee und der autonomen irakischen Region Kurdistan sind überfordert, doch von westlichen Ärzten und Hilfslieferungen ist wenig zu sehen. Dabei gibt gerade das prowestliche Kurdistan sein Bestes, um die Not von Verwundeten und Vertriebenen aus Mossul zu lindern.

Europa ist mit Brexit, Trump und dem nach wie vor ungelösten Migrationsproblem beschäftigt. Kurzsichtig wie unsere Politiker nun eben sind, denkt man nicht allzu viel darüber nach, was nach einem Zusammenbruch des IS in Syrien und im Irak geschehen könnte. Oder nach einem Sieg des syrischen Massenmörders Assad über die verbliebenen Rebellen und Terroristen in Nordsyrien. Und man macht sich kaum Gedanken über das Schicksal der Kurden, falls die Türkei oder das Assad-Regime versuchen sollte, die autonomen Kurdengebiete von der syrischen Landkarte zu tilgen. Solche Entwicklungen könnten neue Flüchtlingsströme auslösen und damit das weitgehend handlungsunfähige Europa noch weiter in die Ecke treiben.

15 Millionen Flüchtlinge vor der Haustür

In Brüssel und anderswo verschanzt man sich hinter dem Flüchtlingsabkommen mit der Türkei, das vielleicht schon bald zur Makulatur wird, und hinter dem Grenzschutz des Nicht-EU-Mitglieds Mazedonien – ganz ähnlich, wie das Trumps Amerika mit der geplanten Mauer an der mexikanischen Grenze tut. Nur dass dort, weit im Westen, kein grossflächiges Kriegselend herrscht wie vor Europas Haustür – mit rund zehn Millionen Vertriebenen in Syrien und im Irak plus fünf Millionen Flüchtlingen in den Nachbarländern. Sollten sich davon allein zehn Prozent, also 1,5 Millionen Menschen, Richtung Europa aufmachen, wäre das Katastrophenjahr 2015 bei weitem übertroffen.

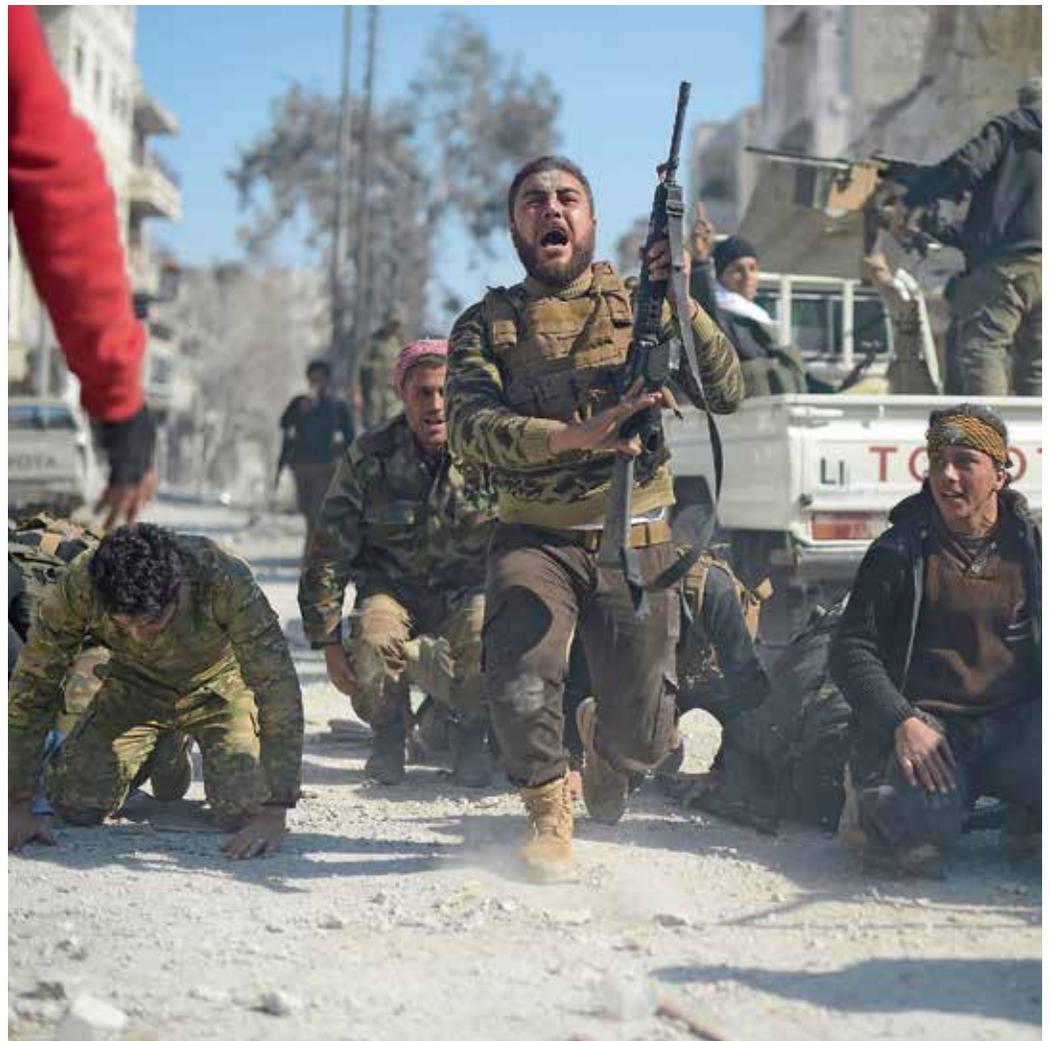
Angesichts der Myriaden von Kampfgruppen und ausländischen Akteuren verwerfen die meisten Medienkonsumenten im Westen die Hände. Wie soll man den Konflikt in Syrien und im Irak denn verstehen? Die nebenstehende Landkarte hilft. Sowohl in Syrien als auch im Irak haben die Regierungen mit ihren Streitkräften und Alliierten einen Korridor von Süden nach Norden geöffnet (auf der Kar-

Es ist ein Fingerzeig, dass Trump Obamas Politik der Hilfe an die Kurden fortsetzen wird.

te in Rot), um Aleppo beziehungsweise Mossul anzugreifen. In Aleppo ist die Schlacht inzwischen vorüber. Die Rebellen mussten abziehen, während dem IS in Mossul erst der Stadtteil am östlichen Ufer des Tigris entrissen

wurde. In Syrien hat sich das Regime in letzter Zeit auf die Rückeroberung von eingeschlossenen Rebellengebieten (grün auf der Karte) konzentriert. Früher oder später werden sich Präsident Assad und die schiitischen, vom Iran finanzierten und ausgerüsteten Milizen jedoch auf das letzte zusammenhängende Rebellengebiet im Norden konzentrieren. Um der zu erwartenden Offensive den Weg frei zu schiessen, wird die russische Luftwaffe dort – wie zuvor schon in Aleppo – ganze Ortschaften und Stadtteile in Schutt und Asche legen. Vor allem in der Provinz Idlib könnte das katastrophale Folgen haben. Dorthin wurden nicht nur die Überlebenden aus Ost-Aleppo «evakuiert», sondern auch viele Rebellen und Zivilisten aus anderen belagerten Gebieten.

Als Reaktion auf den Fall von Aleppo, der vor allem den untereinander zerstrittenen Rebellengruppen und der geänderten türkischen



Ideologische Differenzen: syrische Rebellen stürmen Al-Bab bei Aleppo.

Haltung geschuldet ist, haben sich inzwischen zwei Pole gebildet: einer rund um die syrische Al-Qaida-Filiale und ein zweiter, mutmasslich grösserer rund um die islamistische, aber nicht unbedingt dschihadistische Rebellengruppe Ahrar ash-Sham. Daneben existieren noch ein paar Einheiten der nicht islamistischen Freien Syrischen Armee (FSA). Es fragt sich nun, ob sich alle Rebellengruppen, die nichts mit al-Qaida zu tun haben wollen, sich von dieser entflechten und damit das Schussfeld sowohl für russische als auch amerikanische Kampfjets freimachen. In letzter Zeit haben nämlich auch die Amerikaner verstärkt Stellungen von al-Qaida in Idlib angegriffen. Zugleich hat Präsident Trump die Luftbombardements zur Unterstützung der kurdischen Milizen (braun auf der Karte) intensiviert. Das ist ein Fingerzeig, dass Trump Obamas Politik der Hilfe an die Kurden fortsetzen wird, zumindest bis der IS aus seiner syrischen Hauptstadt Raqqa vertrieben ist.

Damit wird sich Trump in der Türkei indes keine Lorbeeren holen. Die in Syrien kämpfenden Kurden sind ein Ableger der in der Türkei verbotenen kurdischen Arbeiterpartei (PKK). Diese wiederum weitet ihren Krieg gegen Ankara – vor allem mit Bombenanschlägen und Hinterhalten gegen Armee und Polizei – immer

weiter aus und trägt damit wie der IS zur Destabilisierung des Nato-Mitglieds bei. Die Türkei sieht in der PKK eine Terrororganisation, genauso wie auch die EU und die USA. Trump wird vorerst wohl Obamas Spagat fortsetzen, also einerseits die PKK-Kämpfer als Terroristen brandmarken und andererseits dem syrischen PKK-Ableger mit Special Forces sowie Luft- und Artillerieangriffen unter die Arme greifen. Trump hat die syrischen Kurden und deren arabische Alliierte auch erstmals in diesem Krieg mit gepanzerten Fahrzeugen versorgt – ein absolutes Novum. Bisher wurden mehrheitlich bloss leichte Waffen geliefert.

Ziel der laufenden kurdischen Offensive in Syrien ist es in einer ersten Phase, Raqqa einzuschliessen und vor allem die Strassen in die südöstlich davon gelegene Erdölstadt Deir ez-Zor zu kappen. Dort halten die syrischen Regierungstruppen noch zwei vom IS eingeschlossene Enklaven – darunter den Flughafen. US-Kampfjets fliegen auch bei Deir ez-Zor Angriffe zur Unterstützung von Assads eingeschlossenen Soldaten.

Um den Amerikanern das Fallenlassen der syrischen Kurden schmackhaft zu machen, hat Ankara vorgeschlagen, sein Interventionskorps in Nordsyrien selbst gegen Raqqa in die Schlacht ziehen zu lassen. Ein Blick auf die

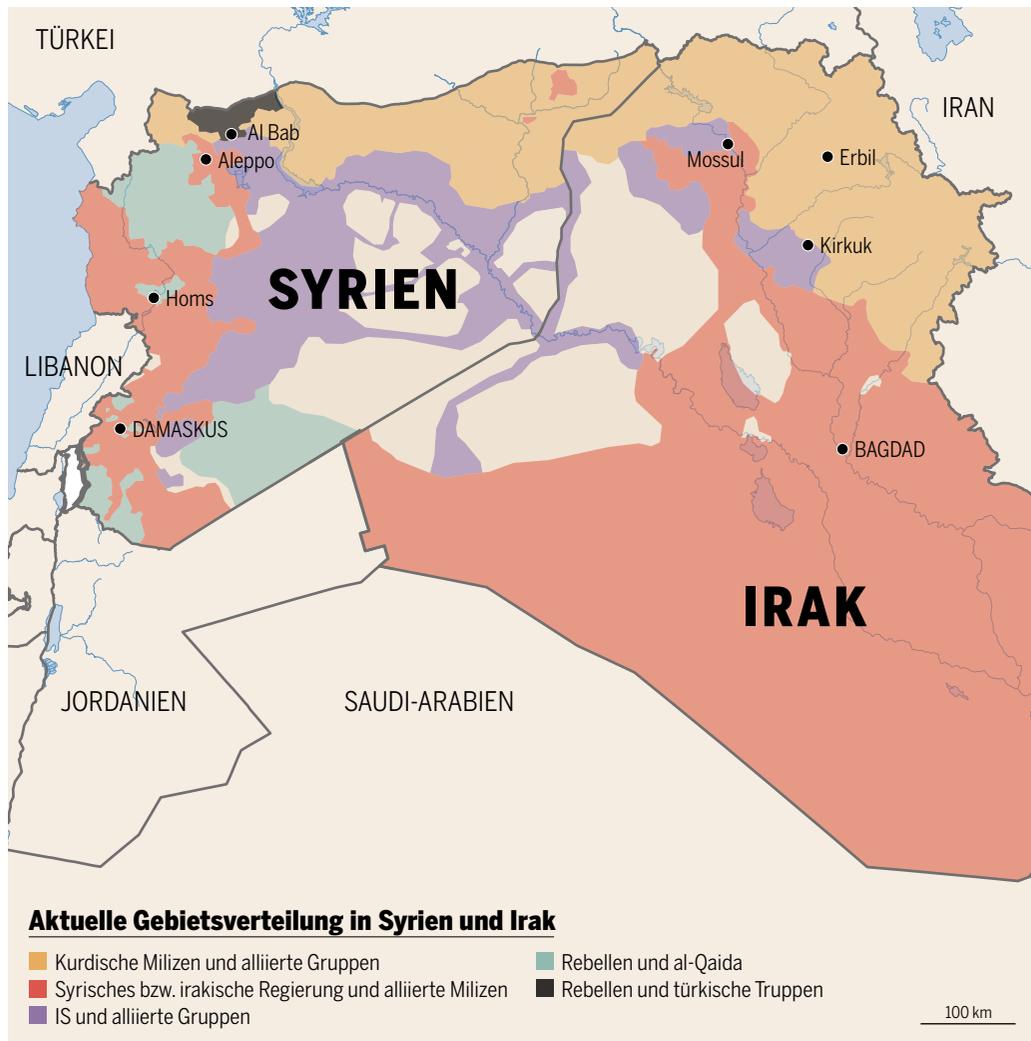
Landkarte zeigt aber, dass dieser Vorschlag wohl illusionär bleibt. Als Reaktion auf den Putschversuch vom letzten Juli hat Präsident Erdogan die Streitkräfte und vor allem die Luftwaffe säubern lassen, mit dem Resultat, dass er jetzt nicht genügend Kampfpiloten hat für die Luftangriffe auf den IS. Auch sonst macht die offenbar intern geschwächte türkische Armee derzeit nicht die beste Figur in Syrien. Ein baldiger Angriff auf Raqqa und damit auch auf die von Trump unterstützten Kurden erscheint unwahrscheinlich.

Erdogan als Ursprung allen Übels

Jenseits der Grenze, im Irak, kämpfen die Kurden inzwischen nur noch in der zweiten Reihe gegen den IS. Die dortige kurdische Regionalregierung gilt nicht als Freundin der PKK, sie ist vielmehr mit der Türkei verbündet. Ankara hat sogar Truppen nach Kurdistan entsandt. Die irakischen Kurden sind beim Erdölexport ganz auf die Türkei angewiesen, weil die Zentralregierung in Bagdad schon lange versucht, den faktisch autonomen Kurdenstaat im Norden finanziell auszubluten. Für die Dienste bei der Durchleitung des kurdischen Erdöls verlangt Ankara aber einen sehr hohen Preis von Erbil.

Man kann deshalb auch bei den Kurden keineswegs von einer einheitlichen Front sprechen. So hat Kurdistans Präsident Barzani schon lange vor dem Aufkommen der PKK versucht, mit seiner Partei auch bei den syrischen Kurden Fuss zu fassen. Der syrische Ableger der PKK hat die syrischen Barzani-Anhänger jedoch an die Wand gedrängt. Grund sind nicht nur ideologische Differenzen, sondern auch Barzanis aufgeschlossene Haltung gegenüber Ankara, zu einem wesentlichen Teil bedingt durch seine Abhängigkeit vom Erdölexport über türkisches Gebiet. Die PKK dagegen hält Erdogan für den Ursprung allen Übels. Zu dieser Sichtweise mag es nicht so recht passen, dass inzwischen auch Ankara inner- und ausserhalb des Landes recht kompromisslos gegen den IS vorgeht.

Wahrscheinlich werden der IS in Syrien und im Irak sowie die verbleibenden Rebellen und Al-Qaida-Verbände in Nordsyrien früher oder später besiegt. Damit stellt sich die Frage, was mit den autonomen Gebieten der syrischen Kurden und der von Ankara besetzten Pufferzone im Norden der Provinz Aleppo passiert. Wird sich Assad damit abfinden, einen grossen Teil Nordsyriens verloren zu haben? Und was geschieht im Nordirak nach dem Sieg über den IS? Werden sich die dortigen Kurden für unabhängig erklären? Und wichtiger noch: Wird Bagdad die Unabhängigkeit Kurdistans akzeptieren, oder kommt es zu einem neuen Krieg zwischen Kurden und Arabern? Gewiss ist nur, dass die gesamte Region noch länger nicht zur Ruhe kommen wird.



Schlacht gegen die Steinzeit-Islamisten.



Zustimmung von nicht einmal 8 Prozent: Wiederwahl Boris Jelzins, 1996.

Freie Wahlen und böse Buben

Wahlbeeinflussung ist ein normales Mittel von Grossmachtspolitik. Eine wissenschaftliche Untersuchung belegt, dass Eingriffe in demokratische Wahlen von aussen häufig vorkommen. Etwa jede neunte sogenannte freie Wahl der Nachkriegszeit wurde manipuliert. Von René Zeyer

Was den freien Westen und alle Staaten, die sich der Demokratie verschrieben haben, von Unrechtsregimes unterscheidet, ist die Abhaltung von freien Wahlen. Auch wenn da unterschiedlich gefüllte Wahlkampfkassen und Heerscharen von Spezialisten bei der Beeinflussung der öffentlichen Meinung eine Rolle spielen: Immerhin entscheidet hier der Stimmbürger, souverän und unbeeinflusst von aussen. Ausser – wie es bei den US-Wahlen vermutet und bei den bevorstehenden Urnengängen in Frankreich oder Deutschland befürchtet wird – böse Buben wie die Russen mischen sich ein und versuchen, den Wahlausgang zu manipulieren.

Streuen von «Fake News»

Die Realität sieht anders aus. In einer grossangelegten wissenschaftlichen Untersuchung weist der an der Carnegie-Mellon-Universität im amerikanischen Pittsburgh, arbeitende Forscher Dov H. Levin nach, dass zwischen 1946 und 2000 die USA und die UdSSR beziehungsweise Russland insgesamt in 117 «freie und demokratische» Wahlen von aussen eingegriffen haben. Für seine Doktor-

arbeit hatte Levin eine Datenbank aufgebaut, die solche Eingriffe nach einem definierten Kriterium misst: Es seien «spezifische Aktionen, um eine bevorstehende Wahl in einem anderen souveränen Land in einer offenen oder verborgenen Weise zu beeinflussen, von der man glaubt, dass sie eine der Seiten begünstigen oder schädigen werde». Quellen dafür sind deklassifizierte Dokumente, parlamentarische Hearings in den USA, journalistische Recherchen, Leaks, auch aus Russland, und von anderen Wissenschaftlern angestellte Einzeluntersuchungen.

Natürlich ist der Masstab «Beeinflussung oder Manipulation von aussen» nicht so präzise wie eine Temperaturmessung in Grad Celsius. Gehört die Ankündigung der Regierung eines wirtschaftlich bedeutenden Landes, dass bei der Wahl eines bestimmten Kandidaten Probleme in den bislang florierenden Handelsbeziehungen auftauchen könnten, schon dazu? Aber einwandfrei manipulativ ist jede Form verdeckter Einmischung, sei sie finanzieller Art oder geschehe sie in Form der Bereitstellung von Know-how und Infrastruktur

oder durch das Streuen von dem, was man heute «Fake News» nennt.

Verdeckte Operationen

In dem betrachteten Zeitraum fanden weltweit 937 nationale Wahlen in Ländern statt, die man als demokratisch bezeichnen kann. 81 Mal griffen die USA ein, 36 Mal tat es die UdSSR beziehungsweise Russland. Das bedeutet, dass 11,3 Prozent aller Wahlen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs von aussen beeinflusst wurden. Alleine in Europa kommt Levin auf 50 Fälle. Nicht weniger als 8 Mal manipulierten die USA italienische Wahlen, während die UdSSR 5 Mal in (west)deutsche Wahlen eingriff. Nicht mitgezählt werden 18 mit militärischen Mitteln erzwungene Regimewechsel und 53 bewaffnete Interventionen durch die beiden Supermächte.

Als Mittel kam alles zum Einsatz, was zu verdeckten Operationen gehört: finanzielle Unterstützung präferierter Parteien, Diskreditierung missliebiger Kandidaten oder politischer Bewegungen, ökonomische Sabotage, Unterstützung von Kandidaten durch die Ent-

sendung von erfahrenen Wahlkampfmanagern. Gelegentlich, wie 1948 bei den Wahlen in Italien oder 1970 in Chile, intervenierten beide Grossmächte gleichzeitig.

«Wir hatten Säcke voller Geld»

Verbreitet war die Unterstützung des gewünschten Kandidaten und seiner Partei schlichtweg mit Geld; die Ausrüstung der Bevorzugten mit Know-how sowie ganzen Teams von Spindoktoren und erfahrenen Manipulatoren der öffentlichen Meinung; des Weiteren Hilfeleistungen bei der Herstellung von Wahlkampfmaterial; die Ankündigung von vorteilhaften Handelsbeziehungen oder die Gewährung von Krediten beziehungsweise das Drohen mit dem Abbruch oder der Verweigerung von Krediten. Hinzu kamen Einladungen des bevorzugten Kandidaten zu internationalen Konferenzen oder Fototerminen mit wichtigen Führungspersonlichkeiten und Präsidenten zum Aufpolieren des Images, das Streuen von Informationen, die der Reputation des Gegenkandidaten schaden, sorgenvolle Bemerkungen über mögliche desaströse Folgen bei der Wahl des missliebigen Kandidaten und vieles mehr.

Ihr Gesellenstück lieferte die 1947 gegründete CIA bei den italienischen Wahlen von 1948 ab. Nach dem gemeinsamen Sieg der Alliierten über Hitler-Deutschland war der Kalte Krieg bereits in vollem Gang. Im postfaschistischen Italien hatte die starke kommunistische Partei gute Chancen, in demokratischen Wahlen an die Macht zu kommen – eine Horrorvorstellung für die USA. «Wir hatten Säcke voller Geld. Und wir haben viel getan, um etwa ausgewählten Christdemokraten zu helfen, die das Geheimnis für sich behalten konnten, woher das Geld kam», erinnert sich der damals federführende CIA-Agent Mark Wyatt in einem CNN-Interview von 1998. Die italienischen Christdemokraten erzielten 1948 mit 48,5 Prozent das beste Resultat ihrer Geschichte; die Kommunistische Partei wurde aus aller Regierungsverantwortung entfernt. Italien blieb in der Nato und diesseits des Eisernen Vorhangs; alle Manipulationsversuche der Sowjetunion, die sich ebenfalls in die Wahlen eingemischt hatte, blieben vergebens.

Ein weiteres Beispiel ist die amerikanische Intervention bei den russischen Präsidentschaftswahlen von 1996. Wenige Jahre nach

dem Zusammenbruch der Sowjetunion war Boris Jelzin schwer angeschlagen; bei den Parlamentswahlen von 1993 hatte seine Partei eine verheerende Niederlage erlitten, der Lebensstandard der Bevölkerung war dramatisch gesunken. Mit dem Kommunisten Genadi Sjuganow und dem populären General Alexander Lebed sassen ihm zwei gefährliche Gegenkandidaten im Nacken. Laut Umfragen verfügte Jelzin vor den Wahlen über eine Zustimmung von nicht einmal 8 Prozent. Der Einsatz von Spezialisten, die sich in US-Wahlkämpfen bewährt hatten, die Auffüllung von Jelzins Wahlkampfkasse mit mehr als 100 Millionen Dollar «Spenden», die Ausstrahlung von 114 positiven Beiträgen zu Jelzin und 158 kritischen zu Sjuganow in den staatlich kontrollierten Medien und der Einsatz aller manipulativen Tricks brachten dann den Umschwung: Jelzin erhielt im ersten Wahlgang mit 35 Prozent der Stimmen eine knappe Mehrheit gegenüber Sjuganow (32 Prozent). Und er gewann den zweiten Durchgang mit 53 Prozent, nachdem sich Lebed über-



Wahlkampf in Italien, 1948.

Gelegentlich, wie 1948 in Italien oder 1970 in Chile, intervenierten beide Grossmächte gleichzeitig.

raschenderweise auf seine Seite geschlagen hatte. In der Titelseite der *Time Magazine* fasste das Ergebnis so zynisch wie richtig zusammen: «Die Demokratie triumphierte, und mit ihr hielten Instrumente der modernen Kampagnenführung Einzug, inklusive der Tricksereien, die den Amerikanern so bekannt sind. Auch wenn diese Instrumente nicht immer bewundernswert sind, so ist es doch sicherlich das Ergebnis, das sie zu erzielen halfen.»

Alle Mittel erlaubt

Selbst wenn es also russische Versuche geben sollte, derzeit Einfluss auf den Ausgang von Wahlen in den USA oder in Europa zu nehmen: Das ist nichts anderes als business as usual – in erster Linie betrieben von den USA, die nicht nur mit militärischen Mitteln versuchen, die Welt nach ihren Interessen zu gestalten. Auch da unterscheidet sich Trump von seinen Amtsvorgängern höchstens dadurch, dass er erfrischend offen bekennt, dass es den USA natürlich um «America first» geht. Und dass dafür alle Mittel erlaubt seien. Wie es ein guter Scherz auf den Punkt bringt: «Wieso gab es in den USA noch nie einen Putsch? Weil es das einzige Land der Welt ist, in dem es keine US-Botschaft gibt.» ○

Taten statt Worte Nr. 103



Zumindest ist die Herstellung des T-Shirts eine saubere Sache.

Seit 20 Jahren setzen wir bei unseren Coop Naturaline Baumwolltextilien auf eine konsequent umwelt- und sozialverträgliche Produktion. Mittlerweile sind wir die weltweit grösste Anbieterin von fair gehandelten Bio-Baumwolltextilien. Dabei legen wir grossen Wert auf Transparenz. Deshalb sind immer mehr Produkte für Sie online rückverfolgbar. Das kommt auch bei Experten gut an, für unser Engagement wurden wir deshalb schon mehrfach ausgezeichnet.

taten-statt-worte.ch

naturaline
BIO & FAIR

coop

Für mich und dich.

«Durchlauferhitzer für Terroristen»

Von Roger Köppel — Der frühere SPD-Politiker Otto Schily prägte die Bundesrepublik: Als Anwalt von Terroristen, als Grüner der ersten Stunde, schliesslich als Bundesinnenminister in der Regierung Schröder. Hier nimmt er Stellung zu Merkel, Trump und der neuen Rechten in Deutschland.

Als er noch Innenminister unter SPD-Kanzler Schröder war, schreckte Otto Schily die Öffentlichkeit mit der Idee auf, man könne doch Flüchtlingslager in Nordafrika einrichten, um den Asylruck in Europa zu vermindern. Vor zehn Jahren war Schilys Vorschlag ein intellektueller Skandal, heute wirkt er weitsichtig. Der Anwalt mit dem römischen Charakterschädel gehört zu jener Generation pragmatischer Sozialdemokraten, die sich nicht scheuten, unerfreuliche Wirklichkeiten beim Namen zu nennen. Er ist nach wie vor, bald 85-jährig, ein akurater Beobachter des Zeitgeschehens. In seiner Biografie spiegeln sich die Wege und Verzweigungen der deutschen Nachkriegsgeschichte: Aufgewachsen als Sohn eines Rechtshistorikers und einer Musikerin im Ruhrgebiet, geriet Schily in die extreme Zeit der 68er Bewegung. Bekanntheit erlangte der Anwalt als Verteidiger von Terroristen der Baader-Meinhof-Gruppe. 1980 war er Mitgründer der deutschen Grünen; 1983 wurde er in den Bundestag gewählt. Nach einem Parteiwechsel stiess er 1990 für die SPD erneut in den Bundestag vor. Von 1998 bis 2005 war er Innenminister unter Kanzler Schröder. Seit seinem Ausscheiden aus der Regierung ist Schily wieder als Anwalt tätig; ausserdem betreut er Investitionsprojekte; unter anderem im Energiebereich. Er gehört zu den intelligentesten und faszinierendsten Gesprächspartnern zu Fragen der deutschen Politik.

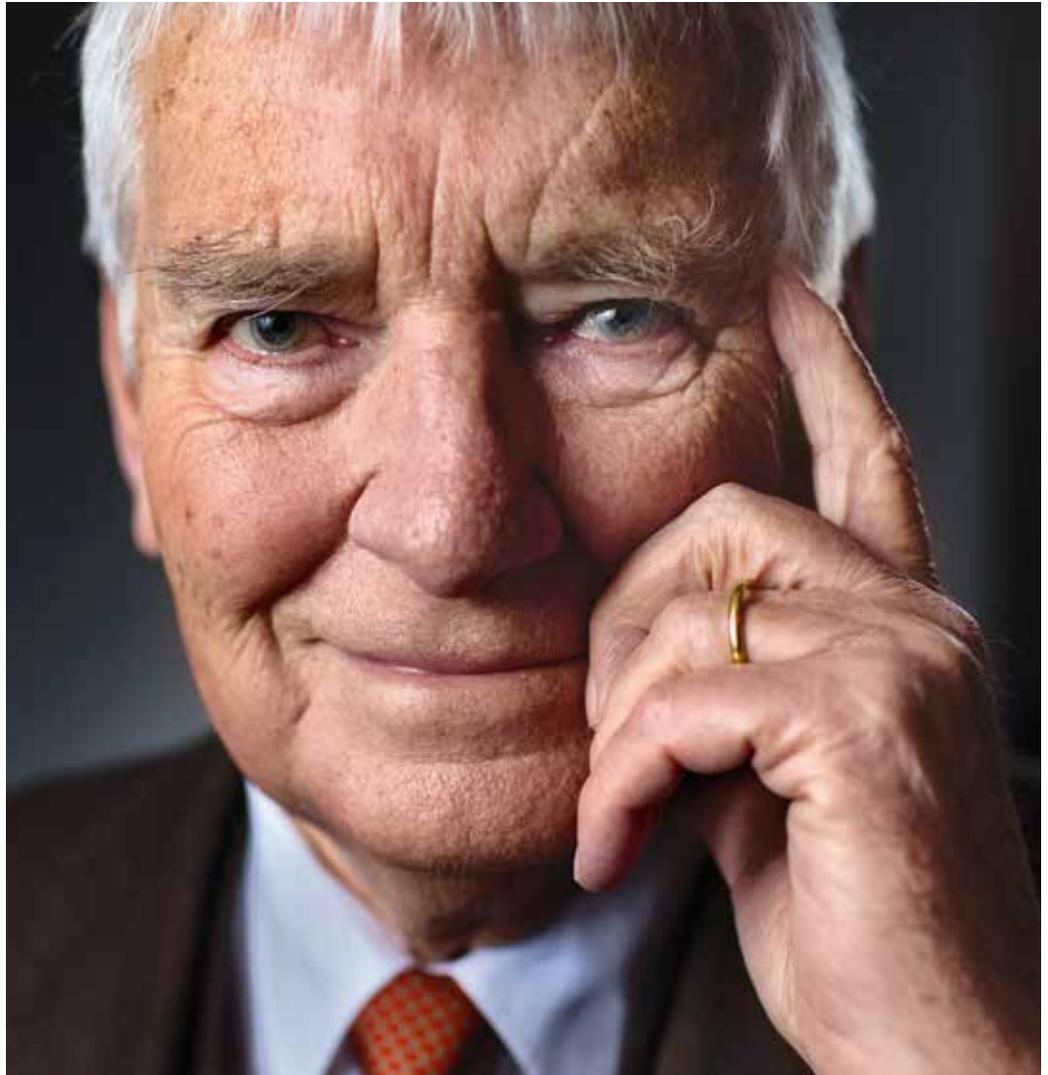
Herr Schily: «Wir schaffen das»: Was halten Sie von diesem Bekenntnis?

Dieser Satz, den Frau Merkel bekanntlich nicht mehr wiederholen will, ist ambivalent. Er sollte die Menschen ermutigen, zugleich war er aber eine Art gefährlicher Selbsthypnose, mit der die gewaltigen Probleme, die der Zustrom von einer Million Migranten unweigerlich mit sich bringt, ausgeblendet wurden.

Was ist in Kanzlerin Merkel vorgegangen, als sie diese Ansage machte?

Frau Merkel orientiert sich sehr stark an der Gefühlslage im Land. Im Jahr 2015 gab es in der Bevölkerung eine Stimmung, dass man notleidenden Menschen aus Syrien helfen müsse. Frau Merkel übernahm das. Die Kanzlerin betreibt keine strategische, sondern eine sehr situative Politik. So gesehen, war das kein Bruch.

Was war eigentlich so schlimm daran, dass Merkel gleichsam die Pforten öffnete?



«Wir müssen unseren Toleranzbegriff durchsetzen»: Politiker Schily, 84.

Wir leben in Deutschland nicht in einer Monarchie, nicht die Kanzlerin entscheidet, wer in Deutschland einreisen darf. Wir haben Gesetze, an die sich auch eine Kanzlerin zu halten hat. Wer das ändern will, muss die Gesetze ändern und das Parlament bemühen. Es ist seltsam, dass Frau Merkel für eine angebliche Entscheidung gefeiert wird, die sie gar nicht treffen kann. Kanzlerin Merkel allerdings beteuert, sie hätte gar nicht anders handeln können, faktisch bestreitet sie, überhaupt entschieden zu haben.

Sie habe die Grenze nicht mehr schützen können.

Richtig, Frau Merkel äussert sich in diesem Zusammenhang sehr nebelhaft und widersprüchlich. Die Behauptung allerdings, Deutschland könne seine Grenzen nicht schützen, ist kompletter Unsinn. Selbstver-

ständiglich können wir unsere Grenzen schützen. Man kann sie vielleicht nicht zu hundert Prozent schützen, aber weitgehend.

Das bestätigt Ihnen auch die Bundespolizei. **Nun kamen die Migranten ja an offiziellen Grenzübergängen ins Land, zum Teil wurden sie mit Bussen geradezu offiziell herübergeführt.**

Die Balkanroute war perfekt organisiert mit Deutschland als Endstation. Frau Merkel brachte mit ihrer Politik die Grenzpolizei in Konflikt mit den deutschen Gesetzen. Es darf nämlich niemand, der nicht aus dem EU-Raum stammt, einfach so die Grenzen überschreiten.

Aber irgendwie scheint sich der Zorn darüber etwas gelegt zu haben.

Das ist nicht das Verdienst von Frau Merkel. Mazedonien rettete die Kanzlerin, indem es

die Balkanroute dichtmachten. Sonst wäre die nächste Million gekommen, und dann wäre hier der Teufel los gewesen; vielleicht hätte dies dann auch das politische Ende der Kanzlerin bedeutet.

Hat das deutsche Asylrecht eine Zukunft?

Es gibt jedenfalls dringenden Reformbedarf. Das Asylverfahren ist leider zu einem Einwanderungsverfahren degeneriert. Wer das Wort Asyl einigermaßen deutlich aussprechen kann, erhält in Deutschland einen Aufenthaltsstatus, eine beachtliche finanzielle Ausstattung und nach einer gewissen Wartezeit sogar einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz. Der Verwaltungsaufwand und die Inanspruchnahme der Verwaltungsgerichte zur Prüfung von Hunderttausenden Asylgesuchen sind gigantisch. Infolgedessen dauert es Jahre, bis die Verfahren abgeschlossen sind. Damit verfestigt sich der Aufenthaltsstatus. Bei Ablehnung von Asylgesuchen gelingt es nur in einem sehr begrenzten Ausmass, die Asylbewerber wieder in ihr Heimatland abzuschicken. Diese Rahmenbedingungen sind ein enormer «Pull-Faktor» für Migration. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass zwei Drittel aller Anträge auf Asylgewährung, die in Europa gestellt werden, auf Deutschland entfallen.

Was muss sich ändern?

Der Fehler liegt in der Verrechtlichung des Asyls. Wir sollten auch in Zukunft grosszügig Asyl und Flüchtlingsschutz gewähren, aber aufgrund eigener Entscheidung und Initiative und nicht aufgrund eines einklagbaren Anspruchs. Wir sollten und können uns zutrauen, ohne starre Regeln und ohne gerichtliche Prozeduren zu erkennen und zu entscheiden, wen wir als Hilfesuchende bei uns aufnehmen wollen und wen nicht.

Ist das nicht ein Widerspruch zur Genfer Flüchtlingskonvention?

Nein. Die Konvention gewährt nur ein Recht im Asyl, nicht auf Asyl. Diesen Unterschied übersehen manche.

Was heisst das?

Jemand, dem der Genfer Flüchtlingschutz zusteht, hat kein Einreiserecht. Befindet er sich aber bereits in Deutschland, dann darf er unter bestimmten Voraussetzungen nicht in sein Heimatland zurückgeführt werden. Ausschlaggebend aber bleibt: Wir entscheiden darüber, wer ins Land darf, nicht die Schleusergruppen.

Wie sollte man das Asylwesen organisieren?

Wir müssen die Aufnahme von Flüchtlingen aus humanitären Gründen aktiv gestalten. Wir müssen auf die Probleme zugehen und nicht erst abwarten, bis sie bei uns ankommen: Das ist Fluchtursachenbekämpfung. Das heisst aber auch, die Unterbringung von Bürgerkriegsflüchtlingen möglichst nahe dem Heimatland zu finanzieren und zu organisieren. Schliess-

lich sollten wir in solchen Aufnahmeeinrichtungen Aussenstellen der EU schaffen, in denen in Zusammenarbeit mit den Ausländerbehörden der jeweiligen Mitgliedsländer entschieden werden kann, ob und in welcher Zahl Migranten aus humanitären oder aus wirtschaftlichen Gründen die Einreise nach Europa auf legalem Wege erlaubt wird. Ich verkenne dabei nicht, dass unter den gegenwärtigen Bedingungen die Schaffung solcher Aufnahmeeinrichtungen in Nordafrika gewiss nicht einfach ist. Vorschläge in diese Richtung habe ich bereits zu meiner Zeit als Innenminister gemacht und mir damit heftige Kritik zugezogen. Inzwischen werden diese Vorschläge von vielen Seiten wieder aufgegriffen.

Wie sehen Sie Merkels Zusammenarbeit mit dem türkischen Präsidenten Erdogan?

Das Türkei-Abkommen ist im Prinzip richtig, es wurde leider nur viel zu spät und unter ungünstigen Bedingungen ausgehandelt.

Wo liegen die Nachteile des Abkommens?

Es gibt einige Schwierigkeiten in der praktischen Handhabung, wenn etwa die türkischen Behörden den gutausgebildeten syrischen Arzt nicht nach Deutschland ausreisen lassen, uns aber Kranke überstellen. Damit Sie

«Die Behauptung, Deutschland könne seine Grenzen nicht schützen, ist kompletter Unsinn.»

mich nicht missverstehen, ich halte es für durchaus geboten, aus humanitären Gründen auch Schwerkranke in Deutschland aufzunehmen, aber man sollte uns nicht verwehren, bei der Aufnahme von Migranten unsere eigenen Interessen zur Geltung zu bringen.

Wie viel Zuwanderung verträgt es eigentlich? Vor allem, wenn sie aus ganz anderen kulturellen Sphären kommt? Wie orientiert man sich da als Politiker?

Diese Frage lässt sich nicht abstrakt beantworten. Historisch gesehen, war Zuwanderung für Deutschland in der Regel von Vorteil, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in kultureller Hinsicht. Dafür gibt es viele Beispiele, von den Hugenotten über die polnische Einwanderung in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zur italienischen und türkischen Einwanderung in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Aber Zuwanderung bedarf der Steuerung.

Und die ganz fremden Kulturen?

Im Jahr 2016 sind rund 300 000 Asylsuchende nach Deutschland eingereist, was ja kurioserweise nach der Million des Jahres 2015 bereits als grosser Erfolg gefeiert wird. Diese Migranten sind grösstenteils junge Männer zwischen zwanzig und dreissig mit einem ganz anderen, zum Teil problematischen Weltbild. Die sich daraus ergebenden Spannun-

gen muss man nüchtern diskutieren, ohne in Ausländerfeindlichkeit zu verfallen.

Wie viel Zuwanderung aus dem Nahen Osten kann Deutschland verkraften?

Ich wiederhole, das kann man nicht abstrakt definieren. Ungesteuerte Zuwanderung jedenfalls können wir nicht verkraften. Wir wissen zum Teil gar nicht, wer zu uns kommt. Die Sicherheitslage hat sich bedrohlich verschärft. Wie viele IS-Leute sind bei uns? Wir wissen zu wenig darüber.

Sind Kopftuchverbote sinnvoll?

Von öffentlichen Kleiderordnungen halte ich nichts. Aber ich möchte nicht von einer RichterIn mit Kopftuch beurteilt werden. Kleiderordnungen in der behördlichen Sphäre sind richtig.

Was ist der Islam? Ist das eine Religion oder eine Ideologie?

Eine allgemein verbindliche Definition des Islam gibt es nach dem eigenen Verständnis der Muslime nicht. Vielleicht wird das Thema Islam derzeit etwas sehr hoch gehängt in der öffentlichen Diskussion. Wir müssen damit umgehen. Unsere Verfassung garantiert die Religionsfreiheit. Aber die öffentliche Ordnung, die auf unseren Verfassungsgrundsätzen beruht, darf nicht unter Berufung auf vermeintlich höherrangige religiöse Gebote zurückgedrängt werden, etwa durch die Scharia. Das geht nicht.

Ist die Scharia auf dem Vormarsch?

Es gibt die gefährliche Entwicklung einer Nebenjustiz. Bei Familienfehden unter Muslimen gibt es bereits Imame oder Personen, die dies regeln. Das ist eine Paralleljustiz, die wir nicht dulden können. Man darf unsere Rechtsordnung nicht relativieren.

Was ist gegen Hassprediger zu tun?

Diese Hassprediger sind Durchlauferhitzer für Terroristen. Wenn man beobachtet, dass ein Hassprediger über längere Zeit in einer Moschee hetzt, dann reicht es nicht, diesen Prediger ausser Landes zu bringen. Dann muss die Moschee geschlossen werden. Mehr Härte ist erforderlich.

Man wird sagen, Sie seien gegen die Religionsfreiheit.

Ich bin für die Freiheit der Religion, aber ich bin dagegen, dass angeblich im Namen einer Religion zur Gewalt gegen Andersgläubige aufgerufen wird. Das ist für mich ein Missbrauch der Religion.

Haben wir einen falschen Toleranzbegriff?

Ja, dieser Eindruck kann entstehen. Toleranz heisst, dass ich einem Andersgläubigen nicht den Kopf einschlage, nur weil er an etwas anderes glaubt. Das heisst aber nicht, dass ich die geistige Auseinandersetzung mit ihm aufgebe. Ich muss das, was er für eine unumstössliche Wahrheit hält, nicht anerkennen.

Man soll also sagen dürfen, dass man bestimmte Koranstellen für Mumpitz hält. Das sehen die Muslime anders. >>>

Ja, für viele Muslime ist das bereits eine Lästerung, eine tiefe Beleidigung. Wir müssen nun aber unseren Toleranzbegriff auch gegenüber diesen Menschen durchsetzen. Wer bei uns lebt, muss akzeptieren, dass das, was er für die absolute Wahrheit hält, kritisiert und abgelehnt werden kann. Das ist das Erbe der Aufklärung. Wir dürfen es auf keinen Fall preisgeben. Erst die Aufklärung trennt uns im Westen ja auch von unseren eigenen schrecklichen religiösen Verirrungen, die es im Christentum genauso gab. Es braucht heute die geistige Auseinandersetzung mit dem Islam, der eine sehr offensive Religion ist.

Wo liegt für uns, abgesehen von Terrorakten, die Gefahr?

Dort, wo der Islam in der Mehrheit ist, ist die Freiheit bedroht, um es zurückhaltend auszudrücken. Ich kenne keine Gesellschaft mit muslimischer Mehrheit, in der die Freiheitsrechte so gewährleistet sind, wie ich mir das vorstelle.

Viele Leute ziehen daraus die Schlussfolgerung: «Wir trauen den Muslimen nicht. Sobald sie die Mehrheit haben, schlägt es um. Man sollte sie daher nicht mehr ins Land lassen.» Was sagen Sie dazu?

Wir dürfen nicht pauschalisieren. Es gibt vernünftige, loyale Muslime. Neunzig Prozent der bei uns lebenden Muslime sind rechtschaffene Menschen, mit denen man gut zusammenleben kann. In einer freiheitlichen, weltoffenen Gesellschaft wird sich auch in den Einstellungen der Muslime ein Wandel vollziehen.

Gehen wir zurück zu Merkel: Wie sieht ihre Bilanz aus?

Sie hat sich ganz wacker gehalten. Sie führt die Bundesregierung seit elf Jahren. Das ist eine bemerkenswerte Leistung auch vor dem Hintergrund ihres Lebenswegs. Aber ihr sedierender Politikstil hat sich überholt, Deutschland braucht eine neue, dynamische Führung.

Ohne Merkels Flüchtlingspolitik gäbe es keine AfD. Ist das gut oder schlecht, dass es jetzt eine rechte Alternative gibt?

Schlecht. Die AfD hat starke Züge ins Rechtsradikale. Es ist eine gefährliche Partei.

Was ist gefährlich?

Die starke nationalistische Orientierung. Ausserdem gibt es einen braunen Bodensatz mit jüdenfeindlichem Vokabular. Die AfD erhält offenbar Zuzug aus der neonationalsozialistischen NPD.

Aber nicht alle AfD-Wähler sind rechtsradikal. Gewiss nicht. Der Aufstieg der AfD begann vor allem in ländlichen Gebieten. Dort, wo es ein aufgeklärtes Bürgertum gibt, hat es die AfD schwer. Die AfD-Wähler im Osten, die unter der kommunistischen Herrschaft gelebt haben, sind vielleicht der irrigen Meinung, dass ihnen die Gewinne der

Wiedervereinigung durch die Migranten wieder weggenommen werden.

Warum gibt es den Aufstieg der «Populisten» überall in den westlichen Demokratien? Sind das die neuen Achtundsechziger, die gegen das Establishment kämpfen?

Ich bitte Sie. Die Achtundsechziger waren alles andere als Nationalisten.

Aber sie waren gegen das verknöcherte Establishment.

Sie müssen bei der Substanz bleiben, nicht bei der Oberfläche. Die Achtundsechziger entstanden aus der Kritik an der mangelnden Aufarbeitung des Nationalsozialismus und der Fortsetzung des Kolonialkrieges in Vietnam durch die USA.

Trump kritisiert die US-amerikanischen Kriege im Nahen Osten.

Sie können doch Trump um Himmels willen nicht mit den Achtundsechzigern vergleichen!

Wie deuten Sie diesen Populistenaufstieg?

Das Gefährlichste in der Politik ist mangelndes Unterscheidungsvermögen. Man darf nicht Dinge zusammenrühren, die nicht zusammengehören. Trump verdankt seinen Erfolg nationalistischen und rassistischen Parolen, die vor allem bei der Arbeiterschaft in den Industrieruinen Amerikas Anklang gefunden haben. Le Pens Front national ist eine nationalistische, vielleicht sogar nationalsozialistische Bewegung in Frankreich. Wir haben

«Sie können doch Trump um Himmels willen nicht mit den Achtundsechzigern vergleichen!»

das Glück, dass sich solche Entwicklungen bei uns noch in sehr engen Grenzen halten.

Wofür steht die AfD?

Die AfD wurde von einem Personenkreis – zum Teil ehemalige CDU-Mitglieder – mit eher konservativ-bürgerlicher Orientierung und einem ausgeprägten EU-kritischen Profil gegründet. Dazu gehörten Bernd Lucke und Hans-Olaf Henkel. Sie sind inzwischen alle weg. Jetzt haben die Nationalisten das Regiment übernommen, die erklärtermaßen die Kooperation mit anderen rechts-extremistischen nationalistischen Parteien in Europa suchen; das ist gefährlich.

Die Linken sind international in der Krise. Was ist hier das Problem?

Es gab im linken Spektrum in den vergangenen Jahren Zerfallserscheinungen, sei es in Grossbritannien, Spanien, Frankreich oder Italien. Darunter hat in Deutschland auch die SPD als Mitte-links-Volkspartei schwer gelitten. 2005 hätten wir die Bundestagswahl gewonnen, wenn Oskar Lafontaine mit seiner Linksabspaltung nicht einen zerstörerischen Feldzug gegen die Reformpolitik von Gerhard Schröder in Szene gesetzt hätte. Seine Rachepolitik kostete uns die entscheidenden

0,3 Prozent, die für einen Wahlsieg gereicht hätten. Frau Merkel hat also ihren Wahlsieg Oskar Lafontaine zu verdanken. Auf diese Weise konnte sie die Früchte der Reformpolitik Gerhard Schröders ernten, die die Grundlage für Deutschlands wirtschaftlichen Wiederaufstieg war.

Wie ist Zerfallerscheinungen zu begegnen?

Jedenfalls nicht durch einen Rückgriff auf altmarxistische staatswirtschaftliche Politikmodelle. Die SPD war immer eine Industriepartei und muss daher stets auf eine Weiterentwicklung der sozialen Marktwirtschaft bedacht sein, die den Industriestandort stärkt, nicht zuletzt auch durch Modernisierung der Strukturen und Konzepte: Wie können wir vernünftige Rahmenbedingungen schaffen, damit wir uns im globalen Wettbewerb behaupten können?

Wie muss ein sozial ausgewogenes Steuer- und Abgabensystem aussehen?

Das sollten die bestimmenden Themen sein. Dazu gehört vor allem auch die Förderung der Eigentumbildung. Das ist die beste Alterssicherung, die es gibt.

Sie standen mit Schröder für eine Reform-Sozialdemokratie. Heute geben linke Fundis den Ton an, Corbyn in Grossbritannien, Sanders in den USA. Ist das die Zukunft?

Kaum – obwohl nicht alles falsch ist, was Sanders sagt. Die linken Utopisten leben nach dem Grundsatz: «Wenn sich Wirklichkeit und Philosophie widersprechen, umso schlimmer für die Wirklichkeit.» Das ist ein Rezept für die Bedeutungslosigkeit. Sozialdemokratische Parteien sind dann ein Erfolgsmodell, wenn sie sich immer wieder als die verlässlichste demokratische Kraft erweisen und wenn sie soziales und ökologisches Verantwortungsbewusstsein mit moderner Wirtschaftspolitik verbinden.

Ein Grund für den Niedergang der Linken und den Aufstieg der Rechten ist die nicht funktionierende, als undemokratisch empfundene EU. Ist diese Union am Ende?

Ach was. Die EU ist ein ständiger Reformprozess. Manche Dinge sind freilich nicht so, wie sie sein sollten.

Es gibt keine Krise?

Die EU ist nicht in so schlechter Verfassung, wie es häufig dargestellt wird. Gerade im Blick auf bedrohliche Entwicklungen in anderen Weltregionen müssen wir unsere Anstrengungen erhöhen, die Zusammenarbeit in Europa zu intensivieren und Schwächen, die es zweifellos gibt, zu beheben.

Aber der Brexit war ein Grabenbruch.

Der Brexit war eine grosse Torheit, die klügeren Briten waren fürs Bleiben. Unbestreitbar war der Brexit ein Rückschlag. Ich sehe aber nicht, dass die EU auseinanderbricht.

Machen Sie sich gar keine Sorgen?

Die EU ging aus allen Krisen bisher gestärkt hervor. ○

Mehdi und seine Medien

Er war der Vorzeige-Muslim des Pariser Literaturbetriebs und die Ikone der geglü ckten Integration: Mehdi Meklat. Nun rief er auf Twitter anonym zu Mord und Judenhass auf.



Sympathie für Terroristen: Autor Meklat.

Marine Le Pen wollte er «nach muslimischem Ritual abschlachten». Während der Verleihung der Césars, der französischen Filmpreise, rief Mehdi Meklat nach «Hitler, um die Juden zu töten». Die Journalisten und Zeichner von *Charlie Hebdo* beschimpfte er als «Hunde», den von den Terroristen ermordeten Zeichner Charb hätte er am liebsten auch noch «mit einem Stellmesser gepfählt». Während Jahren verbreitete Meklat über das Twitter-Konto «Marcelin Deschamps» Tausende von Hassbotschaften und Mordaufrufen. Seiner Sympathie für die Terroristen liess er freien Lauf. Er hatte 11 000 Follower.

Verharmlosung von Morddrohungen

Der Journalist Mehdi Meklat, gerade 24 Jahre alt, war der gehätschelte Star des französischen Literatur- und Medienbetriebs: der Vorzeige-Muslim aus der Pariser Banlieue, das einsame Musterbeispiel einer geglü ckten Integration. Entdeckt wurde er als Reporter des «Bondy Blog». Schnell bekam er eine regelmässige Rubrik im staatlichen Radio. Es folgten Auftritte in allen Talkshows, Sendungen bei Canal Plus und Arte.

Anfang Februar präsentierte er im Fernsehen seinen zweiten Roman. Noch während der Sendung kamen die ersten Tweets in Umlauf. Der Moderator bedauerte im Nachhinein,

ihn eingeladen zu haben. Die frühere Justizministerin Christiane Taubira, die mit ihm auf dem Cover des Magazins *Les Inrockuptibles* posierte, und der «Bondy Blog» haben sich empört und angewidert von ihm distanziert.

Doch längst nicht alle seine Freunde und Förderer lassen ihn fallen. Ihnen war offenbar bewusst, was er im Internet so alles verbreitete. *Le Monde* hatte das Twitter-Konto vor einem Jahr erwähnt. Meklat twitterte unter dem Pseudonym «Marcelin Deschamps», das nun als Hinweis auf Marcel Duchamp gedeutet wird: Surrealismus! Der linke Journalist Claude Askolovitch verharmlost die Aufrufe zu Mord und Totschlag als «blöde Witze» eines «Buben». Für die Journalistin Pascale Clarke, die Meklat bei France Inter beschäftigte, stehen sie geradezu im Dienst der Aufklärung: «Seine üble – fiktive – Figur diente lediglich der Denunziation» – gemeint ist: derjenigen unerträglicher Zustände. «Am Mikrofon», schwärmt sie, «war er nur Poesie, Intelligenz und Menschlichkeit.»

«Mediales Antlitz der Barbarei»

Auch *Libération* und *Médiapart* wollen das «Delirium» dieser Tweets nicht zum Nennwert nehmen. Sie kritisieren vielmehr eine «digitale Allianz» der Rechtsextremisten, die den Skandal instrumentalisieren, «um das zu zerstören, wofür Meklat steht». Dieser hat inzwischen fluchtartig das Land verlassen: «Ich bin eine Zielscheibe der Fascho-Sphäre, die mein Leben bedroht.»

Das Unbehagen ist gewaltig. *Le Monde* befasst sich mit der Blindheit der Medien und ihrer Mitverantwortung beim Hochspielen des Phänomens Meklat. Und stellt die ketzerische Frage: Was wäre geschehen, wenn ein Kultautor der Islamkritik – man denkt an Michel Houellebecq – gefordert hätte, man solle «alle Araber ins Meer treiben» – tausendfach, jahrelang?

Der als «Hurensohn» vorgeführte Alain Finkielkraut äusserte sein Entsetzen über «den Hass der Antirassisten». Der Philosoph Pascal Bruckner spricht von der «Titanic der Salonlinken». Meklat muss mit einer Verurteilung wegen Rassismus, Antisemitismus und Verherrlichung des Terrorismus rechnen. Das literarische Talent, das ihm der *Figaro* bescheinigt, ist kein Freispruch. Die Zeitung widmet der Affäre einen Leitartikel über «das mediale Antlitz der Barbarei». Ihr Befund: Mehdi und seine Medien zeigen uns «die Kehrseite der multikulturellen Utopie». *Jürg Altwegg*

Wahlkampf

Rechte Panik

Macron distanziert Fillon, der sich im «Bürgerkrieg» wähnt.



Emmanuel Macron.

Kommt in Frankreich, dessen Politik seit zwei Jahrhunderten vom Kampf zwischen Revolution und Reaktion geprägt ist, im Mai die Mitte an die Macht? Anfang Woche hat sich im irrsten Wahlkampf seiner

Geschichte die neue Rangordnung für den ersten Wahlgang verfestigt: Marine Le Pen 27 Prozent – stabil. Emmanuel Macron 25 Prozent – Tendenz steigend. François Fillon käme mit 20 Prozent nicht in die Stichwahl. Sie würde Macron gewinnen.

Kein Plan B

Damit erreicht Macron erstmals einen höheren Anteil als Benoît Hamon (Sozialist) und Jean-Luc Mélenchon (Front de gauche, Linke) zusammen. Der Zentrist François Bayrou hat zugunsten von Macron auf eine eigene Kandidatur verzichtet. Sogar gemässigte Sozialisten gewinnen dem jugendlichen Wunderkind etwas ab – nicht einmal eine Empfehlung von Präsident François Hollande ist ausgeschlossen. Für Macron missionieren Daniel Cohn-Bendit und grüne Realos.

In die Mitte drängt es auch die treuesten Anhänger von Jacques Chirac, in dessen Stammland – der Corrèze – Macron am Sonntag wilderte. Chiracs letzter Premierminister, Dominique de Villepin, äussert sich wohlwollend über den 39 Jahre alten Favoriten.

Bei den Republikanern macht sich derweil Nervosität, ja Panik breit. Jedes Meeting von Fillon wird gestört. Einen Plan B – ohne ihn – gibt es für die Rechte nicht mehr. Fillon bezichtigt die Regierung, zur Verhinderung seiner Wahl einen «Quasi-Bürgerkrieg» zu führen. Der gefallene Favorit setzt darauf, dass die Wahl in den letzten drei Wochen entschieden wird – im Fernsehen. Mit Meinungsumfragen kennt er sich aus: Schon bei der Vorwahl hatten sie seine Niederlage prophezeit.

Jürg Altwegg



«And the winner is not...»: Emma Stone (3. v.l.) nach der falschen Siegerverkündung.



Ikone der Woche

Elegante Gratulantin

Von Beatrice Schlag

Wenige in Europa sind Filmfans genug, sich die Oscars anzusehen, die jeweils zwischen zwei und sechs Uhr morgens unserer Zeit stattfinden. Letzte Woche verpassten sie zum ersten Mal seit Jahren etwas: eine richtig vergnügte Preisverleihung statt langfädiger Selbstbeweihräucherung. Die erwarteten Trump-Proteste waren selten und mässig erbost. Hollywood, Hochburg linksliberaler Gesinnung, war klüger als die Trump-feindlichen Medien im Land. Schaum vor dem Mund sieht im Fernsehen einfach nicht gut aus. Und schon gar nicht, aber das wusste vorher keiner, wenn man die Krönung des Abends so gründlich verhaut.

«I fucking love <Moonlight>»

Emma Stone, als Hauptdarstellerin in «La La Land» mit dem zweitletzten Oscar des Abends ausgezeichnet, hatte in ihrer Dankesrede Freunden, Familie und Kollegen versprochen, sie «wie ein Teufel zu umarmen, sobald die Gefühle wieder in meinen Körper zurückkehren». Kürzer ist die Überwältigung, die einen überfällt, wenn man für einen Academy Award auf die Bühne gerufen wird, kaum in Worte zu fassen. Wer Casey Affleck hatte herumstammeln hören, nachdem ihm kurz vor Stone der Oscar überreicht wurde, bekam eine Ahnung davon. «Mann, ich wünsche, ich hätte Grösseres und Bedeutungsvolleres zu sagen», stotterte nach ein paar unbeholfenen Dankesworten Bens jüngerer Bruder, der als einer der coolsten und von Glamour unbeeindruckbarsten Schauspieler Hollywoods gilt.

Dagegen wirkte Emma Stone geradezu gelassen. Nach ihrem Abgang betraten Faye Dunaway und Warren Beatty, als «Bonnie and Clyde» unvergesslich, die Bühne, um die begehrteste Auszeichnung des Abend zu verkünden: den Oscar für den besten Film. Beatty starrte unfassbar lange schweigend auf das Blatt, ehe er es an Dunaway weiterreichte. «La La Land» rief Dunaway. Dann war das Schlamassel da. Die La-La-Crew stürmte die Bühne, die ersten Dankesworte waren gefallen, als Produzent Jordan Horowitz plötzlich ins Mikrophon sagte: «Sorry, guys, das ist ein Fehler. <Moonlight> gewann als bester Film. Das ist kein Witz.»

Über das darauffolgende Gemenge auf der Bühne wurde in jeder News-Sendung der Welt gewitzelt. Emma Stone sagte Minuten später hinter der Bühne: «I fucking love <Moonlight>. Natürlich hätten wir auch gern gewonnen. Aber für mich ist <Moonlight> einer der besten Filme aller Zeiten. Ich gratuliere.»



Die Bibel

Frau und Mann

Von Peter Ruch

Und Gott schuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie (Genesis 1,27). Schon im ersten Schöpfungsbericht kommen die beiden Geschlechter vor und im zweiten noch prominenter. Ist die Gott-Ebenbildlichkeit so eng mit Mann und Frau verknüpft, so ist offenbar auch Gott in sich selbst nicht einsam. Jeder Mensch ist anders als die andern, aber nur Mann und Frau unterscheiden sich strukturell und funktional. Diese Unterscheidung hat grundlegende biologische Funktionen und macht den Menschen zum Gemeinschaftswesen. Die Sippe beziehungsweise Familie enthält das höchste Potenzial an Solidarität und Zukunftschancen für die Kinder. Auch wer allein lebt, begegnet der Welt als Mann oder Frau. Unzählige Hymnen besingen himmlische Liebeserfahrungen. «Mann und Weib, und Weib und Mann / Reichen an die Gottheit an», hören wir in Mozarts Zauberflöte. Die Gleichsetzung mit Gott wäre ein Missverständnis, denn Mann und Frau mitsamt ihren beglückendsten Erlebnissen gehören zur Schöpfung und sind völlig irdisch. Die Geschlechtlichkeit ist – wie die Sprache und die Kultur – ein Ausdruck menschlicher Begrenzung.

Es gibt Menschen, die mit ihrem Geschlecht nicht leicht zurecht kommen, sei es, weil sie intersexuell geboren sind, sei es aus biografischen Gründen. Ihr Abweichen von der Norm darf kein Grund sein, sie zu diskriminieren. Ebenso wenig soll es jedoch dazu verleiten, die Geschlechtlichkeit rundweg zur Disposition zu stellen. Die Gender-Theorie behauptet, die Gebärfähigkeit sei der einzige Unterschied zwischen Mann und Frau und alles andere sei künstlich aufgesetzt. Inzwischen ist das Gender-Mainstreaming in der Uno als Leitprinzip verankert und auf EU-Ebene als rechtlich verbindlicher Auftrag festgeschrieben. Als ob jeder Mensch sein Geschlecht wählen könnte. Der alte Machbarkeitswahn findet immer wieder seine Spielwiesen, hier dank moderner Medizintechnik. Die Weisheit und Wahrheit der Bibel kann vor solchen tragischen Irrwegen bewahren.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Literatur

Aufstand der Waschlappen

Die Männer in den neuen Büchern der Schweizer Autoren sind jämmerliche Gestalten, vom Leben und von den Frauen überfordert. Ob bei Lukas Bärfuss, Jonas Lüscher oder Peter Stamm: Der Mann ab vierzig hat ein Problem – und ist eines. Von Rico Bandle

Man stelle sich einen erfolgreichen Geschäftsmann vor, der kurz vor einem lukrativen Deal steht. Plötzlich erblickt er eine wildfremde Frau, folgt ihr, stunden-, ja tagelang, verliert komplett die Kontrolle über sich, läuft direkt ins Verderben.

Das ist, kurz zusammengefasst, die Handlung von Lukas Bärfuss' neuem Roman «Hagard», der in diesen Tagen veröffentlicht worden ist. Philip, die Hauptfigur, gibt eine jämmerliche Gestalt ab. Er kommt in einen Rausch, verwarlost innert kürzester Zeit, klaubt Essen aus einem öffentlichen Abfallkübel, wird zum Dieb – und das alles für eine Frau, die er nur von hinten sieht, die er nicht anzusprechen wagt, geschweige denn zu berühren. Philip gerät in einen kafkaesken Gefühlsstrudel, in ein auswegloses Labyrinth.

Der überforderte Mann, der ausbricht aus seinem bisherigen Leben, das beschäftigt nicht nur Lukas Bärfuss, sondern eine ganze Reihe von Schweizer Literaten. Jonas Lüscher, Peter Stamm und in gewisser Weise auch Lukas Hartmann haben ähnlich bemitleidenswerte Kreaturen ins Zentrum ihrer letzten Bücher gestellt – alles Autoren, die vierzig Jahre alt sind oder darüber und den Mann von heute als ein von der Emanzipation überfordertes, hilfloses Geschöpf beschreiben.

Das Motiv des Mannes, der aus dem heimischen Gefängnis flieht, ist nicht neu: Odysseus verliess die Familie, um in den Krieg zu ziehen, Niklaus von Flüe, um als Einsiedler zu

Gott zu finden, Max Frisch, um sich in Amerika mit einer jungen Verlagsassistentin zu vergnügen (dessen daheimgebliebene Familie konnte dann in «Montauk» von seinen Eskapaden lesen). Früher zogen die Männer los, um Abenteuer zu erleben, für das Land zu kämpfen oder um sich etwas Höherem zu widmen. Anders die heutigen Männer: Sie flüchten ziellos, zaudernd, geknickt.

Die ehrlichste Flucht beschreibt Jonas Lüscher in seinem vieldiskutierten neuen Roman «Kraft». Ehrlich deshalb, weil sie mit der Frau abgesprochen ist. Der Rhetorikprofessor Richard Kraft reist nach Kalifornien an die Stanford-Universität, um an einem Essay-Wettbewerb teilzunehmen, bei dem es eine Million Dollar zu gewinnen gibt. Er braucht das Geld, um sich von der Familie freikaufen zu können. «Ich werde Heike verlassen, das wird ihr nicht das Herz brechen, und ich werde sie zuschissen mit meinem Geld, alle drei, Heike und die Mädchen.» Als Essay-Thema vorgegeben ist, eine optimistische Zukunftsvision zu formulieren. Natürlich scheitert Kraft.

Gescheiterter Befreiungsschlag

Die Grundidee der Geschichte mit dem Professor aus der Alten Welt, der ins Silicon Valley reist und feststellen muss, dass er den Anschluss längst verpasst hat, ist äusserst reizvoll. Doch Lüscher überfrachtet den Roman inhaltlich und sprachlich. An der Germanistenkrankheit leidend – «Nur was kompliziert ist, ist auch gut» –, bildet er unlesbare Endlossätze, vor allem aber will er gleich die ganze Welt erklären.

Lüscher, der sich als Schriftsteller ähnlich wie Bärfuss gerne mit linken Positionen in den öffentlichen Diskurs einbringt, macht aus Kraft einen neoliberalen Thatcher-Bewunderer. Eine Position, die man aus seiner Sicht offenbar nicht aus Überzeugung wählen kann: Kraft hat sich nur deshalb dem Wirtschaftsliberalismus zugewandt, um sich abzugrenzen vom Mainstream an der Universität. Und doch ist Kraft in seiner Art konventionell: ein Mann ohne Orientierung, ohne Stolz, dem der erhoffte Befreiungsschlag kläglich misslingt. Kraft ist überfordert, sowohl intellektuell als auch charakterlich, so dass am Ende bloss noch die Selbsttötung als Ausweg bleibt.

Was ist in diese Schriftstellergeneration gefahren, die die Zügel in der Hand hält und ein

Literatur-Spezial

- 54 **Aufstand der Waschlappen**
Das Männerbild der Schweizer Autoren
- 57 **Schweizer Klassiker «Die Alpen»**
von Albrecht von Haller
- 57 **Knorrs Krimis**
Paul Mendelson; Joe Ide
- 58 **Hollywood «Backdrop Switzerland»**
von Cornelius Schregle
- 59 **Busers Glück**
«Ich war eine Bank. Und Schlimmeres»
- 60 **Im Bann der Macht**
«Der Lärm der Zeit» von Julian Barnes
- 61 **Der Autor und die Nazis**
Biografie über Hans Fallada
- 62 **Abgeschnitten im Paradies**
Erkundung über Stefan Zweig



Keinen Ausweg gefunden: Lukas Bärfuss.



Mann ohne Orientierung: Jonas Lüscher.

Abonnement auf sämtliche zu vergebenden Literaturpreise zu haben scheint? Es ist zwar verpönt, von der Fiktion auf den Urheber zu schliessen, doch die Parallelen zwischen den Romanfiguren und der Lebenssituation der Autoren sind augenfällig. Jonas Lüscher ist ein Endlosstudent, der bis vor kurzem noch an einer gross angekündigten Dissertation gearbeitet und sie schliesslich abgebrochen hat. Bei Lukas Bärfuss soll es privat in den letzten

Was für ein Unterschied zu «Montauk», in dem Max Frisch das Wochenende mit Lynn genießt.

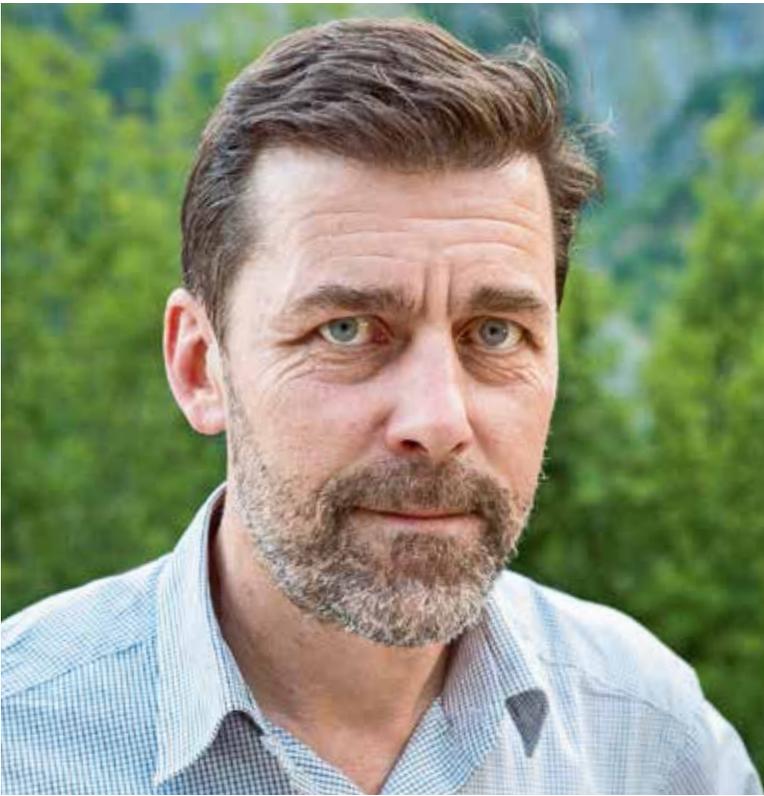
Jahren grössere Veränderungen gegeben haben. Lukas Hartmann fällt mit seinen 72 Jahren zwar etwas aus der Reihe, doch der Ehemann von Bundesrätin Simonetta Sommaruga lebt nicht mehr mit seiner berühmten Frau unter einem Dach, wie man den Medien entnehmen konnte.

Das Thema sind immer Männer, die sich nach Jahren in der Beziehung und/oder im Arbeitsprozess unzufrieden fragen: «War's das?» Um dann einen Aufstand zu wagen, um aus dem behaglichen Leben auszubrechen. Und wenn sie nicht selbst weglaufen, werden sie wie in Hartmanns «Ein passender Mieter» von der Frau verlassen, da sie den Damen zu langweilig geworden sind.

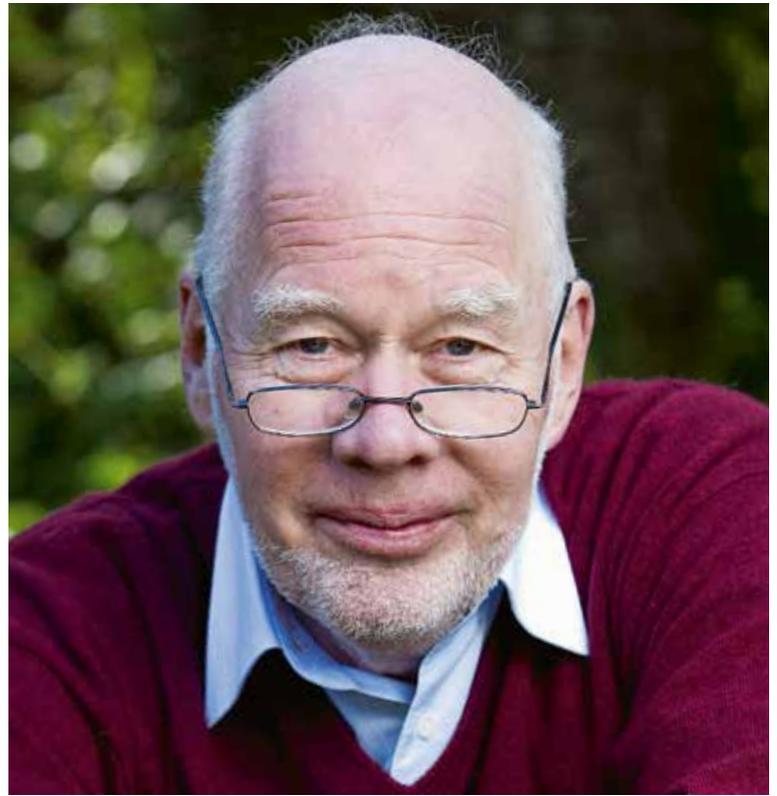
«Unterdrücke die Triebe!»

Was die Autoren beschreiben und womöglich selbst erlebt haben, ist das Schicksal einer ganzen Generation von Männern. Es handelt sich um die erste Generation, in der die Frauen mindestens ebenso gebildet sind wie sie selbst, in der Emanzipation in breiten Kreisen zum guten Ton gehört: Der Mann nimmt sich der Hausfrauenpflichten an, kümmert sich um die Kinder – wenn nicht aus Überzeugung, dann weil dies als fortschrittlich gilt. Er gibt sich sanft und einfühlsam, wie es sich gehört, um irgendwann frustriert festzustellen, dass er zum Waschlappen geworden ist, frei von jeglichem Sex-Appeal.

«Bekämpfe deine Leidenschaften! Unterdrücke die Triebe! Sie machen dich unglücklich!», heisst es bei Lukas Bärfuss. Seine Figur Philip hielt sich vor ihrem Ausbruch ganz an das progressive Männerbild: «Ich kontrollierte meine Gedanken, ertüchtigte den Körper, hielt den Haushalt in Ordnung, den Genuss in Grenzen, vermied es, meine Säfte mit fettigen Speisen und Zucker in Wallung zu bringen. Unerledigtes führte ich in Listen, trank täglich drei Liter frisches, klares Wasser, mied Fleisch, vor allem rotes, hielt mich an Fisch, führte Gespräche gewaltfrei, strebte nach Situationen, die niemand als Verlierer verliess, und führte alles in allem ein Leben in Bescheidenheit und Mässigung.» Bis zum



Die Frau ist ihm nicht böse: Peter Stamm.



«War's das?»: Lukas Hartmann.

Tag, als er die Frau erblickte, von der er sich nicht mehr lösen konnte – die er sich dann aber nicht einmal anzusprechen getraute.

Was für ein Unterschied zu «Montauk», in dem Max Frisch das Wochenende mit seiner Lynn in vollen Zügen geniesst; gerne würde er mit ihr zusammenbleiben, bloss der grosse Altersunterschied lässt ihn zweifeln und melancholisch werden. Im richtigen Leben kam er dann doch noch mit ihr zusammen.

Die Welt ist ausser Kontrolle

Der biedere, wohl situierte Mann wagt eine kleine Rebellion, macht plötzlich etwas Verbotenes. «Im Schatten einer Frau zu bleiben, sie im Verborgenen zu studieren, ihren Körper, ihre Bewegungen zu betrachten, während sie ihre Besorgungen erledigte, sich an ihrer Arglosigkeit zu ergötzen, war vielleicht reizvoll, aber es war verdorben und gehörte sich nicht», heisst es bei Bärffuss. Philip tut es trotzdem. Sein Ausbruch war ungeplant, Philip folgt einer plötzlichen Eingebung – wie in einem Wahn, als habe er die Kontrolle über sich verloren. Anders geht es nicht: Um Dinge bewusst anzupacken, etwas im Leben zu verändern, dafür fehlt dem modernen Mann die Entschlusskraft.

Die surreale Verfolgung in «Hagard» erzeugt einen berausenden Sog. Geschickt setzt Bärffuss die Handlung in die Zeit, als die ganze Welt über den Verbleib einer Boeing von Flug MH370 der Malaysia Airlines rätselte. Philip stösst immer wieder auf News-Fetzen über das mutmasslich abgestürzte Flugzeug. Dass in unserer hochtechnisierten, durch Dauerüberwachung geprägten Welt eine Maschine

mit 239 Passagieren einfach verschwinden kann, hat etwas Gespenstisches an sich. Die Welt ist ausser Kontrolle, nicht einmal mehr auf die moderne Wissenschaft ist Verlass.

Sosehr das Buch über weite Strecken fasziniert, so eigenartig konfus ist es am Ende. Als wollte der Autor mit einer Verwirrtaktik davon ablenken, dass er sich auf keinen Schluss festlegen konnte.

Das ist bei Bärffuss nicht ganz neu. Sein vorletzter Roman, «Koala», kam erst mit Verspätung in den Handel, der Autor war nicht rechtzeitig fertig geworden. In dem Buch verarbeitete er die Geschichte seines Bruders, der Selbstmord begangen hatte. Ohne Zusammenhang erzählte er im hinteren Teil des Romans die Kolonialgeschichte Australiens – als ob er nicht weitergewusst hätte und das Buch irgendwie noch hätte füllen müssen. Im neuen Roman «Hagard» wieder dasselbe. Immer wieder wurde der Veröffentlichungstermin verschoben, ein Jahr später als angekündigt verschickte der Verlag den Journalisten die elektronische Vorabversion des Buches. Drei Wochen später meldete sich der Verlag erneut: Der Autor habe das Ende noch einmal überarbeitet, man möge die neue Fassung berücksichtigen. Und wieder hat man das Gefühl, seine Unentschlossenheit mache sich im Roman bemerkbar, als habe der Autor keinen Ausweg aus seiner Geschichte gefunden.

Ein Männertraum

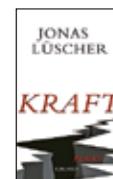
Klar ist jedoch: Der Ausbruch Philips endet wie bei Lüscher's «Kraft» in der Katastrophe. Dass es auch anders geht, zeigt Peter Stamm in seiner vor einem Jahr erschienenen Erzählung «Weit

über das Land». Allerdings muss er dazu seine Figuren fast mythisch überhöhen. Im Zentrum steht eine makellose Frau und Mutter, die bedingungslos zu ihrem Mann hält. Dieser läuft eines Abends einfach von zu Hause weg, ohne sich zu verabschieden, ohne Plan. Niemand weiss, warum er gegangen ist, noch, wohin sein Weg führt, nicht einmal er selber. Die Frau ist ihm nicht böse, bleibt ihm treu ergeben, auch dann noch, als er für tot erklärt wird. Nach zwanzig Jahren kehrt er zurück, sie umarmt ihren verlorenen Gatten, nimmt ihn auf, als sei er nie weg gewesen.

Stamm beschreibt einen Mann, der sich selbst verwirklicht, der nicht in die Familienpflichten eingebunden ist, dem der Zugang zur Wärme und Geborgenheit, die die Familie bietet, aber stets offenbleibt. Sich für nichts entscheiden zu müssen, keine Verantwortung zu tragen, aber doch alles haben: Das ist die Traumvorstellung der Generation Waschlappen.



Lukas Bärffuss: Hagard. Wallstein. 180 S., Fr. 22.90



Jonas Lüscher: Kraft. C. H. Beck. 237 S., Fr. 28.90

Alpenpracht statt Adelsmacht

Der Berner Albrecht von Haller war bloss Freizeitpoet. Doch sein Lehrgedicht «Die Alpen» (1732) überdauerte seine sonstige universelle Gelehrsamkeit. *Von Christoph Mörgeli*

Versuch schweizerischer Gedichten» lautete 1732 der Titel der Erstausgabe, in dem Albrecht von Hallers Gedicht «Die Alpen» erschien. Korrektes Deutsch war dies schon damals nicht. Stattdessen aber ein charmanter Beleg, dass ein Stadtberner jener Zeit mit den Standesgenossen auf Französisch parlierte und mit den «Untertanen» in urchigem Berndeutsch sprach; korrektes Hochdeutsch hingegen bildete eine Fremdsprache, bei der es sogar bei einem genialen Kopf wie Haller haperte.

Trotz des verunglückten Titels machten die 49 Strophen mit je zehn Alexandrinern ihren Autor mit einem Schlag zur europäischen Berühmtheit. «Die Alpen» sind noch immer lesenswert, wenn man etwas Geduld aufbringt sowie die Bereitschaft, sich in eine ganz andere Zeit zu versetzen. Denn Hallers Verse beschwerten etwas barocker Schwulst und moralisch-pädagogischer Unterweisungsdrang. Zur Hauptsache aber stiess der junge Dichter das Tor ins Zeitalter der Aufklärung auf. Ein urbanes, gebildetes Publikum sollte die Natur – selbst jene der geheimnis- und gefahrenvollen Alpenwelt – mit neuen Augen betrachten lernen, nämlich im Sinne der erhabenen Naturschönheit. Und damit eben auch als Ideal, das sich hervorragend als Hintergrund von Gefühls- und Liebeslyrik eignete, für die Demonstration eines umfassenden Bildungsfundus und für die patriotische Verherrlichung des einfachen Älplerlebens im Vergleich zum Lebensstil der verweichlichten Adelsgesellschaft. Kurz: Der Hirtenstab ist besser als das Zepter, denn: «Was hat ein Fürst, das einem Schäfer fehlt?»

«Vernunft, von der Natur geleitet»

Die Vorrede macht deutlich, dass es sich beim Gedicht um die Frucht einer Alpenreise durchs Wallis, das Berner Oberland und das Gotthardmassiv handelte, die Albrecht von Haller 1728 mit seinem Freund Johannes Gessner aus Zürich unternommen hatte. Beide waren sie junge Mediziner, die sich in Leiden, Paris und Basel ausbilden liessen und lebenslang verbunden blieben. Die Fussnoten, welche im Gedicht vorkommende Pflanzennamen in lateinischer



Sehnsucht nach Heimat: von Haller.

Sprache beschreiben, belegen die umfassenden botanischen Kenntnisse Hallers.

Überhaupt sieht er sich bei der Beschreibung der grandiosen Gebirgswelt ganz als Schüler der Natur: «Hier herrscht die Vernunft, von der Natur geleitet.» Da, «wo Gotthards Haupt die Wolken übersteigt», trifft der Autor beim Hirtenvolk auf Freiheit ebenso wie auf natürliche und gerade darum sittliche Liebe und gezügelte Lust. Er beschreibt

die Hochgebirgsjagd, die Sennerei und Käsebereitung, überhaupt die kraftvolle, gesunde und reine Natur- und Menschenwelt, die noch nicht durch die städtische Zivilisation verweicht und angekränkt ist. Hallers Gedicht «Die Alpen» markierte den Beginn der Alpenbegeisterung und erhielt mit dem danach einsetzenden Tourismus für die Schweiz auch eine durchaus handfeste wirtschaftliche Dimension.

In den dreissiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurde der Berner zum meistgelesenen deutschsprachigen Dichter. Hauptberuflich führte Albrecht von Hallers Weg freilich zu einer ärztlichen Praxis in Bern und danach zur Professur für Anatomie, Botanik und Chirurgie an der neugegründeten Universität Göttingen. Er schrieb ein fast unvorstellbar umfangreiches wissenschaftliches Œuvre, führte eine ausgedehnte Korrespondenz und erwies sich als exakter Forscher vor allem auf dem Gebiet der Botanik, der Physiologie und der Embryologie. Die Sehnsucht nach der Heimat drängte Haller indessen von seiner gefeierten akademischen Stellung zurück in verhältnismässig bescheidene politische Ämter der Stadtrepublik Bern. Seine Natur trug noch im höheren Alter den Sieg über seinen orthodoxen Gottesglauben davon: Er suchte Wärme in den Armen seiner Magd, worauf ein uneheliches Kind Zeuge dieses Ausrutschers wurde.



Albrecht von Haller:
Die Alpen und andere Gedichte.
Reclam. 119 S., Fr. 6.40

Neuer Rassismus

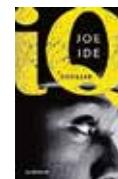


In vornehmster Gegend, oberhalb von Kapstadt, wird eine schwerkreiche (weisse) Lady tot aufgefunden, und Colonel Vaughn de Vries vom SAPS (South African Police Service) muss den Fall übernehmen.

Der erweist sich nicht nur als kompliziert, sondern vor allem als heikel. Die Dame hatte eine Affäre mit dem Spross eines hochrespektierten Strategen des ANC (African National Congress). Der Filius ist gerade dabei, eine Opposition zum allmächtigen ANC (und zum Vater) aufzubauen. Für Vaughn, einen Veteranen, der schon unter der Apartheid-Regierung bei der Polizei war, ein Balanceakt, zumal ihn die Behörde misstrauisch beäugt und andere (schwarze) Ermittler ihm die Arbeit schwermachen. Ausserdem holt ihn die Vergangenheit in Gestalt eines Killers ein, der alle verfolgt, die kurz nach dem Regierungswechsel an einem Massaker von Weissen an Schwarzen beteiligt waren. Vaughn gehörte damals zum Team, war aber nicht direkt involviert. Zur Beruhigung trägt das nicht bei, zumal er keine Hilfe aus den eigenen Reihen erwarten kann. Aus dem einstigen Rassismus, so das bittere Fazit des Autors Paul Mendelson, ist ein neuer geworden, nur eben umgekehrt. Ungeschminkt schildert Mendelson in seinem zweiten brillanten Thriller die sozialen Zustände in seinem Land. Dass Colonel Vaughn alles andere als ein sympathischer Typ ist, steigert den Wirklichkeitsgehalt.

Paul Mendelson: Die Strasse ins Dunkel.
Rowohlt. 400 S., Fr. 23.90

Einstein-Muthafucka



Isaiah Quintabe (I.Q.), in den schwarzen hoods von Los Angeles zu Hause, ein hochintelligenter Nerd, von seinen Neidern als «Einstein-Muthafucka» beschimpft, hat ein Herz für Nachbarn. So

schlittert er ins Detektivgewerbe und trifft den berühmten Rapper Black the Knife. Der braucht Schutz, weil ihm jemand an den Kragen will. I.Q. soll den Kerl finden, der ihm nach dem Leben trachtet. Und so taucht der Leser mit dem Helden tief in die dunkle Seite des Rap-Business und des Drogengeschäfts. Eines der originellsten Krimidebüts mit einem irrwitzigen, supercoolen Sherlock Holmes und dem Kleingangster Juanell Dodson als sein Dr. Watson. Witzig und sehr clever. Autor Joe Ide versuchte jahrelang sein Glück mit Drehbüchern, ohne Erfolg. Also sattelte er um – und «I.Q.» wurde ans Fernsehen verkauft, ehe der Roman veröffentlicht worden ist.

Joe Ide: I. Q. Suhrkamp. 387 S., Fr. 21.90

Wolfram Knorr

Al Pacino sieht erstmals eine Kuh

James Bond war längst nicht der Einzige: Im Bildband «Backdrop Switzerland» dokumentiert Cornelius Schregle den Schauplatz Schweiz als Kulisse internationaler Filme. Von Jürg Altwegg

Weltpremiere in Leukerbad: Im Wallis sah Al Pacino erstmals in seinem Leben eine Kuh, sie versetzte ihn in Angst und Schrecken. Nie zuvor hatte er seine Heimatstadt New York verlassen. Die Schweizer Schauspielerin Marthe Keller, die sich an die Anekdote erinnert, stand an seiner Seite vor der Kamera. Unter der Regie von Sydney Pollack drehten sie den Film «Bobby Deerfield». Die stoische Kuh, die den weltberühmten Filmstar keineswegs auf die Hörner zu nehmen gedachte, war im Drehbuch nicht vorgesehen. Herzhaft amüsierte sich das ganze Team über die Panik des Al Pacino.

Marianne Faithfull isst Fondue

Auch für Marthe Keller, die in Paris und New York lebte, bleibt der Dreh als prägende Erfahrung in Erinnerung: «Es war merkwür-



«Magie des Kinos»: Al Pacino, Marthe Keller.

dig», schreibt sie im Vorwort zu «Backdrop Schweiz», «plötzlich in der eigenen Heimat einer ausländischen Crew anzugehören. Ich bin mir nicht sicher, ob es den anderen überhaupt auffiel, wie sich mir die Möglichkeit erschloss, die Schweiz durch ihre Augen wahrzunehmen. Ständig waren Regie und Kamera auf der Suche nach Orten, welche die typische Schweiz wiedergaben, diese sogenannte Bilderbuch-Schweiz. Jede Einstellung wurde gründlich studiert, damit die atemberaubende Landschaft so gut wie möglich zur Geltung kam.»

Auf dem Umschlag des grossformatigen, mehr als 400 Seiten umfassenden, mehrere Kilo schweren Wälzers ist eine emblematische Szene dokumentiert: Die Aufnahme von den Dreharbeiten zu «Goldfinger» zeigt James Bonds Aston Martin auf dem Furkapass. 007 ist auch auf einer Skipiste zu sehen. Üppig vertreten in diesem Prachtband sind Audrey Hepburn und Liz Taylor. Steve McQueen fährt auf dem Motorrad an einem Schild mit der Aufschrift «Achtung – 100 m – Schweizer Grenze»

vorbei. Marianne Faithfull isst Fondue, Robert Redford steht auf Ski. Brigitte Bardot und Marcello Mastroianni sind am Genfersee (in Louis Malle's «Vie privée»). Hermann Hesses «Steppenwolf» wurde mit Max von Sydow und Dominique Sanda in den Hauptrollen in Basel verfilmt. In Jean-Luc Godards «Le petit soldat» sitzen Anna Karina und Michel Subor unter dem Rousseau-Denkmal in Genf. Mit Heinz Rühmann in der Hauptrolle drehte Alfred Weidenmann «Maigret und sein grösster Fall», der über weite Strecken in Lausanne spielt. In «Hannibal Brooks» (Michael Winner, 1969) öffnet sich der Schlagbaum für den Elefanten, der mit dem Feldherrn die Alpen überquert, an einer – imaginären – österreichisch-schweizerischen Grenze.

Wichtig auch für Horrorfilme

Grenzen werden im Film immer wieder gezeigt, um die Schweiz zu signalisieren. Manchmal müssen sie als letztes Hindernis vor dem Paradies überwunden werden – die Schweiz ist auch in der Welt des Films ein Fluchtland. Zwischen Realität und Fiktion allerdings ist die Grenze fließend und die Freiheit des Realisators grenzenlos. Nie geht es um die geografische Exaktheit der Aufnahmen, entscheidend ist die Botschaft, die sie ausstrahlen. «Für jemanden, der die Route kennt», schreibt Marthe Keller über ihre Passfahrt mit Al Pacino



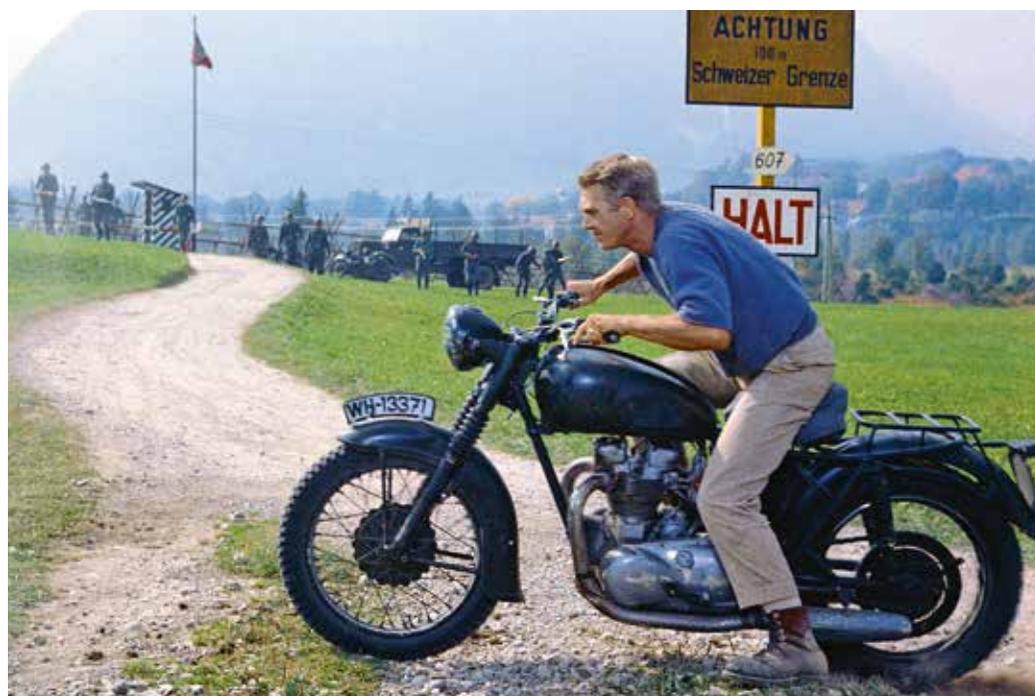
Einprägsam: Sean Connery in «Goldfinger».

am Grossen Sankt Bernhard, «werden die Bilder nicht der realen Strecke entsprechen, dennoch spielt das nicht wirklich eine Rolle. Die natürliche Schönheit ist vielmehr entscheidend. Das ist die Magie des Kinos.»

Und der Schweiz. Sie kann zwar problemlos in Prag, wo Dreharbeiten billiger sind, oder in

Ein paar Einstellungen von Bergen und Seen genügen, um Switzerland zu evozieren.

Cinecittà, in Bolly- oder Hollywood nachgestellt werden. Authentisch aber muss die Kulisse sein. Ein paar Einstellungen von Bergen und Seen genügen, um *Switzerland* zu evozieren. Eine kleine Truppe dreht «vor Ort»: Matterhorn, Jet d'eau, Grossmünster, Kapellbrücke, Schloss Chillon. Der Begriff «Backdrop» stammt ursprünglich aus dem Theater und bezeichnet den Hintergrundvorhang.



Letztes Hindernis vor dem Paradies: Steve McQueen in «Gesprengte Ketten».

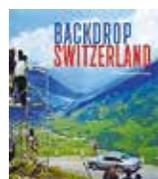
Cornelius Schregle lässt die Bilder sprechen, jedes erzählt eine Geschichte. Der Band ist nach Jahrzehnten geordnet, die Texte sind extrem kurz, aber ungemein informativ. In den dreissiger Jahren wurden Bergfilme gedreht, während des Kalten Kriegs war die Schweiz wegen ihrer Neutralität Schauplatz von Spionagefilmen. Auch die Banken spielen eine wichtige Rolle. Eher überraschend ist ihre Bedeutung für Horrorfilme und Produktionen, in denen es um die medizinische Forschung geht. Das hat weniger mit unserer Pharmaindustrie zu tun als mit einem Mythos, den die englische Schriftstellerin Mary Shelley vor 200 Jahren in der Schweiz in die Welt setzte: Frankenstein.

Wie Marthe Keller pflegt Cornelius Schregle den doppelten Blick auf die Schweiz: die Sicht von aussen, das Bewusstsein – und Wissen – des Insiders: «Als Kind liebte ich ausländische Filme, die in der Schweiz spielten.» Er besuchte – als Einheimischer – in Genf die vorwiegend von Ausländern frequentierte Internationale Schule. Schregle hat am renommierten Art Center College of Design in La Tour-de-Peilz und in Amerika studiert. In beiden Ländern war er als Art-Director tätig. In Los Angeles arbeitete er als *location scout* für HBO: Er musste Schauplätze für Dreharbeiten ausfindig machen. Damals fasste er den Entschluss, Filme mit der Schweiz als Kulisse systematisch zu erfassen. Sein Buch ist eine wunderbare Enzyklopädie und erweckt den offensichtlich gar nicht so falschen Anschein, als sei die internationale Filmgeschichte eng mit der Schweiz verknüpft.

«Wo sind die Dinosaurier?»

Der Autor träumt davon, sie mit einem eigenen Werk zu bereichern. Im Auftrag von Hollywood schrieb Cornelius Schregle vor einem Jahrzehnt das Drehbuch für einen Film über Wilhelm Tell: «Der Produzent Fred C. Caruso kam in die Schweiz», erzählt er: «Auf dem Schiff <Wilhelm Tell> wurde eine Pressekonferenz organisiert, bei der Kiera Chaplin anwesend war, die Tells Frau spielen sollte.» Doch die Finanzkrise bereitete dem Projekt ein vorläufiges Ende. Inzwischen wurden die Pläne wieder aus der Schublade geholt: «Caruso hat die Rechte einem neuen Produzenten verkauft, dem das Drehbuch sehr gut gefällt. Er will es verfilmen und hatte nur eine Frage: <Wo sind die Dinosaurier?»

Im Drehbuch kann man sie sich schwerlich vorstellen, für die Backdrop- und Animations-Illusionisten allerdings wäre ihre neuerliche Ansiedlung in der Schweiz kein Problem.



Cornelius Schregle:
Backdrop Switzerland.
Editions L'Age d'Homme.
436 S., Fr. 79.–

Wirtschaft

Busers Glück

Seit Bankiers nur noch «Banker» sind, will die Branche nur noch eines: nicht anecken. Umso dankbarer muss man Peter Buser sein, der nicht nur aus dem Geldverdienen eine Kunst macht. *Von Andreas Urs Sommer*



So heterogen wie das Leben selbst: Peter Buser.

Trimbach im Kanton Solothurn – ein Ort für hochfliegende Träume? Dort wurde Peter Buser 1937 in kleinbürgerliche Verhältnisse hineingeboren, die nicht dazu angetan waren, solche Träume zu verwirklichen, zumal, wenn man wie Buser nicht die Möglichkeit hatte, das Gymnasium zu absolvieren. Wer würde da nicht bescheiden werden und seine Träume nach und nach der Wirklichkeit opfern? Zunächst sah es ganz danach aus – der junge Buser wurde Primarlehrer und hätte sich ein genügsames Glück sichern können, umspielt von Franz Schuberts elegischer Musik, der er sich schon früh in autodidaktischer Leidenschaft verschrieben hatte.

Entourage aus schönen jungen Frauen

Die provinzielle Idylle vermochte ihren Sprössling freilich auf Dauer nicht zu halten. Er bildete sich weiter, begann ein Studium und wurde schliesslich an der Universität Bern summa cum laude promoviert mit einer Dissertation, die sich unter anderem mit der Frage beschäftigte, wieso im spätmittelalterlichen Galloromanischen die Begrifflichkeiten *Beten* und *Bitten* in der einzigen Bezeichnung *preier* (lat. *precari*) aufgingen und das sakrale Wort *orer* (lat. *orare*) aus der Sprache eliminiert wurde. Ein beschauliches Gelehrten-dasein hätte also Busers Zukunft sein können, wäre ihm nicht die Einsicht zuteilgeworden: «Als Professor hast du keinen Glanz und wenig Wirkung auf die Weiblichkeit. Du musst der mit dem Luxuswagen werden.»

Und da er sich weder aufs Beten noch aufs Bitten verlegen wollte, machte er sich als Ein-Mann-Bank selbständig, verwaltete Kundengelder, spekulierte, bereiste mit seinen Luxuswagen die Teile Europas hinter dem Eisernen Vorhang, immer auf der Suche nach passender weiblicher Begleitung. Nach einigen Jahren erfolgreichen Geschäftens, gelegentlich am Rande der Legalität, setzte er sich in die Dominikanische Republik ab, später nach Brasilien, bevor er schliesslich – auch unter dem Eindruck einer Entführung – nach Europa zurückkehrte, um sich weiterhin der Vermehrung des eigenen Geldes und der Vermehrung seiner Entourage aus

schönen jungen Frauen zu widmen. Aber Buser hatte sich das Ausbrechen zum Prinzip gemacht; er fing an, Aphorismen und Lyrik zu schreiben, sich für die Rechte von Prostituierten einzusetzen und extravagante gesellschaftliche Auftritte zu inszenieren.

Das Buch, das von seinem Leben berichtet, ist so heterogen wie dieses Leben selbst – teils von einem Ghostwriter verfasst, teils auf Gesprächsprotokolle zurückgehend, teils von Buser selbst zu Papier gebracht. Es führt ebenso farbig wie drastisch ein mitunter romanhaftes, mitunter philosophisches Bankier- und Schelmenleben vor Augen. Buser der Hasardeur erfindet sich und sein Dasein stets wieder neu, manchmal mit der Hilfe Don Juans, manchmal mit der Hilfe Nietzsches, von dem er sich die Umwertungslust abschaut. Und Anflüge von Selbstheroisierung werden selbstironisch gebrochen. Man darf als Leser, der vielleicht Busers Bindungsscheu scheut, dankbar sein für einen Stand der Zivilisation, der es Mutigen erlaubt, sich von allem Herkommen loszuketten. Busers Glück liegt in der Fülle der Möglichkeiten – den ergriffenen und den künftig noch zu ergreifenden. Das lässt einen mit heiterer Gelassenheit auf Trimbach blicken, das den Träumen erste Nahrung gab.



Philipp Gut (Hrsg.): Ich war eine Bank. Und Schlimmeres.
Offizin. 264 S., Fr. 31.90

Andreas Urs Sommer ist Professor für Philosophie an der Universität Freiburg im Breisgau und ein international renommierter Nietzsche-Kenner.

Im Bann der Macht

Der englische Schriftsteller Julian Barnes hat eine Hommage an den russischen Komponisten Dmitri Schostakowitsch geschrieben. Der Roman «Der Lärm der Zeit» analysiert das Verhältnis von Macht und Kunst. *Von Rolf Hürzeler*

Wahr oder nicht – das spielte keine Rolle. Viel wichtiger war, was eine staatlich verbreitete Behauptung wirklich meinte. Allerdings stellte sich heraus, dass Lügengeschichten des Regimes zusehends «wahrer» wurden, wenn sie nur lange genug zirkulierten. Zu dieser Erkenntnis gelangte der russische Komponist Dmitri Schostakowitsch (1906–1975) in der unmittelbaren Nachkriegszeit der Sowjetunion. Zumindest schreibt ihm der englische Schriftsteller Julian Barnes diese Beobachtung in seinem neuen Buch «Der Lärm der Zeit» zu.

Unterschwellige Opposition?

Barnes hat in einer vordergründig biografischen Hommage das Leben des avantgardistischen Komponisten zusammengefasst. Tatsächlich jedoch hat er das Verhältnis zwischen Macht und Kunst analysiert, das er auf die Frage reduziert: Wieweit darf sich ein Künstler mit der Macht arrangieren, damit er seiner Berufung nachgehen kann? Barnes überlässt das Urteil dem Leser, und dieser sollte sich vor voreiligen Schlussfolgerungen hüten. Denn heute kann sich in Mitteleuropa kaum jemand vorstellen, wie gefährlich die stalinistische Bedrohung sein konnte, wenn sich die Staatsmacht herausgefordert fühlte. Schostakowitsch erlebte nachweislich sämtliche Formen staatlicher Gnade und Ungnade und ihre Folgen – seien es Privilegien oder Todesangst. Das ist das Material für einen Roman, der das gesamte Spektrum menschlicher Regungen abdeckt.

Barnes wendet sich damit wieder seinem liebsten Genre zu, dem fiktionalen Sachbuch, nachdem er sich in den letzten Werken vor allem mit persönlichen Fragen auseinandergesetzt hatte wie dem Glauben an Gott, dem Altern oder dem Krebstod seiner Frau Pat.

Der Komponist Schostakowitsch galt schon zu Lebzeiten als musikalisches Genie. Er verstand es wie kein Zweiter, in seinen Kompositionen Konventionen mit avantgardistischen Ansätzen zu verbinden, und spielte immer wieder mit der Atonalität. Der Musiker entsprach dem gängigen doktrinären Kunstverständnis nicht, aber stand er deswegen in unterschwelliger Opposition zum Regime? Zu einer staatlichen Macht, die er mit devoten Gesten unterstützte, etwa mit einer öffentlichen Kritik in der *Prawda* am dissidenten Physiker Andrei Sacharow 1973?



Privilegien und Todesangst: Schostakowitsch.

Schostakowitsch polarisiert bis heute. Die einen halten ihn für einen Helden, die andern für einen Feigling; er hätte sich wohl laut Barnes als «nicht mutig» eingestuft. Aber ein ideologischer Überzeugungstäter war der Musiker in der Sichtweise des Schriftstellers bestimmt nicht.

Der Schostakowitsch-Biograf Richard Taruskin, emeritierter Musikprofessor der University of California, hält Barnes' Befund in der *New York Times* indes für einen «wundervoll geschriebenen Quatsch». Er erachtet die Rehabilitation Schostakowitschs als einen «Ansatz von Pop-Romantik». Denn niemand hätte in jener Zeit in der Sowjetunion mit derart grosszügigen Privilegien überleben können, wie sie Schostakowitsch genoss: eine eigene Wohnung, ein eigenes Auto und vor allem Reisen – auch ins Ausland. In der britischen Presse erhielt Barnes für seine Einschätzung des Musikers indes nur Lob, zumal sie ihm den fiktionalen Charakter dieser Geschichte zugesteht: Es könnte alles so gewesen sein.

Julian Barnes führt den Leser in das Leben des modernen Komponisten und Musikers

Schostakowitsch ein, als sich dieser in Todesgefahr wähnte. «Das war die schlimmste Zeit seines Lebens, die er sich vorstellen konnte», lautet der erste Satz des Romans. Schostakowitsch steht mit seinem Reisekoffer Nacht für Nacht auf dem Flur seines Moskauer Appartements vor dem Lift und wartet darauf, abgeholt zu werden. Er hat das eheliche Bett verlassen, damit seine Frau und seine Tochter die erwartete Verhaftung nicht miterleben müssen.

Angebote der CIA

Der damals schon weltberühmte Schostakowitsch war eben erst in Ungnade gefallen, nachdem Josef Stalin am 16. Januar 1936 der ersten Moskauer Aufführung der modernen Oper «Lady Macbeth von Mzensk» beigezogen hatte. Die avantgardistische Komposition missfiel dem Diktator, der von seiner eigenen Musikalität überzeugt war. Das Parteiorgan *Prawda* brachte einige Tage später einen Verriss des Abends, in dem Schostakowitsch «linksradikale Zügellosigkeit» und «Formalismus» vorgeworfen wurden. Das galt zur Zeit der stalinistischen Säuberungen in der Sowjetunion als Todesurteil.

Tatsächlich wurde Schostakowitsch in der Folge zu einem Verhör vorgeladen, in dem ihm

sein Inquisitor Sakrewski vorwarf, an einem Komplott gegen Stalin beteiligt zu sein. Da der angeklagte Musiker keine Komplizen nennen konnte, wurde er nach Haus geschickt, «um seine Erinnerung aufzufrischen». Als er zwei Tage später erneut in die KGB-Zentrale vorgeladen wurde, blieb sein Peiniger verschwunden. «Zwischen Samstag und Montag war Sakrewski selbst unter Verdacht geraten. Der Verfolger wurde verfolgt.» Das war damals der alltägliche Wahnsinn der Säuberungen. Schostakowitsch hatte Glück, er blieb zwar eine Weile ein Geächteter, war aber mit dem Leben davongekommen.

Bald schon stand er im Bann der Macht. Denn das Regime erkannte,

wie sehr ihm ein Mann der kulturellen Avantgarde von internationaler Reputation nützlich sein konnte. Mit seiner 5. und seiner 7. Sinfonie stand Schostakowitsch 1941 wieder in der Gunst der Herrschenden, zumal diese Werke weltweit Anerkennung fanden.



Julian Barnes.

Er blieb eine Weile ein Geächteter, war aber mit dem Leben davongekommen.

Am nächsten stand der Komponist dem Staat, als ihn Stalin 1949 in einem Telefongespräch persönlich einlud, an einem «Weltfriedenskongress» in den USA teilzunehmen, um dort mit andern Kulturschaffenden und Wissenschaftlern die Sowjetunion zu vertreten. Schostakowitsch machte das Spiel mit. «Er wurde in den USA gut behandelt; sein Auftritt war ein öffentlicher Erfolg. Er selbst empfand aber nur Scham und Selbsthass und steckte in der perfekten Falle.» Das Angebot eines CIA-Agenten, in den USA zu bleiben, lehnte er ab, und er kehrte wegen seiner Familie nach Moskau zurück. Dort stand er allerdings immer wieder in der Kritik und musste besonders kühne Kompositionen unter Verschluss halten, um nicht den Vorwand für eine neuerliche Verhaftung zu liefern.

Man kann Barnes' biografischen Roman «Der Lärm der Zeit» oberflächlich als eine Apologie Schostakowitschs für seine Kooperation mit dem sowjetischen Regime lesen. Allerdings vertrat er im Grunde ein unpolitisches Kunstverständnis, das mit den politischen Ambitionen des Regimes nicht korrespondierte. In Schostakowitschs Sichtweise «gehörte Kunst allen und niemandem. Die Kunst steht nicht im Besitz des Volks oder der Partei, genauso wenig wie einst der Aristokratie oder eines Mäzens.» Diese Gedanken unterstellt Autor Barnes dem Musiker, und sie erscheinen plausibel. Denn Schostakowitsch blieb sich zwar nicht politisch, aber künstlerisch treu und biederte sich mit seinen eigenständigen, zum Teil gar sperrigen Kompositionen keinem trivialen Musikverständnis an. Dafür musste er sich mit der Macht arrangieren – das war der Kompromiss.

Falsches Lob

Schostakowitsch wurde nach dem Tod Stalins sogar Mitglied der KPdSU; in der Darstellung von Barnes wiederum auf sanften Druck des Regimes, das sich von seiner Reputation politische Legitimation erhoffte. «War er naiv? Natürlich. Aber er hatte sich so sehr an die Drohungen und Beschimpfungen gewöhnt, dass er gegenüber falschem Lob nicht misstrauisch genug war.» Spätestens hier beschleicht den Leser das Gefühl, dass Barnes mehr als die Überlebensbiografie eines Musikers in der stalinistischen Diktatur geschrieben hat. Denn ein bisschen erkennt sich jeder selbst in solchen Sätzen; sie sind menschlich.



Julian Barnes: Der Lärm der Zeit. Kiepenheuer & Witsch. 256 S., Fr. 28.90

Zeitgeschichte

Der Autor und die Nazis

Hans Fallada gehörte zu den schillerndsten Schriftstellern Deutschlands. Eine neue Biografie belegt nun: Er kollaborierte zeitweilig mit den Nationalsozialisten.

Am Mittwoch vor Ostern 1933 umstellt die SA das Haus des Schriftstellers Hans Fallada ausserhalb Berlins. Er weiss, was es geschlagen hat: Sie holen ihn ab, um ihn zu verhaften. Auf der Fahrt von Falladas Dorf ins Gefängnis Fürstenwalde bei Berlin ermuntert ihn ein SA-Mann, doch kurz auszutreten, falls er Not verspüre. Fallada weigert sich; nur zu gut kennt er den Rechtfertigungsgrund «auf der Flucht erschossen». In den kommenden Wochen lernt Fallada (1893–1947) das neue Regime noch besser kennen. Er schmort im Gefängnis in einer Zelle «von infernalischem Gestank», weil er nach einer Denunziation der «Verschwörung gegen



«Ich bin kein sehr mutiger Mensch»: Autor Fallada.

die Person des Führers» verdächtigt wird. Erst durch Beziehungen seines Verlegers Ernst Rowohlt kommt Fallada frei. Der Autor hat gelernt, dass mit den Machthabern nicht zu spassen ist.

Zu seiner Freilassung mag beigetragen haben, dass der Schriftsteller damals in Deutschland ein berühmter Mann war. Sein 1932 erschienener Roman «Kleiner Mann – was nun?» lag in sämtlichen Buchhandlungen auf. Die Geschichte über einen verzweifelten Buchhalter in der Weltwirtschaftskrise missfiel den Nationalsozialisten zwar, aber sie konnten sich über die Popularität Falladas nicht hinwegsetzen. Der Roman wurde später nicht verboten, weil der Autor zu Änderungen bereit war. Er wandelte einen gewalttätigen SA-Mann in einen Fussballer um. Eine erste Konzession Falladas an die Nazis; es sollte weitere geben, bis zur Selbstverleugnung.

Fallada hatte in Fürstenwalde nicht zum ersten Mal in einer Gefängniszelle geschlafen. Lange vor der nationalsozialistischen Machtergrei-

fung sass er zwei Mal wegen Unterschlagungen ein. Der Schriftsteller aus einem angesehenen Juristenhaus war das, was man heute als «Zwangsneurotiker» bezeichnet: Morphinist, Alkoholiker und depressiver Melancholiker mit langen Klinikaufenthalten. Der Familienvater mit drei Kindern war ein notorischer Fremdgänger und ein begnadeter Lügner, also kein wirklich einfacher Charakter. Aber er hatte viel Fantasie, und er war ein Schnellschreiber.

Zwangseinweisung in die Psychiatrie

Sein nächster Roman, «Wir hatten mal ein Kind», eine vertrackte Liebesgeschichte, wurde von den NS-Kulturbehörden ebenso kritisiert wie von der linken Opposition im ausländischen Exil. Laut dem Biografen Peter Walther ist zwar das Bemühen des Konservativen Fallada spürbar, die nationalsozialistische Zensur nicht zu provozieren. Aber: «Er kann kein Nazi werden, sein Künstlertum steht ihm im Wege.» Fallada leidet in den 1930ern immer wieder unter Abstürzen und Depressionen. Er muss wochenlang in die Berliner Charité zur therapeutischen Behandlung. Zwischendurch versucht er, seine Familie mit Unterhaltungsliteratur und Kinderbüchern durchzubringen.

Falladas Glück oder Unglück ist es, dass er immer wieder zum Spielball konkurrierender NS-Kulturfunktionäre wird. Deren Urteile richteten sich oft mehr nach der politischen Opportunität als nach klar fassbaren Zensurvorgaben, so dass Falladas Bücher nach Unterbrüchen immer wieder in den Verkauf gelangten.

In ständiger Angst lässt er sich vereinnahmen und arbeitet auf Geheiss des Reichspropagandaministers Joseph Goebbels bei Filmskripts für Nazistreifen mit. Falladas selbstkritisches Urteil: «Die Welt kotzte mich an, aber ich mich selbst noch mehr.» Auf die Vorwürfe seines holländischen Übersetzers hin räumte Fallada nach dem Krieg ein: «Ich bin kein sehr mutiger Mensch.» Oder doch? Im Juli 1944 erfolgt die Zwangseinweisung in eine psychiatrische Anstalt. Dort rechnete er unter Lebensgefahr mit dem Regime ab in seinen Aufzeichnungen «In meinem fremden Land. Gefängnistagebuch 1944». Rolf Hürzeler



Peter Walther: Hans Fallada. Die Biographie. Aufbau. 527 S., Fr. 36.90

Abgeschnitten im Paradies

Er war der beliebteste deutschsprachige Autor weltweit. Doch dann – vor genau 75 Jahren – brachte sich Stefan Zweig in Brasilien um. Mit ihm ging seine viel jüngere Frau in den Tod. Was war passiert?

Eine Erkundung von Matthias Matussek



Sonderbare Müdigkeit: Die «Casa Stefan Zweig» in Petrópolis.

Die Zeit verstreicht gemächlicher in Petrópolis, dem alten Kaisersitz hoch oben in den Bergen, zwei Stunden nördlich von Rio.

Da unten am Meer mit seinen Stränden eine andere Welt: Karneval im flirrenden Rio mit seinen Trommeln und Tänzern, Probeumzüge im Sambódromo, Feiern in den Strassen, grosse Diskussion in den Zeitungen über politisch korrekte Texte – die «mulata», die Königin des Karnevals, soll nicht mehr «mulata» genannt werden, jetzt fängt der Mist auch hier schon an. Ansonsten das Übliche: Streiks, Rentenreform, schwarze Kassen, die neusten Korruptionsvorwürfe.

Hier oben, fern von alldem und fast tausend Meter höher, geht ein anderer Pulsschlag. Hier setzt nach einigen Tagen eine sonderbare Müdigkeit ein, eine melancholische Zauberberg-Müdigkeit. Nebelschwaden hängen über dem Tal, und vor der Terrasse färben sich die Blätter einer Goldfruchtpalme rot und welken.

Hier auf der überdachten Veranda hat Stefan Zweig gegessen, ein Hochstand mit Blick ins üppige Dschungelgrün, und hat in den Regen gestarrt oder in den Nebel, der ihn und den Bungalow nicht selten einhüllte und aus der Welt nahm.

Und hier hat er gearbeitet, wie besessen, zuletzt an einer Montaigne-Biografie. Über

das Problem des Selbstmords schrieb er: «Das Leben hängt vom Willen anderer ab, der Tod von unserem Willen.» Er tastete sich an seinen eigenen Freitod heran, vor 75 Jahren, auf dem Höhepunkt des Karnevals.

Die Frage der Fragen

Ich sitze mit dem Schriftsteller Joachim Lottmann, der über Zweig für die *Welt* schreiben wird, und seiner Frau Christa, die für das österreichische Nachrichtenmagazin *Profil* unterwegs ist, auf dieser Veranda. Beide leben in

«Das Leben hängt vom Willen anderer ab, der Tod von unserem Willen.»

Wien, Zweigs Heimatstadt, und beide fühlen sich hier oben an österreichische Sommerfrische erinnert, mit dem kleinen Flüsschen, den artigen Häuschen, überhaupt kann man sagen: viel Österreich hier, denn in Petrópolis steht auch der kaiserliche Palast, und der hat viel von Schönbrunn und Rokoko, schliesslich war Dom Pedro I. mit einer Tochter Maria Theresias verheiratet.

Die Frage der Fragen: Warum hat sich Stefan Zweig umgebracht? Er war in Sicherheit. Er war finanziell unabhängig. Petrópolis, damals

ein kleiner Ort, war die brasilianische Antwort auf Bad Ischl. Eigentlich alles da. Thomas Mann gesteht in einem Gruss zum zehnten Todestag, dass er «damals mit dem Verewigten gehadert habe wegen seiner Tat, in der ich etwas wie eine Desertion von dem uns allen gemeinsamen Emigrantenschicksal und einen Triumph für die Beherrscher Deutschlands sah...».

Lottmann sagt: «Hitler war es. Das Private ist politisch.» Ich sage: «Das Alter war es und die Abgeschiedenheit und Abgeschnittenheit. Das Politische ist privat.» Kein Zweifel, ohne Hitlers Terror hätte er nicht fliehen müssen, aber andere flohen auch, unter schlimmeren Bedingungen, viele, zu viele, fanden den Tod.

Lottmann besteht darauf, erst 57 Jahre alt zu sein. Er kann nicht wissen, wie man sich fühlt, wenn man die sechzig überschritten hat, wie Zweig es hatte. Oder ich. Weshalb ich glaube, ihn besser zu verstehen.

Zu seinem Sechzigsten schrieb er sich mit einem Gedicht unter dem Titel «Der Sechzigjährige dankt» selber Mut zu: «Linder schwebt der Stunden Reigen / Über schon ergrautem Haar...» und endet in den Zeilen: «Nie liebt man das Leben treuer / Als im Schatten des Verzichts.» Doch seinem Tagebuch gestand er: «Als Sechziger ist man ohnehin doch schon unterhöhlt und halb erledigt. Ich will nicht

mehr und zögere nur, diesen Willen umzusetzen.»

«Thomas Mann!», spuckt Lottmann verächtlich aus. Christa fühlt sich unwohl. Wir haben Zweigs lebensgrosse Pappfigur zu uns auf die Veranda gestellt, denn sein Haus ist mittlerweile ein Museum. Er steht vor uns, im Anzug, mit zweifarbigen Schuhen, und scheint sich zu amüsieren. Zur Entspannung schlage ich eine Partie Schach vor, denn unterhalb der Veranda ist ein Spiel mit grossen Figuren aufgebaut.

Lottmann, als Neu-Wiener schon fast so vergeistigt und melancholisch, wie ich mir Zweig vorstelle, sagt sofort zu. Eine Spur zu hochmütig. Dann allerdings, genau um halb drei, fällt der Regen, wie in den Tagen zuvor. «Glück gehabt», sage ich zu ihm.

Februar 1942: Gerade hat Zweig seine meisterhafte «Schachnovelle» beendet, in der er Geist gegen Macht antreten lässt und der Geist, der feine Baron von Basil, zerrüttet von einer Phase kompletter Isolation durch die Nazischergen, unterliegt.

In der Filmversion von 1960 gewinnt er, in Gestalt von Curd Jürgens, der diesen feinen, kultivierten Widerständler mit Wiener Akzent verkörpert, nebenbei wohl eine der ulkigsten Fehlbesetzungen der Filmgeschichte: Jürgens, der normannische Kleiderschrank, steht da zwischen zierlichen Rokokomöbeln mit einem Blick, der sie in Streichhölzer zerlegen könnte.

Vor allem aber hat Zweig hier oben sein Meisterwerk verfasst, das autobiografische Buch «Die Welt von gestern – Erinnerungen eines Europäers», eine Art Testament, das er ohne Aufzeichnungen, Briefe und andere Gedächtnisstützen schrieb, denn die waren über die ganze Welt verstreut.

Entblössung im Park

Bereits 1936, noch vor dem Anschluss Österreichs, hatte er sich ja im englischen Bath ein Haus gekauft; als später Bomben auf London fielen, zog er weiter nach New York, überall warf er weiteren Besitz ab. Alle Brücken hatte er hinter sich abbrechen müssen, nun sass er auf der Terrasse im verlorenen Winkel eines anderen Erdteils, dessen Sprache er nicht mächtig war.

In der «Welt von gestern» schrieb er fieberhaft aus dem Gedächtnis auf, was ihm wichtig war, Hunderte von Seiten. Er schrieb über die goldene Zeit der Sicherheit und der kunstdurchtränkten Windstille der Weltstadt Wien vor dem Ersten Weltkrieg, schrieb über die Künste und ihre Aufbrüche, Mahler, Hofmannsthal, Freud, über die neue Sachlichkeit. Sicher, auch über die unendlich triste Kathederstock-Schulzeit, die moralische Schwüle, die verklemmte Sexualmoral, wobei er die

dunkle Seite, die er selber auslebte, aussparte: Er liebte es offenbar, sich nachts im Park vor jungen Mädchen zu entblössen.

Er reiste, nach Indien und Ceylon und in die USA, er übersetzte Verlaine und Baudelaire, den Belgier Emile Verhaeren. Rilke zählte bald zu seinen Freunden, Wien war Weltstadt. Europa war für ihn in erster Linie: Kultur – und er hätte sich entschlossen jedem Angriff auf sie, etwa durch islamistische Fundamentalisten und ihre Kulturverachtung, entgegengestellt.

In seiner soeben erschienenen Monografie «Das unmögliche Exil» erzählt der jüdisch-amerikanische Autor George Prochnik, dessen Grosseltern in Wien lebten, von Zweigs letzten Tagen. Zum Karneval war Stefan Zweig mit seiner Frau Lotte noch einmal ins heisse Rio hinuntergefahren, begeistert hatte er darüber in Briefen geschrieben, «...eine ganze Stadt vier Tage tanzen, umherziehen, singen zu



«Das Private ist politisch»: Stefan Zweig, Lotte Altmann.

sehen, ohne Polizei, ohne Zeitungen, ohne Kommerz – eine Menschenmenge nur durch die Freude vereint». Er liebte den Überschlag, «in seiner Prosa die Ekstase jedes einzelnen Moments», doch um ihn ins Leben zurückzureissen, kam er zu spät.

Vielleicht verstand er auch dort erst, wie wenig er dazugehören würde. Diese so ganz fremde Exaltiertheit, das Paddampaddam der *baterias*, der Trommelsektionen der Sambaschulen, die Rufe und Gesänge der *sambistas* ... irgendwann spürt man als Europäer die Traurigkeit der Tropen.

Stefan Zweig und seine Lotte kehrten zurück in ihren Bungalow in den Bergen und verteilten letzte Habseligkeiten. Sie kehrten zurück, um zu sterben.

Stefan Zweig war abgeschnitten. Er hatte sich selber abgeschnitten. Der Regen mit seinen Silberschnüren hier in Petrópolis war ein letzter Vorhang über dem grausigen Welttheater, dem er nicht länger zuschauen konnte.

Grossartiger Reaktorunfall

Das Museum wird von Kristina Michahelles geleitet, einer literarischen Übersetzerin, die ich aus meinen Tagen als Rio-Korrespondent kenne. Sie hat einen Grossteil der Zweig-Werke übersetzt. Kein leichtes Unterfangen. «Die vielen Adjektive», sagt sie lächelnd. Tatsächlich geht Zweig mit ihnen bisweilen so sorglos um, wie der Kellner mit der Puderzuckerdose über dem Kaiserschmarren. Allerdings sind es genau diese ekstatischen Häufungen seines Stils, diese rhetorischen Überbietungen, mit denen er sich in seine Gegenstände hineinschreibt. Etwa sein Essay über Kleist: «Immer mengt er jeder Gefühlsregung das brennende Salz seiner übertriebenen Sinnlichkeit bei, immer verwirrt er so die Empfindungen... Aber eben, weil Kleist sexuell so vieldeutig, so problemhaft, und gerade darum vielleicht, weil er da physisch nicht ganz vollwertig und einlinig war, übertrifft er alle anderen Dichter um ihn an erotischem Wissen.» Das ist gut gefasst, da kapiert man den grossartigen Reaktorunfall seiner «Penthesilea».

Zusammen mit Essays über Hölderlin («Wie flüchtiger Sonnenblick zwischen lastendem Gewölk glänzt in dem einzig erhaltenen Frühbild Hölderlins Gestalt...») und Nietzsche («Seine Einstellung zu Wahrheit ist eine durchaus dämonische, eine zitternde atemheisse, nervengejagte, neugierige Lust, die sich nie befriedigt und nie erschöpft...») bildeten sie das Buch «Der Kampf mit dem Dämon».

Ein weiteres hat er den «Drei Meistern» gewidmet: Balzac, Dickens, Dostojewski. Balzacs «Oberst Chabert» hat er für den *Reader's Digest* verarbeitet, er kannte keine Hemmungen, wenn es galt, die Goldbestände der Literatur in kleinen Münzen unter die Leserschaft zu bringen. Überhaupt: die Biografien! Sie machen einen beträchtlichen Anteil am Werk aus, und in allen – ob Magellan, Maria Stuart, Fouché, zuletzt noch Erasmus –, in allen spiegelte er auch sich selbst. Und stets fühlten sich seine Leser unterhalten, und nebenbei lernten sie was. Und alles, was er berührte, wurde zum Bestseller. Karl Kraus nannte ihn den «Erwerbszweig».

Die Gedenkstätte hier oben ist eine für den in seinen Tagen beliebtesten deutschsprachigen Autor weltweit, beliebt aber vor allem in seiner letzten Wahlheimat Brasilien, der er mit «Brasilien – ein Land der Zukunft» eine grosse Liebeserklärung hinterlassen hatte.

Das Schlafzimmer hinter der Veranda war klein, die Bettgestelle für ihn und seine Frau Lotte passten so gerade hinein. Auf diesen Betten fand man ihn mit seiner jungen Frau am Nachmittag des 23. Februar. Er, gerade 61 Jahre alt geworden, frisiert, mit korrekt gebundener Krawatte, die Hände über der Brust gefaltet, an seiner Seite Lotte, an ihn geschmiegt, mit ihren 33 Jahren so viel jünger, einen Arm hat sie um ihn gelegt, seine Hand ergriffen.

Ein Rätsel blieb am Schluss: Ihr Körper war noch warm, als sie gefunden wurden, sie hat sich erst später zu ihm gelegt. Er hat den ganzen Vorrat an Veronal aufgebraucht, sie nahm grausameres Gift. Was hat sie noch umgetrieben, nachdem er in den tiefsten Schlaf gefallen war? Lotte war seine zweite Frau, seine erste, Friderike, hatte sie ihm einst als Sekretärin besorgt, ein schüchternes junges Mädchen, in das er sich verliebte und sie sich in ihn.

Hat sie sich noch einmal auf die Terrasse gesetzt und ins grüne Tal geschaut, hinunter zum Café, wo er jeweils sein Frühstück nahm? Ein Leben ohne ihn mochte, ja konnte sie sich nicht vorstellen.

Auf dem Tisch lag seine letzte Erklärung. Noch einmal dankte er dem «wundervollen» Gastland Brasilien. «Nirgendwo hätte ich mir mein Leben lieber vom Grunde aus neu aufgebaut», schrieb er, doch seine Kräfte seien «durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft». Und dann, nicht ohne Zukunftspathos: «Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.»

Er hatte sich einen stillen Abschied gewünscht, doch nachdem sich die Nachricht von seinem Tod verbreitet hatte, wurde sein Bungalow von Hunderten, ja von Tausenden Trauernden belagert. Diktator Getúlio Vargas, für den Zweig sein Brasilien-Buch geschrieben hatte – in der durchaus enttäuschten Hoffnung, dass der sein Land für die Flüchtlinge aus Europa öffnen möge –, ordnete Staatstrauer an. Stefan Zweig wurde in Petrópolis unweit des letzten Kaisers, Dom Pedro II., bestattet.

Stefan Zweig und Brasilien – was für ein wundersames und liebevolles Missverständnis. Zweig liebte das Land wegen seiner Durchmischung aller Ethnien und Rassen, aller Schattierungen der Hautfarben, er rühmte die Fähigkeit zur «friedlichen Schlichtung aller Konflikte durch gegenseitige Konzilianz».

Die Linke kochte. Zweig urteilte unpolitisch und liebesblind, und, verglichen mit dem Schlachthaus Europa, war Brasilien natürlich ein tropisches Paradies, aber selbstverständlich gab es Rassismus, und die politischen

Gegner des *Estado Novo* von Vargas wurden inhaftiert und gefoltert.

Aber Zweig sah nur die unendlichen Möglichkeiten dieses Riesenreiches mit seinen unerschlossenen Reichtümern, er sah hier eine Utopie verwirklicht, er schwärmte.

Was für ein sonderbarer Heiliger hier gestrandet war, feinnervig, immens gebildet und vernetzt wie kaum einer, dieser K.-u.-k.-Dichter mit seiner federleichten Erzählkunst, seiner leidenschaftlichen Essayistik. Alles schien ihm zuzufliegen, ja, das Schicksal lächelte über seinen jungen Jahren. Als Sohn aus reichem Industriellenhaus musste er sich um finanzielle Dinge nie Gedanken machen – schon die Gedichte des Sechzehnjährigen wur-



Sonderbarer Heiliger: Zweig, Friederike von Winternitz.

den veröffentlicht, er lebte auf grossem Fuss als Student.

Freundschaften fielen ihm zu, Freundschaften suchte er, wie die zu Theodor Herzl, der ihn in seinem Feuilleton der *Neuen Freien Presse* veröffentlichte. Später dann Sigmund Freud, von dem er die Kunst der Seelenerkundung lernte. Die Welt der Musik, Bruno Walter und Arturo Toscanini, standen in seinem Adressbuch, Richard Strauss, für den er eine Oper schrieb. «Er war ein Genie der Freundschaft», schrieb Richard Friedenthal später über ihn.

Nun sass er auf der Terrasse, abgeschnitten von seinen Freunden, seinen Büchern, und der Regen fiel.

Einst besass er ein Haus auf dem Kapuzinerberg in Salzburg, Beethovens Schreibtisch stand dort, an der Wand hing Goethes «Maidgedicht» in der Handschrift des Meisters, in einer feuerfesten Truhe lagen Werkmanuskripte von Novalis, Schiller, Dostojewski, Hölderlin, Whitman und anderen sowie Notenschriften von Bach, Mozart, Schubert. Er sammelte mit erlesenem Geschmack, er sog Kultur auf. Er war geradezu die Verkörperung der abendländischen Kultur.

Fort war seine Sprache, sein Publikum

Das alles war nun fort, verschwunden in dunkler Nacht. Fort auch seine Sprache, sein Publikum, seine Leser.

Er hatte sie leichthändig erobert, seine Novellen hatten Spannung und Plots und oft einen Ton der Verzweiflung, viele davon wurden verfilmt. Die «Verwirrung der Gefühle» etwa, oder «Das brennende Geheimnis», in dem ein kleiner Junge in der Sommerfrische die Verführung seiner Mutter durch einen Galan (und damit einen von ihm unverständlichem Angriff) vereitelt und Hass und Liebe in ihren elementarsten Zuständen kennenlernt. Oder, ebenfalls ein Seitensprungthema, die Novelle «Angst», die bereits 1928 als Stummfilm in die Kinos kam.

Da sind die «Sternstunden der Menschheit», in denen er erzählte, wie dem altersschwachen verschuldeten Händler der «Messias» mit dem nicht enden wollenden «Halleluja» zufiel, oder Lenins Fahrt im versiegelten Zug zur Oktoberrevolution, die Eroberung von Byzanz oder die Weltminute von Waterloo.

Biblische Worte

Was für eine Irrfahrt lag hinter ihm, durchaus auch eine ideologische. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs war er begeistert wie alle, und er schrieb an die «Freunde in Fremdland»: «Mit beiden Fäusten muss Deutschland jetzt zu-

schlagen, der doppelten Umklammerung seiner Gegner sich entwinden.» Doch er kühlte sich ab und begann seinen Ekel vor dem Schlachten – dem er durch eine Versetzung ins Kriegsarchiv entgangen war – mit seinem pazifistischen Drama «Jeremias» in biblische Worte zu kleiden.

Nun war er entschlossener Pazifist und befreundet mit Romain Rolland, dem französischen Friedensnobelpreisträger, und als die Zeiten sich erneut zu verdunkeln begannen, wurde er zur Anlaufstelle für Freunde und unbekannte Verzweifelte, er half, wo er konnte, schrieb Gesuche und Einladungen, besorgte Visa, rief sich auf für die Unglücklicheren, weil Mittelloseren.

Man muss sich Stefan Zweig als schmalen Intellektuellen vorstellen, stets tadellos gekleidet, zuvorkommend, charmant und geistreich und jede offene Konfrontation vermeidend. Als Romain Rolland ihn drängte, entschlossen gegen die Hitler-Diktatur aufzutreten, passte er. Kein Schriftsteller-Appell, keine noch so wohlfeile Protestnote würden, das hatte sich doch erwiesen, gegen die schiere böse Macht der Stiefel und Gewehre helfen. Im Übrigen, meinte er, müssten die linken Friedensfreunde ebenso entschlossen gegen Stalins Diktatur protestieren.

Ein Held war er nicht, dieser Stefan Zweig, der nun in einer Vielzahl von Büchern wiederentdeckt wird. Er war kein Märtyrer des Widerstands. Er war zeitlebens depressiv, hatte eine «schwarze Leber», wie ein Freund schrieb. Sein Ende war kein politischer Protest gegen Hitler, kein Fanal, sondern ein lang überlegter Schritt.

Sicher, er war Humanist, und er sah in Erasmus seinen Geistesbruder über Jahrhunderte hinweg. Erasmus, Gegenspieler des polternden Luther. Dieser, «Bergmannssohn und Bauernnachfahr, gesund und übergesund, bebend und geradezu gefährlich bedrängt von seiner gestauten Kraft... ein prallvolles und übervolles, ein fast berstendes Stück Leben, Wucht und Wildheit eines ganzen Volkes, gesammelt in einer Überschussnatur» (wie man das wohl übersetzt, allein die «Überschussnatur», Kristina Michahelles?!).

Dagegen Erasmus. Mehr Horizont, aber weniger Tiefe. Was bei Erasmus «feiner geistiger Reiz» ist, wird bei Luther «sofort zur Parole». Bildung und Kultur waren für den Humanisten Erasmus/Zweig (identifizierte er sich) Mittel gegen die Barbarei des Krieges, doch Zweig sah auch dessen Schwächen: «Der organische Grundfehler des Humanismus war, dass er von oben herab das Volk belehren wollte, statt zu versuchen, es zu verstehen und von ihm zu lernen.» Und mehr: «Denn dies war die tiefste Tragik des Humanismus und die Ursache seines raschen Niederganges: Seine Ideen waren gross, aber nicht die Menschen, die sie verkündeten. Ein kleines Gran Lächerlichkeit haftet diesen Stubenidealistern wie immer den bloss akademischen Weltverbesserern an, dürre Seelen sie alle, wohlgesinnte, honette, ein wenig eitle Pedanten...»

Zweigs «Erasmus» könnte durchaus als Kritik am linken Establishment von heute durchgehen, wenn er über den Humanismus, dieses Gutmenschentum von einst, schreibt: «Weil er es für unwürdig hielt, um die Gunst der Masse zu buhlen... hat der Humanismus immer nur für die *happy few* und niemals für das Volk existiert...» Vielleicht Stefan Zweigs bestes, auf alle Fälle aktuellstes Buch, dieser «Erasmus», in Zeiten, in denen ein vom Volk gewählter Präsident in Amerika auf die näselnde und dann auch wutentbrannte Aversion der «Humanisten» weltweit trifft.

Da in diesen Tagen so gut wie nichts geschrieben wird, ohne blödsinnigen Bezug auf Donald Trump zu nehmen, hat der bereits erwähnte US-amerikanische Biograf George Prochnik Zweig nun in der jüngsten Ausgabe des *New Yorker* als Kronzeugen gegen den amerikanischen Präsidenten aufgerufen. Es hätte den Toten von Petrópolis geграust. Noch mehr aber, dass Prochnik (und nicht nur er) Trump mit Hitler vergleicht, da der doch auch lüge und das Volk betrüge und die Grenzen sperre.

Was für eine makabre Amnesie dahintersteckt. Hitler hatte, gerade gewählt, mit Machtantritt den Reichstag aufgelöst, drei Wochen später das Gebäude in Brand setzen lassen und mit der «Reichstagsbrandverordnung» die Freiheit der Person, Presse-, Meinungs- und Versammlungsfreiheit sowie Brief- und Fernsprechgeheimnis ausser Kraft setzen lassen.

Der amerikanische «Gegenhitler» Trump ist mit einer seiner ersten Verordnungen, den Einreisebeschränkungen für Muslime aus

Zweig hätte diese Trump-Hysterie als Trivialisierung des Terrors empfunden, dem er ausgesetzt war.

Gefährderstaaten unter dem Jubel der Hysteriker krachend gescheitert. Arkansas-Gouverneur (und Vorwahlgegner) Mike Huckabee wunderte sich. «Eine der wesentlichen Komponenten von Trumps Gesetzesinitiative war es, jene religiösen Minderheiten (Christen, Jesiden), die einem Genozid in ihren Heimnationen (durch Muslime) entkommen waren, zu bevorzugen – eine Standardprozedur des gesamten letzten Jahrhunderts.»

Erinnerung an Europa

Ja, Stefan Zweig hätte diese Hysterie, von Hollywoodstars über US-amerikanische Demokraten bis hinunter zur deutschen SPD, als geschmacklose Trivialisierung des schwarzen Terrors empfunden, dem er und seine Zeitgenossen ausgesetzt waren.

Und in diesem Punkt sind Joachim Lottmann und seine bezaubernde Frau Christa und ich ausnahmsweise einer Meinung.

Wie auch immer, der Regen wird auch morgen wieder fallen in Petrópolis, über dem Kaiserpalast genauso wie über der verwaisten Veranda vor dem Bungalow am Hang, und es wird regnen, beständig und gleichgültig, als ob nie etwas geschehen wäre.

«Was aber bleibt, stiften die Dichter», heisst es in Hölderlins «Andenken». Was bleibt von Stefan Zweig, sind seine Bücher.

Und die Erinnerung an ein Europa, das mondän war und gebildet und kosmopolitisch, eine Geisteshaltung eben und keine Vorschrift von Bürokraten und Gutmenschen, diesen «Humanisten» von heute.

Sprache

Tenor August

Heute geht es um Homografen. Das hat mit Musik zu tun. Ein bisschen zumindest. Von Max Wey

«C'est le ton qui fait la musique», sagen die Franzosen. Der Ton macht die Musik. Es ist nicht unerheblich, wie etwas gesagt wird. Tenöre würden, wenn man sie denn befragte, dem zustimmen. Der Tenor (diesmal mit Betonung auf der ersten Silbe) wäre dann: «Ja, das sehen wir auch so.» Der Tenor ist ein Sänger mit Tenorstimme, aber das Wort «Tenor» ist ein Homograf. Ein hä? Homografe sind gleich geschriebene Wörter, die je nach Betonung eine andere Bedeutung erhalten. Ihre Zahl hält sich im Deutschen in Grenzen. Haben wir es mit einem Tenor mit einer gewissen Konstanz (Betonung liegt auf dem a) zu tun, wird er vielleicht berühmt; dann wird er eines Tages über sein Musikerleben Auskunft geben müssen, möglicherweise aber auch über sein Musikerleben (Musik-Erleben). Und sei es in Konstanz (diesmal auf der ersten Silbe betont). Der Satz «Sie rasten» kann heissen: Sie rasten auf dem Autobahnparkplatz (sie ruhen sich aus). Aber auch: Sie rasten mit horrendem Tempo über die Autobahn.

Zurück zu unserem Sänger. Möglich, dass der Tenor August heisst und im anders betonten August geboren wurde. August hatte früher einen anderen Beruf. Man wird zwar als Schreihals, aber nicht als Tenor geboren. Als gelernter Monteur ging er auch an Montagen auf Montage. Nach einem Streik in der Firma verlor er seinen Job. Woher sollen Streikende auch wissen, wann Streikende (Streik-Ende) ist? Er ging aufs Konservatorium, er wollte auf die Opernbühne. Dort steht er nun Abend für Abend. Einige Partituren sind modern, andere modern im Keller vor sich hin. Er hat es zu einer gewissen Bekanntheit gebracht. Schon manch eine Heroin (Heldendarstellerin; Betonung auf dem o) hat er kennengelernt, eine soll auf Heroin gewesen sein. Von einem Kanton zum andern ist er gezogen, in Kanton (chinesische Stadt; Betonung auf der ersten Silbe) war er auch schon.

Nicht alle Texte, die er singen muss, gefallen ihm. Diesen Text würde er am liebsten umschreiben (Betonung auf der ersten Silbe), hat er einmal zu einem Regisseur gesagt. Dieser meinte trocken, was er genau meine, ob er das noch ein wenig umschreiben könne. Tenor ist Augusts Traumberuf. Und doch wird es ihm manchmal zu viel, von Engagement zu Engagement zu hetzen, und er träumt davon, dereinst einmal ein Rentier zu sein. Kein Tier (auf der ersten Silbe betont), sondern ein Rentner (französisch ausgesprochen).

Max Wey war langjähriger Chefkorrektor der *Weltwoche*.

Giardina

LEBEN
IM
GARTEN

15.-19. MÄRZ
MESSE
ZÜRICH

17na

GiardinaFRIDAY

**Ein Abend voller
Inspiration.**

17. März, 17 bis 22 Uhr

Geniessen Sie den ersten Frühlingsabend des Jahres:
Tauchen Sie in die traumhaft schönen Gartenwelten
der Giardina ein. Überraschende, künstlerische High-
lights begleiten Sie auf Ihrer Entdeckungsreise.
giardina.ch/friday

JardinYsuisse

SonntagsZeitung

CHAMPAGNE
PERRIERJOUËT

radio
zürichsee

SBB CFF FFS
RailWay-Kombi

Ist Gott eine Falle?

Martin Scorsese drehte mit «Silence» einen Film über die Christenverfolgung im Japan des 17. Jahrhunderts und über die Krise des Glaubens. Von Wolfram Knorr

Die jungen Jesuiten Rodrigues (Andrew Garfield) und Garupe (Adam Driver) sind fassungslos: Ihr Mentor Ferreira (Liam Neeson) soll unter dem Druck rabiater Christenverfolger im Japan des Jahres 1638 dem Glauben abgeschworen haben. Die Adepten, ihrer Glaubensfestigkeit sicher, wagen deshalb die Reise ins Herz der Finsternis. Sie wollen ihren Lehrer finden und sich vom Gegenteil überzeugen. Doch bald im Griff der Shogune, werden sie von Gewissensqualen gebeutelt. Sie könnten sofort andere Gefangene vor dem Tod retten, wenn sie dem Glauben abschwören. Wäre das Nachgeben ein Verrat an Gott? Und wo ist

Gott, um die anderen zu retten, wenn man nicht nachgibt? Das Leben ist ein schlampiger Verhau, in dem man hängt und zappelt. Rufen wir deshalb nach einem Gott als Retter? Ist Gott eine Falle? Je grausamer die Torturen, desto grösser die Verzweiflung. Garupe gibt auf, sein Kollege klammert sich panisch an Gott, bis Ferreira auftaucht.

Mit zwölf Alkoholiker

Seit dreissig Jahren wollte Martin Scorsese (74), letzter «New-Hollywoodianer», den Roman «Chinmoku» («Schweigen») von Endo Shusaku verfilmen und kam nie so recht zu Rande oder verschob die Realisierung. Die Thematik mäandert seit eh und je durch sein Œuvre: Egal, ob es sich um katholische Kleingangster aus Little Italy handelt («Mean Streets», 1973), um Jesus als wilden Rambo («The Last Temptation of Christ», 1988) oder um gierige Börsenmakler («The Wolf of Wall Street», 2013), immer geht es um das Bedürfnis, der schauerlichen Realität, dieser samuel-beckettischen «Fallgrube», einen spirituellen «Zauber» abringen zu können. In seinem wohl spektakulärsten Werk, «Taxi Driver» (1976), ertrotzt sich der einsame Held seinen fürchterlichen «Zauber»: mit einem blutigen Amoklauf, um New York «reinzuwaschen».

Scorsese, in Little Italy geboren, streng katholisch erzogen, wollte Priester werden. Mit zwölf Alkoholiker, asthmatisch, immer an der Grenze zur Kriminalität, schaffte er den Absprung zur Highschool, zur Uni, zur Kinobegeisterung. In «Mean Streets» spielte er in der



Die Zeiten sind nun mal nicht mehr so: Scorseses «Silence».

Schlusszene selber einen Killer und dankte im Nachspann seinem Psychoanalytiker, der ihm zu dem Auftritt geraten hatte, um «Druck» abzulassen. Die Welt ist entzaubert, geblieben ist nur der Hunger nach «Erwähltheit». Im unterschätzten «The King of Comedy» (1983) entführt ein Fan den TV-Star Longford (den Jerry Lewis spielt), um selber berühmt zu werden. Ein Maniac, penetrant, gönnerhaft, anbiedernd, von sich masslos überzeugt und gefährlich. Nach sechs Jahren Knast schreibt er ein Buch und «erzaubert» sich seine eigene TV-Show.

Das innere Ringen der Priester

Das Sichhocharbeiten, das Herausragen aus der Masse der Nobodys ist ein fundamentaler Glaubenssatz Amerikas, bei Scorsese wird er zum orgiastischen Exzess («The Wolf of Wall Street»). Die Priester aus «Silence» sind in ihrer masslosen Selbstgefälligkeit alles andere als frei davon. Im ersten Teil von «Silence» erteilen sie den Dorfbewohnern christliche Unterweisungen, obwohl die Häscher überall unterwegs sind. Umso grösser ist ihr Sturz, als ihre Glaubensstärke durch die Folterungen auf den Prüfstand kommt. Alles prima und stark gespielt (Andrew Garfield war in «Hacksaw Ridge» kürzlich als religiöser Fanatiker zu sehen), allein emotionale Anteilnahme stellt sich nicht ein. Das innere Ringen der Priester aus einer Zeit christlicher Machtdominanz bleibt einem fremd und ist stellenweise langweilig. Die Zeiten sind nun mal nicht mehr so – oder geht es Scorsese um die Krise des Christentums?

Zu schön, um nicht wahr zu sein

Von Peter Rüedi

Es ist nicht so, dass dies das einzig gültige Konzept eines Piano-Trios wäre (im Jazz immer noch eine klassische Formation). Es gibt überschäumende, sozusagen barocke Piano-Trios, Oscar Peterson oder Phineas Newborn sind nur zwei Beispiele. Es ist auch ein Irrtum, dass «das Wahre» (was immer das sei) sich nur den einfachsten Ausdruck suche und Beredsamkeit grundsätzlich im Verdacht der Lüge stehe.

Virtuosität ist ein legitimes Kunstideal. Allerdings nicht das von Julia Hülsmann, der in Berlin lebenden Pianistin mit Jahrgang 1968, die vor kurzem mit der sechsten CD für ECM zum Trio-Format zurückgekehrt ist. Anders gesagt: Sie ist eine Virtuosa der Ökonomie, einer auf weite Räume angelegten Musik. Sie ist Lyrikerin nicht nur im metaphorischen Sinn. Hülsmann hat ein Sensorium für die Musik im gesprochenen, gesungenen Wort, sie hat viel mit Vokalistinnen und Sängerinnen gearbeitet. In ihrem Trio mit dem Bassisten Marc Muellbauer und dem Schlagzeuger Heinrich Köbberling (die drei sind nicht weniger als 15 Jahre zusammen) ist sie mit den eindringlichen Melodielinien ihrer rechten Hand sozusagen ihre eigene Sängerin. Sagte Peter von Matt in «Die Lyrik im Verdacht» der Skandal des Gedichts sei, dass es schön sein wolle, so gilt das nicht weniger für die musikalische Lyrik von Julia Hülsmann.

Die elf Stücke von «Sooner and Later» (so der Titel der CD), sechs eigene Kompositionen, zwei von Bassist Muellbauer und zwei von Drummer Köbberling, dazu die schöne Anverwandlung der Erinnerung an eine junge kirgisische Geigerin, die Hülsmann auf einer ihrer weiten Tourneen gehört hatte, und der für sie schon obligate Pop-tune, diesmal «All I Need» von Radiohead, ganz nach innen gezogen. Sonst finden sich auf «Sooner and Later» durchaus auch extrovertiertere rhythmische Nummern, so wörtlich ist die «Lyrik» denn doch nicht zu nehmen (Wobei: Wer sagt denn, in Gedichten gehe es nicht auch um Gefühlslagen mit Ausrufezeichen?).

Insgesamt: eine sehr konturierte, präzise, vieldeutige Musik. Zu schön, um nicht wahr zu sein.



Julia Hülsmann Trio:
Sooner and Later.
ECM 2547 5723858



Das Bedürfnis, einfach einmal das Gefühl für Zeit und Raum zu verlieren.

Forschung

«Die Menschen wollen trinken»

Von Alkoholabstinenz hält Jason Burke wenig. Der bekannteste Kater-Spezialist der Welt verabreicht partywütigen und zahlungswilligen Patienten intravenöse Behandlungen, die schnell wieder fit machen.

Von Franziska K. Müller

Seit er mit seinem Hangover-Bus zu den Party-Hotspots von Las Vegas reist, kennt man «Doc» oder «Angel», wie der 46-jährige Jason Burke in der amerikanischen Metropole genannt wird, überall. Seine Mission: Menschen, die unter den Folgen des Alkoholkonsums leiden, von ihren Qualen zu erlösen. Die selbstentwickelten Infusionen werden in der Zwischenzeit pro Jahr tausendfach angelegt – vor allem in seiner vor vier Jahren eröffneten Klinik Hangover Heaven (Katerhimmel), die als erste Institution weltweit auch die Auswirkungen des Katers und dessen Prävention erforscht. Wie hält es der Spezialist selbst mit dem Trinken? «Ich beschränke mich normalerweise auf einen guten Bordeaux oder einen qualitativ einwandfreien Whisky», sagt Jason Burke gegenüber der *Weltwoche*.

Herr Burke, wie kamen Sie dazu, die Folgen des exzessiven Alkoholkonsums medizinisch zu erforschen?

Jason Burke: Durch eigene Erfahrungen. Ich hatte Mitte zwanzig selbst eine lange

Geschichte von schlimmen Hangovers hinter mir. Später erlebte ich als Anästhesist bei Patienten, die aus der Narkose erwachten, ähnliche Symptome: Viele litten unter Übelkeit, schlimmen Kopfschmerzen und manchmal sogar unter einem Delirium. Ich erkannte, dass Alkohol und Anästhetikum ähnliche Nebeneffekte verursachen können. So begann ich, jene Medikamente, die bei Narkosebeschwerden verordnet werden, nach einer durchzechten Nacht selbst einzunehmen, und testete sie gleichzeitig – ziemlich unbürokratisch, wie ich im Nachhinein sagen muss – an Freiwilligen, die in Las Vegas schnell gefunden waren.

Was fanden Sie bei diesem Experiment heraus?

Es existiert in der Wissenschaft des Katers ein grosses Missverständnis, nämlich, dass die gesundheitlichen Beschwerden nach dem Besäufnis vor allem der Dehydratation geschuldet sind. Das ist komplett falsch. Der Kater wird in erster Linie durch oxidativen Stress und Entzündungen ausgelöst. Die Austrocknung kommt erst an dritter Stelle.

Der Griff zur Wasserflasche während oder nach der durchzechten Nacht bringt also weniger als gedacht?

Wasser ist wichtig, aber nicht das Wichtigste. Zudem bringt eine meiner mit Elektrolyten angereicherten Hydrations-Infusionen einen besseren und schnelleren Erfolg.

Andere intravenös verabreichte Lösungen, die Sie entwickelt haben, tragen so vielversprechende Namen wie «Entzückung» oder «Erlösung». Was ist drin?

Der Alkoholstoffwechsel kreiert freie Radikale, die Leber, Hirn und andere Organe belasten. Gegen diesen oxidativen Stress braucht der Körper Antioxidantien. Bei kosmetischen Produkten absorbieren Antioxidantien die freien Radikale, die der Haut schaden. Anstatt auf die Haut kommen die Antioxidantien bei mir in die Infusionen. Die beliebteste Infusion ist das sogenannte «Salvation Package». Verschiedene Medikamente, intravenöse Flüssigkeit sowie diverse Vitamine sind ebenfalls enthalten. Auch unsere Vitamin-B12-Spritze ist sehr beliebt.

Wer kommt in den Bus und in die Klinik?

Theoretisch alle. Wir haben glücklicherweise die grösste Zielgruppe der Welt: Menschen aus sämtlichen sozialen Schichten und den verschiedensten Altersgruppen fühlen sich nach einer durchzechten Nacht gleichermassen miserabel und wollen die elenden Nebeneffekte so schnell wie möglich loswerden. Dafür sind sie bereit, ziemlich viel zu bezahlen.

Leiden Männer anders als Frauen? Und verkraften verschiedene Ethnien Alkohol unterschiedlich?

Frauen leiden oft unter starker Übelkeit, Männer unter extremen Kopfschmerzen. Menschen aus Asien trifft es härter als andere. Für die Stärke des Katers ist auch die Art des konsumierten Alkohols ausschlaggebend: Getränke mit dunkler Farbe sind schlimmer als andere, und billiger Alkohol rächt sich ebenso wie das zunehmende Alter. Mit zwanzig dauert der Kater ein paar Stunden, mit vierzig leiden die Betroffenen oft mehrere Tage lang unter den Folgen.

Gibt es mehr Komasaüfer als früher?

Nicht unbedingt. Alkohol ist seit je die Schlüsselkomponente, um einen grandiosen Abend zu verbringen. Viele Besucher kommen in Gruppen nach Las Vegas und bleiben zwei bis vier Tage. Der Exzess entspringt dem Bedürfnis, einfach einmal das Gefühl für Zeit und Raum zu verlieren und die Sorgen und Ängste des Alltags zu vergessen. So ähnlich wie bei einer Meditation.

Kritiker werfen Ihnen vor, den übermässigen Alkoholkonsum zu fördern, indem sie seine Konsequenzen beseitigen.

Ich rate immer: «Trinkt weniger.» Aber es nützt nichts. Die Menschen wollen trinken.

Hat sich die Art der Drinks in den letzten Jahren verändert?

Ich stelle vor allem fest: Sie schmecken besser. Warum? Weil den Getränken viel Zucker beigefügt wird. Insbesondere bei Whisky-Mischgetränken, aber auch bei Getränken mit weniger Alkoholprozenten. Die Gäste glauben so, nicht viel Alkohol zu konsumieren, und trinken im Endeffekt mehr, als wenn sie sich eine halbe Flasche puren Wodka reinleeren würden.

Was haben die Patienten normalerweise in-tus?

Die meisten besuchen bereits am Mittag eine Party und konsumieren bis in die frühen Abendstunden durchschnittlich acht Drinks. Dann stehen Essen und Feiern auf dem Programm, und wenn sie um 03.00 Uhr ins Bett fallen, kursiert Alkohol von durchschnittlich siebzehn Getränken im Organismus. Besonders in der Sommersaison ist unser Katerbus im Dauereinsatz, und die Klinik platzt aus allen Nähten. Auch Haus- und Hotelbesuche werden häufig gebucht, weil die Patienten nicht mehr gehen können.

Ihre Patienten sind also noch sturzbetrunken, wenn sie Ihre Hilfe beanspruchen?

Manche sind auch nur beschwipst, weil sie über einen langen Zeitraum hinweg getrunken haben. Und es ist auch nicht so, dass sich alle von ihnen destruktiv verhalten. Manche realisieren nicht, wie viel sie trinken, während sie Spass haben.

Wie sehen die schlimmen Fälle aus?

Wir behandeln keine Alkoholvergiftungen, diese Menschen müssen in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Aber wir haben es natürlich mit Drogen zu tun. Die Pharmakologie von Kokain und Ecstasy macht, dass diese Substanzen kurzlebig sind. Wenn wir die

Konsumenten sehen, sind die Substanzen meist abgebaut, aber die Leute leiden – auch in Zusammenhang mit dem Alkoholkonsum – unter Angstzuständen und Herzrasen. Wir haben auch regelmässig Kunden und Kundinnen, die innerhalb einer Stunde bis zu dreissig Mal erbrechen müssen. Das ist ein furchtbarer und auch gefährlicher Zustand. Wir können innerhalb von dreissig Minuten helfen, und nach einer Stunde ist die wahn-sinnige Übelkeit in der Regel behoben.

Zahlen die Leute Ihnen mehrere hundert Dollar zur Katerbehebung, weil sie sonst vorübergehend leiden müssten, oder gibt es andere Gründe?

Das Hauptziel der medizinischen Behandlung ist die Schmerzbekämpfung, aber auch, dass die Leute am nächsten oder übernächsten Tag wieder fit sind. Für die Rückkehr in den Job. Eher aber für die nächste Party.

Wann hatten Sie Ihren letzten Kater?

Vor drei Jahren. Selbstverständlich aufgrund eines beruflichen Experimentes. Ich befand mich in der Entwicklung eines Vorsorge-Angebotes, das man vor einem Absturz anwenden kann. Das Produkt funktionierte damals leider nicht, und so musste ich mich an eine meiner eigenen Infusionen anhängen lassen.

Wo liegt die Zukunft des Katergeschäfts?

In der Prävention. Wir verfügen mittlerweile über ein populäres Angebot. Diese Pillen werden im Vorfeld einer Party eingenommen oder bevor man nach einer durchzechten Nacht schlafen geht. Es ist die beste Strategie und viel gesünder, als wenn der Körper mit den Konsequenzen eines voll ausgebildeten Katers zu kämpfen hat.

Für Menschen, die sich eine Infusion für 200 Dollar nicht leisten wollen: Welche einfacheren Tipps gegen Kater haben Sie?

Weniger trinken? Spass beiseite: Auf jeden Fall rate ich, etwas zu tun, bevor man bechert. Vom Verzehr von Heringen halte ich nichts, aber davon, vor der Feier ein oder zwei Multivitamin-tabletten zu schlucken sowie ein Ibuprofen einzunehmen. Am nächsten Morgen helfen Ginger Ale und Getränke, die mit Vitaminen und Mineralien angereichert wurden. Wenn es sein muss, nimmt man nochmals Ibuprofen. Das hängt von der Stärke des Katers ab. Ebenfalls empfehlenswert ist Coca-Cola. Das Koffein hilft bei Kopfschmerzen. Zudem ist ein Wirkstoff enthalten – ich wüsste zu gerne, welcher –, der den Kater definitiv erträglicher macht.



«Wir haben glücklicherweise die grösste Zielgruppe der Welt»: Mediziner Burke.

Jason Burke, 46, schloss sein Medizinstudium an der Universität von North Carolina ab. Bevor er seine eigene Klinik eröffnete, arbeitete er als Anästhesist. Seit sieben Jahren lebt und arbeitet er in Las Vegas (Nevada). Demnächst will er eine Katerklinik in der chinesischen Vergnügungsmetropole Macau eröffnen.



Thiel

Zukunftsautomat

Von Andreas Thiel

Wissenschaftler: Bald werden wir so weit sein, dass alle Arbeit nur noch von Robotern verrichtet werden wird.

Handwerker: Und wie soll ich dann meine Familie ernähren, wenn ich keine Arbeit mehr habe?

Wissenschaftler: Der Staat wird uns alle ernähren.

Handwerker: Und womit will der Staat das finanzieren?

Wissenschaftler: Die Roboter werden nicht nur für uns arbeiten, sondern auch Steuern bezahlen.

Handwerker: Moment, wenn alle Arbeit von Robotern verrichtet wird, dann kann ja auch der Service public von Robotern erbracht werden, und wir brauchen gar keine Verwaltungsangestellten mehr. Dann kostet die Verwaltung überhaupt nichts mehr, sondern wirft bei der Erbringung ihrer Leistung vielleicht sogar noch Geld ab, weil die Verwaltungsroboter ja dann ebenfalls besteuert werden können. Und natürlich werden auch die Politiker durch Roboter ersetzt. Die Arbeit von Parlament und Bundesrat dürfte sogar durch besonders einfache Algorithmen ersetzt werden können.

Wissenschaftler: Der Roboter wird nicht die Politik revolutionieren, sondern die Wirtschaft.

Handwerker: Sie stellen sich eine vollautomatisierte Wirtschaft wohl vor wie eine unglaublich grosse Druckerpresse, die sich mit dem Geld, das sie druckt, gleich selbst finanziert?

Wissenschaftler: Ja, ungefähr so stelle ich mir die Zukunft unserer Wirtschaft vor.

Handwerker: Ich bin zwar nur Maschinenmechaniker, aber wenn ich behaupte, bei diesen Konstruktionsskizzen für einen Industrieroboter hier handle es sich um die Baupläne für einen Goldesel, erhalte ich dann Forschungsgelder vom Nationalfonds?

Wissenschaftler: Vielleicht. Zumindest aber einen Dokortitel.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Mit Frau und Geliebter im Zug

Vernissage im Zürcher Landesmuseum; Aus für die Kunstzeitschrift *Parkett*; «Schwanensee» am Opernhaus Zürich. Von Hildegard Schwaninger

Das Landesmuseum hat durch den Neubau (eröffnet am 31. Juli 2016) an Strahlkraft gewonnen, der Andrang bei der Vernissage «1917 Revolution in Russland und die Schweiz» war riesig. Die Ausstellung zum 100. Jahrestag der Russischen Revolution ist eine spannende Zeitreise in das grösste Land der Welt, von zirka 1850 bis zum Tod Stalins 1953, wobei die Ermordung des Zaren Nikolaus II. und die Machtübernahme durch die von Lenin angeführten Revolutionäre eine zentrale Rolle spielen. Die Rolle der Schweiz: Lenin plante hier die Revolution. In dem Zug, mit dem er 1917 von Zürich nach St. Petersburg fuhr, wurde er von seiner Frau und seiner Geliebten begleitet sowie (unter anderem) von Fritz Platten, einem begeisterten Kommunisten aus St. Gallen, der später den stalinistischen Säuberungen zum Opfer fiel. Es gibt viel zu schauen in der Ausstellung, von kostbaren Fabergé-Eiern, mit denen sich die Zarenfamilie zur Osterzeit gegenseitig beschenkte, bis zu den Zetteln der Zürcher Zentralbibliothek, auf denen die von Uljanow (Lenins richtiger Name) ausgeliehenen Bücher registriert sind, und dem Schreibtisch aus der Wohnung an der Spiegelgasse, wo Lenin sein Buch «Staat und Revolution» schrieb.

Zur Vernissage kam eine prominente Gästeschar: alt Bundesrat Christoph Blocher mit Ehefrau Silvia, Lukas Bruhin, Generalsekretär Eidgenössisches Department des Inneren (rechte Hand von Bundesrat Alain Berset),

Hedy Graber, Chefin Migros-Kulturprozent (Herrin über das nach dem Bund grösste Subventionsbudget), Christoph Stuehn, Direktor Memoria, Historiker und Bücherausautor Alexis Schwarzenbach (neuerdings mit Bart), die ehemaligen Zürcher Stadtpräsidenten Thomas Wagner mit Ehefrau Denise und Josef Estermann mit Ehefrau Magi, alt Regierungsrat und Opernhaus-VR-Präsident Markus Notter, Walter Anderau, Präsident der Stiftung Kloster St. Johann Müstair (Unesco-Welterbe), der sich sehr für den Neubau des Landesmuseums eingesetzt hat und – etwas, woran er sich gern erinnert – einst Prinz Charles durch die Baustelle führte, als er in London für den Bau des «Tannenzapfens», des Gebäudes der Swiss Re, zuständig war.

Das Auditorium des Landesmuseums war zum Bersten voll, und die Luft war so stickig, dass einige die Flucht ergriffen, als die einstündige Begrüssungszeremonie stattfand. Der Pianist Dominic Chamot spielte Rachmaninoff, Museumsdirektor Andreas Spillmann begrüsst die Gäste, Ulrike Kretzschmar, Ad-interims-Präsidentin des Deutschen Historischen Museums Berlin, dankte für die gute Zusammenarbeit (die von Pascale Meyer kuratierte Ausstellung entstand in Kooperation mit Berlin), es sprachen Aleksei Levykin und Evgenia Petrova, die Direktoren der Staatlichen Museen in Moskau und St. Petersburg. Frithjof Benjamin Schenk, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Univer-



Fast verliebt

Anstrengend

Von Claudia Schumacher

Krank, krank, krank!», sagt mein Cousin Maxim – und das ist bei ihm absolut positiv gemeint. Vergnügt rutscht er an diesem Freitagabend auf seinem Barhocker herum und trinkt seinen Gin Tonic. «Der

Februar war einfach nur krank. Zuerst war die Friseurin fällig, dann kam die Kollegin, mit der ich im Pool vom Fünfsternehotel beim Betriebsausflug rumgemacht hab. Samira schickt mir Sprachnachrichten, Alexa aus Kitzbühel schreibt mir immer noch... ich kann nicht mehr!» Natürlich meint er das nicht ernst. Vor mir sitzen 85 Kilo reine Selbstgefälligkeit. Und wie er so klagt, checkt er auch schon wieder die Bar aus. Könnte ja ein interessantes Jagdobjekt anwesend sein.

Vielleicht liegt es daran, dass mir die Aneinanderreihung von Bettgeschichten bei Maxim langsam frauenverachtend erscheint, womöglich aber auch daran, dass ich mir dieses Protz-Gelaber schon seit Jahren anhöre... Aber wenn hier jemand nicht mehr kann, dann ich. «Halt!», rufe ich daher aus dem Affekt, als ich sehe, wie Maxim den nächsten Brigitte-Bardot-Verschnitt in der Bar fixiert – aber zumindest



Sicherer Wert: Primaballerina Vostrotina.



Spannende Zeitreise: Präsidentin Kretzschmar.



Begrüssungszeremonie: Pianist Chamot.

sität Basel, sorgte für etwas Unruhe im Publikum, als er zur Begrüssung einige Minuten Russisch sprach und kaum jemand ein Wort verstand; doch dann erzählte er spannend von Russland und was für eine Rolle die Schweiz in der Revolution gespielt hat.

Beim anschliessenden Empfang gab es Wodka (wobei die Schweizer eher zu den Weingläsern griffen) und diese herrlichen Schwarzbrote mit Wurst, Gurken und Eiern, die nirgends so gut schmecken wie in Russland.

Mit Ausgabe 99 und der Doppelnummer 100/101, die im Sommer erscheint, wird die Kunstzeitschrift *Parkett* nach 33 Jahren eingestellt. **Bice Curiger, Jacqueline Burckhardt** und **Dieter von Graffenried**, die die Kunstzeitschrift 1984 (gemeinsam mit dem verstorbenen Verleger **Walter Keller**) ins Leben riefen, begründen den Entschluss mit der «radikalen Änderung des Leseverhaltens im digitalen Zeitalter». Die gesamten Editionen von *Parkett* werden in Zukunft online verfügbar bleiben.

«Schwanensee» ist ein sicherer Wert. Das Ballett von Peter Tschaikowski in der Choreografie von **Marius Petipa** und **Lew Iwanow** war schon letztes Jahr am Opernhaus Zürich ein Renner. Die zehn Vorstellungen der Wiederaufnahme waren jetzt sofort ausverkauft, so dass es eine weitere Zusatzvorstellung gibt: am 29. März. Da tanzt **Elena Vostrotina**, die Primaballerina aus St. Petersburg, heute Primaballerina an der Semperoper in Dresden. **Viktorina Kapitonova**, die Erste Solistin des Zürcher Balletts, und ihr Mann sind vor zwei Wochen stolze und glückliche Eltern geworden.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

blickt er jetzt aufmerksam zu mir. «Hast du eine Ahnung, wie anstrengend du bist?», frage ich Maxim. «Warum hörst du nicht mal auf damit? Das kann's doch nicht sein!»

Maxim guckt verdutzt. Während ich auf eine Antwort warte, gewinne ich eine neue Perspektive: Vor mir steht nicht mehr mein hübscher 32-jähriger Cousin, der coole Ingenieur und Weiberheld. Ich sehe den Mann, der er werden könnte: ein abgehalfterter alter Sack ohne Familie, der trinkt und zu junge Frauen in Bars anquatscht, die ihn peinlich finden, ganz egal, wie viel PS sein Sportwagen hat, in den sie nicht einsteigen werden.

«Ich will das ja gar nicht», sagt Maxim endlich, jetzt ganz die Unschuld vom Lande. «Aber ich verliebe mich halt nicht!» – «Ja, dann reiss halt nicht immer Frauen im Nachtleben auf! Geh mal am Samstags in ein Frühstückscfé, da sind die netten Frauen!» Maxim

schaut mich säuerlich an. Und was er dann sagt, würde ich nicht glauben, wäre ich nicht selbst dabei gewesen: «Du hast recht. Nachdem mit Elisa Schluss war, ist es mit dem Rumhuren eskaliert. Ich kann echt nicht mehr. Ich bin kaputt. Körperlich... seelisch. Ich muss was ändern.»

Maxim legt eine Pause ein, scheint meinen verdatterten Blick zu geniessen, dann fährt er grinsend fort: «Ich habe jetzt verstanden, dass ich das emotionale Loch, das Elisa hinterlassen hat, nicht mit noch mehr Löchern stopfen kann.» Ich stöhne auf, während er mich glucksend vor Lachen darauf hinweist, dass die Bemerkung zweideutig war. «Ach, halt doch die Fresse!», sage ich noch, bevor ich seinen Gin Tonic nehme, kurz überlege, ihn damit vollzuschütten – und ihn stattdessen selbst in einem Zug austrinke. ○



Unten durch Wellenlänge

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du schaust dir im Kino den Film an, den dir alle empfohlen haben, und schon bei der ersten Szene weisst du: Schuss in den Ofen. Das ist überhaupt nicht dein Typ Film. Und das ist sehr merkwürdig. Denn der Film hat deiner Freundin doch so gut gefallen! Sie hat ihn sich, als du auf Geschäftsreise warst, zweimal angesehen. Auch dein seit Kindertagen bester Freund hat von ihm geschwärmt: «Grossartig! Und so wahr!» Ebenso hingerissen war dein Bruder, ein Film-Connaisseur, der mal mit Bruno Ganz im Engadin gelangt hat. Dein Bruder nannte den Film einen «Diamant im Kohlehaufen, dem Leben nachempfunden». Hätte dir ein kichernder Teenager mit Zahnsperre den Film empfohlen, hättest du ihn dir bestimmt nicht angeschaut. Aber dein Bruder und dein bester Freund sind beide Akademiker, dein Freund ging mit Bruno Ganz sogar aufs Gymnasium. Deine Freundin nicht, aber Bruno Ganz zu kennen, ist ja nur einer von vielen Faktoren, die zu cineastischem Sachverstand führen.

Deine Freundin liebt und versteht das Kino, sie entdeckt in Filmen manchmal Nebendarsteller, die ausser ihr keiner sieht, deshalb gibst du dem Film noch eine Chance. Aber die zweite Szene ist im Wesentlichen eine Wiederholung der ersten, die dritte lähmt beinahe deinen Sehnerv. Du bist erschüttert. Wie konnten deine Freunde dir nur einen solchen Bockmist empfehlen? Deine Freundin hätte sich den Film sogar noch ein drittes Mal angeschaut, «wenn ich grad nicht solche Kopfschmerzen hätte!». Sie bat dich fast inständig, ihn dir unbedingt heute anzuschauen, es sei der letzte Spieltag. Dir ist unerklärlich, weshalb ihr nicht auch spätestens bei der vierten Szene das Bein eingeschlafen ist wie dir. Und wie kann es sein, dass sie sich nicht auch, wie du, für die Talentlosigkeit der Schauspieler persönlich geschämt hat? Ihr habt doch sonst so vieles gemeinsam! Ihr esst beide gern Schnecken. Ihr trinkt beide gern Himbeersirup und habt ein Faible für die Astrologie. Ihr seid ein Herz und eine Seele, aber dieser Film ist wie ein Stachel in beidem. Plötzlich hältst du es für möglich, dass man trotz vieler Gemeinsam-

»» Fortsetzung auf Seite 72

»» Fortsetzung von Seite 71

keiten eben doch an zwei weit voneinander entfernten Ufern steht. Dein bester Freund zum Beispiel isst auch gern Schnecken und trinkt sogar zu ihnen Himbeersirup. Er liest so leidenschaftlich Astrologiebücher wie du, aber trotzdem habt ihr beide einen gegensätzlichen Charakter, ihr seid wie Herbst und Frühling. Das war dir aber bisher egal, denn du vertraust ganz auf die Macht der Anziehungskraft der Gegensätze. Diese Macht hat ja auch dich und deine Freundin zusammengeführt.

Laut Horoskop würden sie und dein bester Freund eigentlich besser zusammenpassen als sie und du. Da sich aber Gegensätze anziehen, ist sie jetzt mit dir zusammen und nicht mit ihm, obwohl er und du wesensmässig genauso verschieden seid wie sie und du. Das klingt ein bisschen kompliziert, ist aber ganz einfach: Eine Beziehung, in der beide gleich ticken, wäre langweilig, da hat dein Bruder ganz recht. Er hat dich vor kurzem gebeten, ihm ein Horoskop zu erstellen, und dabei ist dir aufgefallen, dass er und deine Freundin noch perfekter zusammenpassen würden als sie und dein bester Freund. Als du deinem Bruder das scherzhaft erzählt hast, wurde er rot und sagte: «Liebe ist Vielfalt – alles andere wäre langweilig.» Und dann hat er dir diesen Film empfohlen. Er sagte: «Geh unbedingt morgen Nachmittag hin, es ist der letzte Spieltag.» Schon interessant, wie die drei auf derselben Wellenlänge schwingen! Ein wenig beunruhigt schaut du dir weiter den lausigen Film an, den sie dir empfohlen haben. In dem Film geht es – und erst jetzt ist das für dich von Bedeutung – um eine Frau, die drei Männer liebt, und einer von ihnen weiss es noch nicht. Du brauchst einige Sekunden, um zu begreifen. Dann sagst du: «O Scheisse!», und die Dame neben dir macht: «Pst!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Kühler Weissler vom Vulkan

Von Peter Rüedi

Passopisciario, eine einwohnermässig kleine Fraktion der Gemeinde Castiglione di Sicilia, gelangte zu Berühmtheit, weil hier Andrea Franchetti, eine der Hebammen des Weinwunders am Ätna, im Jahr 2000 sein sizilianisches Abenteuer begann. Er nannte seinen Wein schlicht «Passopisciario». Die Herkunft war seine Marke. Inzwischen unterscheidet er nach einzelnen Lagen («contrade»), und inzwischen sind ihm andere Weinmacher in dieses gelobte Land am Nordhang des Vulkans gefolgt: Alberto Graci, Giuseppe Russo oder Cottanera. Einer der jüngsten Protagonisten dieser Renaissance, die in charakteristischen Roten hauptsächlich aus den autochthonen Sorten Nerello Mascalese und Nerello Cappuccio aus grosser Höhe (bis 1200 Meter) neue Subtilitäten entdeckte, in feinfarbigen, eigenwilligen Weinen, die auch schon mit gutem Grund «Burgunder des Mittelmeers» genannt wurden – eine der jüngsten Entdeckungen heisst Palmento Costanzo. Besitzerin ist Valeria Agosta, Önologe und Agronom in dem kleinen, feinen Betrieb (sieben Hektaren)

Donato Lanati. Der Ätna-Boom geht weiter. Aus den kühlen Höhen des heissen Vulkans kommen die elegantesten Weine Siziliens.

Palmento Costanzo ist in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Man produziert in Santo Spirito zwei Rotweine und zwei Weisse: den Nero di Sei und den Bianco di Sei und die bescheideneren, aber keineswegs banalen Mofete Rosso und Mofete Bianco. Weil gemeinhin der Fokus bei den Ätna-Weinen nicht ganz unverstänlich auf den vielschichtig changierenden attraktiven Roten liegt, sei hier und heute der Bianco di Sei 2015 vorgestellt.

Die Weissen vom Vulkan sind auf ihre Art so einmalig wie die Roten. Aus den weissen sizilianischen Spezialitäten Carricante (70 Prozent) und Catarratto (29 Prozent) gebaut, spät reifenden, nicht ganz einfach zu handhabenden Sorten, ist ein aufregender Weissler entstanden, der noch präziser als die Rotweine Ausdruck des einmaligen vulkanischen Terroirs ist. Damit also keineswegs ein Leichtgewicht. Nach einem reichen Bouquet in der Nase (Aprikose, reife Melone, Zitrone, eine Spur Honig, erinnert mich etwas an meinen Akazienhonig auf dem Frühstückstisch) setzt sich die vielfältige Palette am Gaumen fort: Limonen, tropische Früchte. Viel Substanz, kein störendes Holz, tolle Säure. Mit dem Begriff des «Mineralischen», den alle brauchen und niemand definieren kann, wird ja ziemlich inflationär um sich geworfen. Hier ist er offensichtlich und unverzichtbar. Nähme mich wunder, was auf solchen Böden aus einem Chasselas würde. Einen spannenden Chardonnay hat Franchetti schon mal angebaut.

Palmento Costanzo: Bianco di Sei. Etna Bianco 2015. 13,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 26.–. www.gerstl.ch

DIE  WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Fahrende App

Der neue V90 ist wie immer bei Volvo ein eleganter Kombi. Eine Fahrt ins digitale Automobilzeitalter. *Von David Schnapp*

Als Autotester hat man es mit den verschiedenen Fahrzeugmarken und -typen wie mit seinen Freunden: Es gibt solche, die kennt man schon lange, hat sie aber schon länger nicht mehr gesehen. Und wenn sie einem dann wieder begegnen, haben sie sich stark verändert. So ging es mir mit dem Volvo V90, dem Nachfolger des V70, mit dem die schwedische Marke in die Zukunft fährt. Volvo steht schon seit Jahrzehnten für elegante praktische Kom-

bis, gerade der V70 aus den neunziger Jahren oder die 740er, die davor gebaut wurden, erfreuen sich beim urbanen Hipster-Publikum immer noch grösster Beliebtheit.

Der neue V90 ist in bester Tradition eine elegante Erscheinung: langgestreckte, klare Linien und ein horizontal betontes Heck mit einem kurzen Dachspoiler und stilsicher noch oben gezogenen Leuchten. Im Innern hat sich einiges getan, dabei ist eines sicher: Das ist nichts für Anhänger des analogen Automobils. Ähnlich wie beim Tesla dominiert im Volvo ein grosser, senkrecht orientierter Bildschirm das Cockpit. Er ist etwa so gross wie ein Tablet-Computer und steuert fast alle Funktionen des Fahrzeugs – und das sind ziemlich viele. Von der Wahl des Klangprofils für die hervorragende Bowers-&-Wilkins-Musikanlage (beeindruckend: die Einstellung «Gothenburg Concert Hall») über die Anzeige der aktuellen Wetterprognosen bis zur Feinjustierung der Klimaanlage wird alles in Menüs und Untermenüs geregelt.

Geblichen sind wenige Tasten und Regler, etwa für die Lautstärke, das Fahrprogramm oder die Frontscheibenheizung. Für alles andere gibt es irgendwo eine Funktion oder App auf dem Bildschirm, und manchmal lenken einen das Suchen und das Wischen nach oben, unten, rechts und links auf dem Touchscreen etwas zu lange ab. Da ist es dann hilfreich, dass Volvo auch alles an Sicherheits- und Assistenzsystemen eingebaut hat, was gut und nützlich ist. Auf der Autobahn fährt der V90 eigentlich ohne Zutun des Fahrers, es reicht, wenn man dem Sensor im Lenkrad ab und zu bestätigt, dass da noch jemand die Hand am Steuer hat.

Noch ein guter Grund

Der Volvo V90 ist ein bequemes, luxuriöses Langstreckenfahrzeug mit Allradantrieb, Luftfederung und einem vernünftigen Vierzylinder-Turbodiesel. Der EU-Normverbrauch von angeblich 4,9 Litern lässt sich damit nicht erreichen, realistisch sind 7,5 bis 8 Liter. Das ist immer noch bescheiden genug, und zudem macht das Aggregat einen souveränen, leichtfüssigen Eindruck. Der Volvo V90 ist aber auch eine fahrende App und nicht zuletzt eine mobile Musikanlage höchster Hubraumstärke. Das B-&-W-System gehört zur Oberklasse der Auto-Audiosysteme und ist zusammen mit der ausgezeichneten Geräuschdämmung im Volvo alleine schon ein guter Grund, den V90 zu fahren.

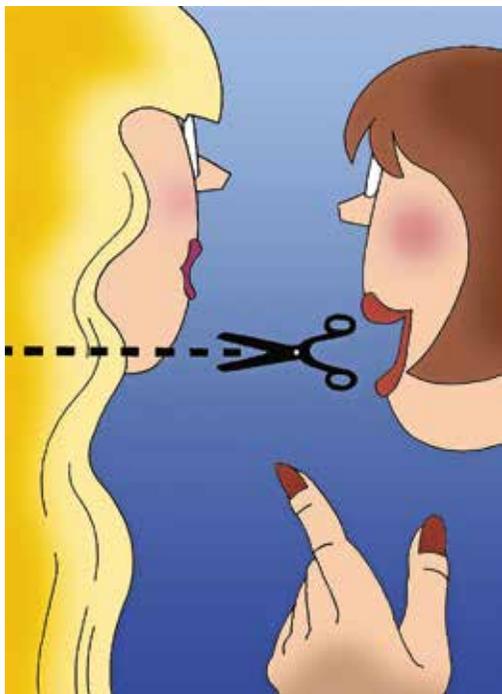
Volvo V90 D5 Inscription

Leistung: 235 PS / 173 kW
Hubraum: 1969 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 240 km/h
Preis: Fr. 71 000.–, Testauto: Fr. 100 070.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich meiner Freundin, die sich voller Freude die Haare lang wachsen lässt, sagen, dass ihr die kurzen Haare viel besser gestanden haben?
Rita Ris, Basel

Da haben Sie jetzt Glück, dass Sie an eine Antwortgeberin geraten sind, die gerne mit ihren Haaren experimentiert – quasi eine Stellvertreterin der Freundin. Sowohl in der Länge als auch in der Farbe gab es in meiner Haarbiografie wenig Konstanz. Deshalb bin ich ständig von Menschen umgeben, die mir irgendwie verwirrt auf den Schopf blicken. Teilweise sagen selbst meine Freundinnen nichts mehr, wenn ich plötzlich wieder von Blond auf Braun wechsle oder die Haare glätte, statt Locken zu kneten. Ich finde es jedenfalls gut, wenn mein Umfeld nicht zu streng zu mir ist und meine Freude an den Experimenten teilt. Schliesslich habe ich noch einen Partner, der im Zweifelsfall stets ehrlich ist, beziehungsweise ein falsches Kompliment nur schlecht zu heucheln weiss – wofür er jedes Mal teuer bezahlt. *Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Linken sollten sich nicht der Illusion hingeben, dass die Schweiz nach links driftet.» *Marlisa Schmid*

Diktat von aussen

Nr. 8 – «Schweiz als rote Hölle»; Christoph Mörgeli über linke Politik

Obwohl ich mit linker Politik gar nichts am Hut habe und rechte Anliegen unterstütze, habe ich ausnahmsweise einen Schwenker nach links gemacht und bei der Abstimmung zur USR III ein Nein eingelegt. Diese Reform wurde uns von der OECD und von Brüssel aufgedrängt, was vielen Schweizer Bürgern sauer aufstösst. Umso mehr überrascht, dass die SVP dieses Diktat von aussen widerspruchslos hingenommen und die Vorlage mit Klauen und Zähnen verteidigt hat. Ebenso wird die Masseneinwanderung durch das Anlocken von immer mehr ausländischen Konzernen nicht eingedämmt, sondern eher noch verstärkt, zumal sich die Firmen meist mit ihren ausländischen CEOs und Mitarbeitern in der Schweiz etablieren. Es sind vor allem die zahlreichen Nein-Stimmen von Bürgerlichen, die die Reform gebodigt haben. Die Linken sollten sich nicht der Illusion hingeben, dass die Schweiz nach links driftet.

Marlisa Schmid, Rebstein

Falsche Adressaten

Nr. 8 – «Ramstein lauert überall»; René Zeller zum Fliegerunfall in St. Moritz

Die Piloten der Patrouille Suisse und des PC-7-Teams sind Meister ihres Faches. Sie vermögen durch ihre Leistungen einen Mythos aufrechtzuerhalten, dies unter Applaus der ganzen Bevölkerung und mit höchstem Wohlwollen selbst von linker Seite. Flugvorführungen sind ein aussergewöhnliches Spektakel, doch leider wird damit der Bevölkerung vorgegaukelt, die Armee sei noch immer glaubwürdig und einsatzbereit. Dabei geht vergessen, dass die Armee durch ihre zahlreichen Redimensionierungen nur noch einen Hauch ihrer selbst darstellt. Flugshows sind deshalb reine Alibiübungen und verschleiern den wahren Zustand unserer Sicherheitspolitik! *Beda Düggelin, Zürich*

Grosszügige Finanzierung

Nr. 8 – «Steuergeld für Hitler-Fans»; Pierre Heumann über Entwicklungshilfe

Rund 30 000 palästinensische Lehrkräfte indoktrinieren unzählige palästinensische Schüler im Sinne der früheren Palästinensischen Autonomiebehörde. Sie erziehen sie gezielt zu Feinden Israels. Die Schweizer Regierung weiss Bescheid, trotzdem oder gerade deswegen wird grosszügig finanziert. Nach meiner persönlichen Erfahrung pflegt Pierre Krähenbühl, Chef des Uno-Hilfswerks für Palästina-Flüchtlinge

im Nahen Osten, unangenehme Fragen nicht oder wenig glaubwürdig zu beantworten.

Hanspeter Büchi, Stäfa

Vertrauen schaffen geht anders

Nr. 7 – «Von oben herab»; Beat Gygi und Florian Schwab über die Firmensteuerreform

SMI und SPI sind in der Woche nach dem USR-III-Nein leicht gestiegen, obwohl die Pro-Kampagne der Schweiz bei einem Nein Konkurrenzunfähigkeit, Rechtsunsicherheit und den Verlust Zehntausender Arbeitsplätze voraus sagte. Der Markt geht also nicht von größeren Problemen für die Unternehmen aus. Warum nicht? Glauben Wirtschaft und Grossinvestoren ihre eigenen Argumente nicht? Ist ein zweiter, gemässigerer Anlauf auch okay? Spielt die Verfassung des Standorts Schweiz bei der Bewertung eines in der Schweiz domizilierten, börsenkotierten Unternehmens gar keine so massgebliche Rolle? Wie auch immer, Vertrauen schaffen geht anders. *Kurt Nyffeler, Zürich*

Letzte Ideale

Nr. 8 – «Darum will ich den Koran verbieten»; Interview mit dem niederländischen Politiker Geert Wilders

Um niemanden zu diskriminieren und nirgendwo anzuecken, stellen wir das Angelusläuten ab, entfernen wir die Wandkreuze aus Schulen und Spitälern, beerdigen wir die Toten ohne die Segnung des Grabs. Bald geht es Mariä Himmelfahrt an den Kragen und, wie Geert Wilders sagt, Weihnachten und Ostern. Wir kappen unsere Wurzeln. Am Ende bleiben uns nur die Ideale des Sozialismus: gerechter Lohn, genügend Ferien, ausgewogene Besteuerung und das Dach über dem Kopf. Es sind die Ideale von Christian Levrat und von Papst Franziskus, beides grossartige Köpfe auf der falschen Seite der Front. *Thomas Schönenberger, Beride*

Korrigenda

In der Ausgabe 4/2017 haben wir als Illustration des Artikels «Wir Schweizermacher» ein Foto eines Brautpaares veröffentlicht. Dabei handelte es sich um ein Symbolbild. Der Artikel handelt nicht von den abgebildeten Personen.

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9								10	11	12
13						14		15		16			
17					18								
		19								20			
	21				22		23		24			25	
26					27						28		
	29				30			31			32		
33					34	35				36		37	38
39								40					
					41							42	
43										44			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Kalendarisch bedingte Ballereien
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Bei Rittern beliebtes Zweikampfspiel hoch zu Pferd. 7 In Südafrika, die von den Magaliesbergen umgebene Stadt. 10 Der Baum, den viele Schmetterlinge so mögen. 13 Ob Odyssee oder Nibelungensage: Mit den Wasserwesen ist nicht zu spassen. 14 Im Innern mit Hohlraum mit Raum für vieles. 17 EDI und zu ihm gehörend sie, die prüft. 18 Für die einen Rosskur, für die andern eher Therapie. 19 Für Vogelkundler die Vogelwelt einer bestimmten Landschaft. 20 Nicht per se, sondern so, und damit dann niederträchtig. 21 Womit die Burg bei Trimbach als schutzwürdig eingestuft wird. 22 Wo Franzosen dann wohl auch Barbecue probieren. 26 Seit 1949 ein kompakter Pakt. 27 Sie mit ihren Blüten für den gesunden Tee. 28 Eitler Kerl, in Sachen Mode gar ein affektierter Narr. 29 Der schwimmende Stein für die natürliche Pflege. 31 Die Zelle für die geschlechtliche Fortpflanzung. 33 Zur Schweiz passendes Mass mit gewissem Ausmass. 34 Bei Gott, da heisst es Abschied nehmen. 36 Die von Tschchow kann nicht fliegen, dafür unterhalten. 39 Verbrannt ist sie für ihren betörenden Duft bekannt. 40 Je nach 18 waagrecht ist es danach unterschiedlich. 41 Jochlaute lautet ihr Zweitname. 42 Top-Level-Domain der ersten Generation. 43 Eiszeitliche Schotterebene. 44 Brötchen mit vielen Namen - einer reicht.

Senkrecht — 1 Die Halbinsel und der gleichnamige Sect, der schmeckt. 2 Asien: zwei Staaten und zwei Währungen mit einem Namen. 3 Auch in der Sahara gibt's Gebirge, hier das höchste. 4 Geschehen ist geschehen, wenn auch wie hier unvorhergesehen. 5 Für den Schreiner ein bisschen Abfall. 6 Novellen unterscheiden sich auch bezüglich Kürze von ihnen. 7 Ist die Luft weg, wird's bei ihm eine flache Sache. 8 Ausführen, aber nicht die Freundin in die Disco. 9 Nostalgisches Lokal für Plaudereien mit Süssigkeiten. 10 Ein bisschen englischer Adliger, der amerikanische Pianist und Komponist. 11 Die Betrachtung kann auch eine Untersuchung sein. 12 Folgernd betrachtet lässt es sich auch so sagen. 15 Nach dem Urteil steht sie fest. 16 Wo Horus gegen Seth gekämpft haben soll. 18 Die Schweizer Stadt hat in Sachen Uhren einiges drauf. 21 Die Erbkrankheit Morbus ... trägt den Namen jenes deutschen Arztes. 23 Was manche wortreich mit vielen Sachen machen. 24 Laut Bibel hiessen seine Brüder Ham und Jafet. 25 Bürde und Last sind fast dasselbe. 30 Beim Prinzen Ermias Selassie fehlt etwas. 32 Rousseau über die Erziehung, mit ihm als Beispiel. 33 Ein Getreide, ungemahlen aber gut vermischt. 35 Rehe und Hirsche - siehe 38 senkrecht. 37 Eisenzeitlicher Stammesverband bei der Jordansenke. 38 Hier nur die Hälfte einer verbreiteten Sprache.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 506

	M	O	N	T		S	A	L	A	M		T		O
	A	L	A	R	M		B		S	O	B	A	L	D
G	R	E	T	A		D	I	G	I	T	A	L		E
N	A	U	T	I	L	U	S		M	O	R	G	E	S
A	T	M	E	N		Z		Z	O	R	N			S
E			R	E	L	A	T	I	V		E	M	M	A
D		H		R	I	B	O	T		S	T	O	A	
I	R	A	K		N		L	A	D	A		R	N	S
G	U	E	R	R	E		S	T	E	R	B	E	N	
	F	R	E	I	A	M	T		M	I	E	N	E	N
M	E	T	I	E	R		O		I	N	L	A	N	D
	N	E	S	T		D	I	E	S	E	L			R

Waagrecht — 1 MONT(-real) 5 SALAM 11 ALARM 12 SOBOLD 14 GRETA 15 DIGITAL 16 NAUTILUS (fiktives U-Boot bei Jules Verne) 17 MORGES 18 ATMEN 19 ZORN 20 RELATIV 23 EMMA 27 RIBOT 28 STOA (griech. Philosophenschule) 29 IRAK 32 LADA 34 RNS 35 GUERRE (franz. f. Krieg) 37 STERBEN 39 FREIAMT 40 MIENEN 42 METIER 43 INLAND 44 NEST 45 DIESEL

Senkrecht — 1 MARAT 2 OLEUM 3 (Würfel-)NATTER 4 TRAINER 6 (K-)ABIS 7 ASIMOV (SF-Autor, Buchtitel) 8 MOTOR 9 TALG 10 ODESSA 13 BARNET (Braten) 14 GNAEDIG 15 DUZAB 19 ZITAT 21 LINEAR 22 TOLSTOI 24 MORENA 25 MANNEN 26 HAERTE 28 SARINE 30 RUFEN 31 KREIS 33 DEMIS (war griech. Sänger, Titel Lied) 36 RIET (-berg) 38 BELL 41 NDR

Lösungswort — LEISETRETER



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Meine Welt. Meine Karte.
Giulia Steingruber, Europameisterin und Besitzerin einer Cornercard Classic.



cr|baseel



cornercard

Für alle und alles die passende Karte.
cornercard.ch